

saarbrücker hefte

Die saarländische Zeitschrift
für Kultur und Gesellschaft

117 | 118

Sommer 2018
Euro 11,80

Röder
nachgeforscht

Marx
nachgedacht

Flüchtlinge
nachgehakt

Johannes-Hoffmann-Straße

Ministerpräsident des Saarlandes
1947 - 1955

Franz-Josef-Röder-Straße

Ministerpräsident des Saarlandes
1959 - 1979

Fenster nach Albanien
Sadija Kavgić

Galerie
Maja Andrack

Gerhard
Gerhard, Gronius, Haubrich, Schmied

saarbrücker hefte Nr. 117 | 118, Sommer 2018

Herausgeber:

Verein Saarbrücker Hefte e.V.

Redaktion:

Julian Bernstein, Bernhard Dahm, Jörg W. Gronius, Sadija Kavgić, Bernd Nixdorf,
Dietmar Schmitz, Herbert Temmes (vi.S.d.P.)

Redaktionsadresse:

Hohe Wacht 21, 66119 Saarbrücken, Telefon/Fax: (0681) 58 54 18
E-Mail: info@saarbruecker-hefte.de

Postadresse:

Saarbrücker Hefte, Postfach 10 26 16, 66026 Saarbrücken

Internet:

www.saarbruecker-hefte.de

Verlag:

Blattlaus Verlag, Ludwigstraße 29, 66115 Saarbrücken
Telefon: (0681) 37 21 75, E-Mail: druck@blattlausverlag.de
www.blattlausverlag.de | www.blattlaus.org

Herstellung:

Blattlaus GmbH, Saarbrücken

Layout:

David Lemm

Verkaufspreis:

Einzelheft EUR 11,80

Jahres-Abo EUR 11,80 (2 Hefte zuzüglich Porto)

Abo-Bestellungen an den Blattlausverlag, Ludwigstraße 29, 66115 Saarbrücken oder
bestellung@blattlausverlag.de

Die Zeitschrift ist im Buchhandel erhältlich.

Einsendungen von Manuskripten per E-Mail an: info@saarbruecker-hefte.de.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen.

Autorinnen und Autoren dieser Ausgabe:

Maja Andrack, Georg Bense, Julian Bernstein, Kajo Breuer, Bernhard Dahm, Thomas Döring,
Hans Gerhard, Harald Glaser, Jörg W. Gronius, Ludwig Harig, Christina Haubrich, Sadija Kavgić,
Johannes Koll, Heinz Monz, Stefan Ripplinger, Erhard Schmied, Erich Später.

Abbildungen:

Becker & Bredel (Nachruf Ludwig Harig), Alexander Paul Englert (Nachruf Arnfrid Astel),
Kerstin Krämer (S. 33, 43, 57, 58, 81, 97), Kurt Tassotti (Ballade von Lenchen Demuth), Sadija
Kavgić (Kavgić), Maja Andrack (Andrack), Archiv Saarstahl AG (Glaser), Weltkulturerbe
Völklinger Hütte / Hans-Georg Merkel (Glaser).

Titelabbildung:

Sadija Kavgić

ISSN 0036-2115

ISBN 978-3-945996-20-1

Für freundliche Unterstützung danken wir der Oberbürgermeisterin der Landeshauptstadt
Saarbrücken, Saarland Sportfoto GmbH und unseren Werbepartnern.

saarbrücker hefte

*Die saarländische Zeitschrift
für Kultur und Gesellschaft* **117 | 118**

Inhalt

- Editorial** 5 Preisgekrönt und angefeindet
- Nachruf** 8 *Georg Bense*
... weil er ein Mensch, – ein Dichter war
Erinnerungsskizzen zu Ludwig Harig
- 10 *Jörg W. Gronius*
Pegasus
Zum Tod von Arnfrid Astel
- Röder –
eine Debatte** 12 *Julian Bernstein*
Saarländische Entlastungssehnsüchte
Replik auf Peter Wettmann-Jungblut, »Lügen und andere
Wahrheiten«, erschienen in den *saargeschichte|n* Nr. 2 (2017)
- 22 Dokumentation: Schreiben der Staatskanzlei an SR
- 25 *Johannes Koll*
Der Fall Röder
Anmerkungen zum Umgang mit deutscher Zeitgeschichte
- 26 *Kajo Breuer*
Zur »Röder-Debatte«
Ein Offener Brief
- 30 *Stefan Ripplinger*
Landeseigene Klitterer
Saarländische Archivare frisieren die Nazivergangenheit ihres
»Landesvaters« Franz Josef Röder
- Asyl- und
Bleiberecht** 34 *Bernhard Dahm*
Flüchtlingsobergrenze
oder – alles nur eine Frage der Interpretation?
- Erinnerung** 39 *Thomas Döring*
»Ich schlafe keine Nacht, ohne in einem Lager gewesen zu sein.«
Horst Bernard und sein Engagement für die ehemaligen Gefan-
genen des Gestapolagers Neue Bremm in Saarbrücken

Marx-Jubiläum	44	Karl Marx, die Globalisierung und die 68er-Generation Herbert Temmes im Gespräch mit Alex Demirović
	49	<i>Heinz Monz</i> Helena Demuth aus St. Wendel
	55	<i>Ludwig Harig</i> Ballade von Lenchen Demuth
	56	<i>Stefan Ripplinger</i> Marx in St. Ingbert
Fenster nach Albanien	59	<i>Sadija Kangić</i> Albanien Fluch der Berge?
Literaturwerkstatt	68	Im Harem der Worte und Sätze Georg Bense im Gespräch mit Prof. Dr. Sikander Singh
Galerie	72	<i>Maja Andrack</i> Die Roten und die Blauen
Literatur	82	<i>Erhard Schmied</i> Schreckmüpfeli
	88	<i>Hans Gerhard</i> Can't keep safe what wants to break
	94	<i>Christina Haubrich</i> Helmut
	98	<i>Jörg W. Gronius</i> Madame Opingle
Industriekultur	100	<i>Harald Glaser</i> Ankündigungen und ungenutzte Möglichkeiten Zum Umgang mit dem industriellen Erbe des Saarlandes
Rezension	114	<i>Erich Später</i> Eine Kapitulation – Johannes Hoffmann wird eingedeutscht

Preisgekrönt und angefeindet

Am 18. Mai wurde unser Redakteur Julian Bernstein in Nürnberg mit dem »Alternativen Medienpreis« in der Kategorie »Geschichte« ausgezeichnet. Sein prämiertes Artikel »Historiker als Mythenproduzenten« ist auf der Webseite der *Saarbrücker Hefte* erschienen und fasst seine Recherchen zur NS-Vergangenheit des früheren saarländischen Ministerpräsidenten Franz Josef Röder zusammen. Wir freuen uns gemeinsam mit unserem Redaktionskollegen über diese verdiente Anerkennung. Zusammen mit unserem Autor Erich Später hat er in den *Hefte*n eine wichtige Debatte zur hiesigen Landesgeschichte angestoßen, die sich im letzten Jahr auf unerfreuliche Weise zugespitzt hat. Nach dem ursprünglichen Versuch, eine Debatte über die NS-Vergangenheit Röders durch Totschweigen zu unterbinden, gehen die Akteure des »Schweigekartells« nunmehr dazu über, massiv diejenigen anzu- feinden, die kritische Fragen stellen. Dabei scheinen alle Mittel recht zu sein. So hat Landesarchivar Peter Wettmann-Jungblut in den *saargeschichte|n* Nr. 2 (2017) unsere Autoren der Lüge bezichtigt. Auch die »Kommission für Saarländische Landesgeschichte« sah sich jüngst zu einer Stellungnahme zur »Röder-Debatte« veranlasst und behauptet, unsere Autoren würden nicht entlang verifizierbarer Fakten arbeiten. Dabei stört sich die Kommission selbst offensichtlich weder an der jahrelangen Schweigepraxis saarländischer Historiker noch daran, die Positionen unserer Autoren in ihrer Stellungnahme sinnentstellt wiederzugeben. Höhepunkt der Angriffe gegen die *Hefte* stellt ein Schreiben der Saarländischen Staatskanzlei an den Intendanten des *Saarländischen Rundfunks* dar. Nachdem sich Uwe Loebens in einem vom SR-Fernsehen ausgestrahlten Beitrag sowie im Rahmen eines von *SR 2 KulturRadio* gesendeten Interviews kritisch mit dem Verhalten der Archivare Peter Wettmann-Jungblut und Hans-Christian Herrmann in der Debatte um Röder auseinandergesetzt hatte, verlangte die Staatskanzlei vom SR eine »ausgewogenere« Berichterstattung – gemeint ist eine weniger kritische. Ihre Verachtung für die *Hefte* brachte sie zum Ausdruck, indem sie im Jargon des Kalten Krieges von den »sogenannten *Saarbrücker Hefte*n« schreibt.

Wir werden die Debatte fortführen und widmen ihr den ersten Schwerpunkt dieser Ausgabe. Eine Antwort auf den bereits erwähnten Aufsatz Wettmann-Jungbluts gibt Julian Bernstein. Seine mehrfache Bitte an die Redaktion der *saargeschichte|n*, seine Replik auf die Angriffe Wettmann-Jungbluts abzudrucken, hatte keinen Erfolg. Ebenso vergeblich setzte sich auch der frühere Saarbrücker Bürgermeister Kajo Breuer für den Abdruck eines Offenen Briefes zur Debatte ein. Beide wurden noch nicht einmal einer Antwort für würdig gehalten. Die Leserinnen und Leser der *Hefte* finden Bernsteins Replik sowie den Offenen Brief Breuers nun auf den folgenden Seiten und können sich ihr Urteil bilden. Gleiches gilt hinsichtlich des Schreibens der Staatskanzlei an den SR, das uns zur Kenntnisnahme gelangt ist und das wir dokumentieren.

Während das saarländische »Schweigekartell« behauptet, unsere Autoren würden nicht seriös arbeiten, gelangen international anerkannte Experten zu einem ganz anderen Urteil. Der in Wien tätige Historiker Johannes Koll konstatiert in seiner hier wiedergegebenen Stellungnahme zum »Fall Röder«, dass »insbesondere Erich Später und Julian Bernstein wichtige Beiträge« zum aktuellen Forschungsstand geliefert haben. Das Schwerpunktthema schließen wir durch Nachdruck eines im April 2018 in der Zeitschrift *konkret* veröffentlichten Artikels unseres Autors Stefan Ripplinger ab.

Einen weiteren kleinen Schwerpunkt der vorliegenden Ausgabe bildet der 200. Geburtstag von Karl Marx. Herbert Temmes hat aus diesem Anlass ein Gespräch mit Alex Demirović geführt. Von Heinz Monz stammt ein Beitrag zu Lenchen Demuth aus St. Wendel, die bekanntlich die Haushälterin des Verfassers der »Grundrisse der politischen Ökonomie« sowie des »Kapital« war. Stefan Ripplinger widmet sich dem Thema dann noch auf eigene Weise.

Weitere Beiträge beschäftigen sich mit der aktuellen Flüchtlingspolitik sowie mit Flüchtlingsschicksalen während der NS-Zeit. Thomas Döring zeichnet den Lebensweg Horst Bernards nach, der im September letzten Jahres 85 Jahre alt geworden ist und der sich aufgrund eigener Erlebnisse für die ehemaligen Gefangenen des Gestapo-Lagers Neue Bremm in Saarbrücken engagiert. Harald Glaser resümiert in seinem Artikel die seit fast zwanzig Jahren – Ganser-Gutachten 2000 – vertanen Chancen und den hinter wohlmeinenden Ankündigungen versteckten Schlendrian im Umgang mit den industriekulturellen Zeugnissen im Saarland.

Sadija Kavgić, die neu in der Redaktion mitarbeitet, berichtet im »Fenster nach Albanien« über Reiseerlebnisse im Land der Skipetaren. Ins Harem der Worte und Sätze entführt uns Georg Bense in einem Gespräch mit dem Leiter des Literaturarchivs Saar-Lor-Lux-Elsass Sikander Singh über ein Schreibseminar an der Universität des Saarlandes. Galerie und Literatur dürften wie immer das Interesse unserer Leserinnen und Leser wecken. Die Fotos zwischen den einzelnen Rubriken wurden im Verlauf der Eröffnung des Vierten Pavillons der Modernen Galerie von Kerstin Krämer aufgenommen. Sie hat uns diese freundlicherweise zur Veröffentlichung zur Verfügung gestellt.

Zwei der bedeutendsten Vertreter aktueller saarländischer Literatur, Arnfrid Astel und Ludwig Harig, gedenken Jörg W. Gronius und Georg Bense. Erinnerung soll auch an den langjährigen Schriftleiter der Saarbrücker *Hefte*, Dieter Heinz, der 2017 verstorben ist. Joachim Heinz hatte in der letzten Ausgabe der *Hefte* noch einen Beitrag über Max Braun veröffentlicht. Er starb im November 2017. Ebenso gedenken wir unserem Autor Manfred Geiger. Für die Ausgabe 74 der *Hefte* vom September 1995 verfasste er den weiterhin aktuellen Artikel »Ruhe herrscht erst, wenn nur noch still gebetet wird!«. Er starb Ende Dezember des vergangenen Jahres.

Bernhard Dahm

P.S.:

Nach Redaktionsschluss erreichte uns ein Offener Brief an den Generaldirektor des Weltkulturerbes Völklinger Hütte, Meinrad Maria Grewenig, aus Anlass der Errichtung eines Mahnmals für die Zwangsarbeiter der Röchling-

schen Eisen- und Stahlwerke. Der Brief beinhaltet im Wesentlichen dieselben Positionen, wie sie Gegenstand einer redaktionsinternen Diskussion zu dem Thema waren. Nachdem jahrelang ein Denkmal für die Zwangsarbeiter der Eisen- und Stahlwerke auf dem Gelände des Weltkulturerbes gefordert wurde, hat Grewenig im Alleingang ohne Künstler-Wettbewerb und öffentliche Diskussion verkündet, mit Unterstützung der Röchling-Stiftung ein Mahnmal von dem Erinnerungskünstler Christian Boltanski errichten lassen zu wollen. Zurecht weisen die Verfasser des Offenen Briefes, unter anderem das Aktionsbündnis Stolpersteine Völklingen, die Friedensgruppe Völklingen, der VVN-Bund der Antifaschisten Saar, die Bürgerinitiative gegen das Vergessen und die Gleichgültigkeit sowie die Rosa-Luxemburg-Stiftung Saarland, darauf hin, dass der Ansatz des Künstlers, das Thema Schuld in seiner Groß-Installation unberücksichtigt lassen zu wollen, kritisch zu hinterfragen ist. Hermann Röchling als Verantwortlicher für die an den Zwangsarbeitern, ausländischen Arbeitern und Kriegsgefangenen begangenen Verbrechen sei zu benennen, auch wenn dadurch die Röchling-Erben als Hauptsponsoren möglicherweise nicht mehr zur Verfügung stünden. Auch müssten die Opfer der Zwangsarbeit, welche im Ersten Weltkrieg bei Röchling zur Arbeit gezwungen wurden, in das Gedenken einbezogen werden. Eine öffentliche Diskussion trage auch dazu bei, das inhaltliche Konzept von Herrn Boltanski, der mit dem Denkmal »den Arbeitern Ehre erweisen« möchte, ohne zu unterscheiden, ob Beschäftigte ihre Arbeitskraft freiwillig dem Unternehmen zur Verfügung gestellt hätten oder ob sie gefangen genommen, verschleppt und zur Arbeit in der Rüstungsschmiede gezwungen worden seien, zu hinterfragen.





... weil er ein Mensch, – ein Dichter war

Erinnerungsskizzen zu Ludwig Harig

Von Georg Bense

»Ich wähle Oskar Lafontaine, weil er ein Mensch ist.« Ich war erstaunt, als ich den Werbespot 1990 im Fernsehen sah. Ein derart klares Bekenntnis für eine Partei und ihren Spitzenpolitiker hatte ich von Ludwig Harig nicht erwartet. Als Schriftsteller und Liebhaber der sachlich orientierten Akrobatik mit Worten und Sätzen, ein brillanter Fabulierer und großer Erzähler, der er damals schon war, schien mir das Argument »Mensch zu sein« erstaunlich emotional. Heute, rund ein viertel Jahrhundert danach, verstehe ich ihn, der gesagt hat, »Ich bin ein barocker Mensch«, wesentlich besser. Ich lernte ihn 1962 in Stuttgart kennen, als er mit seinem Freund Eugen Helmlé, der 1959 Raymond Queneaus *Zazie in der Métro* übersetzt hatte, bei uns zu Hause erschien, um mit meinem Vater, dem Philosophen Max Bense, der damals die literarische Zeitschrift *Augenblicke* herausgab, über seine

Texte zu diskutieren. Die beiden waren die ersten Saarländer, die ich traf. Es war eine Bekanntschaft, die zumindest in beruflicher Hinsicht für mich weitreichende Folgen haben sollte. Neben Themen wie experimentelle Literatur, Konkrete Poesie, Gertrude Stein und immer wieder Raymond Queneau, dessen *Taschenkosmogonie* Harig gerade übersetzt hatte, waren auch das Saarland und die Saarländer Thema des Nachmittags. Das Land, in dem damals noch Kohle und Stahl den Lebensstakt der Menschen vorgaben, war für mich eine große Unbekannte. Später als ich dank Ludwig Harig längst Wahlsaarländer geworden war und in meinen Fernsehfilmen auch über ihn berichtete, ihn interviewte und versuchte, seine Texte ins Bild zu setzen, hat er das Saarland und seine Menschen immer wieder thematisiert:



Wer vom Saarländer sagt er sei mal so, mal anders, der sagt nicht die Wahrheit. Der Saarländer ist nie so und der ist nie anders, sondern er ist immer die Versöhnung des So- und Anderssein gewesen. Der Saarländer ist ein harmonischer Mensch.

L.H. *Die saarländische Freude*, 1977.

Eine Ausgewogenheit, die er als Harmonie nicht ausgetragener Widersprüche empfand. Eine Harmonie, der ich bei unseren Treffen immer wieder begegnet bin. Sei es bei den anregenden Nachmittagen im Urweiler Gartenhaus oder den kulinarischen Abenden in der weitläufigen Etagenwohnung in Dudweiler. Immer und überall war Harigs Hang zu Harmonie spürbar, die er unter dem Begriff »Geselligkeit« im Zwischenmenschlichen praktizierte und beschrieb:

Dieses Gesellige hat einen großen Anteil an unseren Gastmählern, wo über die Menschen und die Welt geredet wurde. Bei uns ist es ein geselliger Austausch gewesen, kein gesellschaftlicher, bei dem die Fetzen geflogen wären und der eine dem anderen am liebsten eins über den Kopf gegeben hätte, nur weil er eine andere Meinung hatte.

L.H. Interview mit G.B. *Saarbrücker Hefte* 93, 2005.

»Die Gegenwart des Menschen macht die Existenz der anderen Wesen interessant.« In seiner *Enzyklopädie* hat Denis Diderot einen menschenleeren Kosmos entworfen. Im Gegensatz zu den Kosmogonien seines Malerfreundes Hans Dahlem, war für Harig eine Welt ohne Menschen kein Thema. Immer wieder folgte er Menschen auf ihren geistigen Fahrten. Ich hatte das große Vergnügen mit Ludwig Harig auf eine Reise zu gehen. Auf den Spuren von Jean-Jacques Rousseau waren wir unterwegs in der Schweiz und in Frankreich. Kurz zuvor (1978) war sein Buch *Rousseau, Der Roman vom Ursprung der Natur im Gehirn* im renommierten Hanser Verlag erschienen. *Man kann nicht mehr auf allen Vieren gehen* hieß unser Film, den wir für den SR und die ARD drehten. Auf dieser Reise hatte Harig Rousseau zum Protagonisten seiner Gedankenwelt gemacht, dem es um mehr ging als die Schulbuchinformation *Zu-*

rück zur Natur. Wir, das Team und ich, Gerd Ludwig vom *Zeitmagazin*, waren lernfreudige Zuhörer. Wie so oft bei Harig ging es meist um die Menschen, den Menschen Rousseau:

Rousseau war Fußgänger. Auch wenn er ein Gefühlsmensch war und zeit seines Lebens nicht mit beiden Beinen auf der Erde stand, so war er als Spaziergänger doch immer ein menschlicher Mensch geblieben und seine republikanische Gesinnung hing mit dem Geben und dem Träumen zusammen.

L.H. *Ein Saarländer auf Reisen*, 1979.

Harig ist viel gereist. Allein und mit seiner Frau Brigitte. Mit seinen Freunden Hans und Hanno Dahlem. Oft waren sie zu viert unterwegs auf europäischen Land- und Stadtpartien. Bordeaux, Paris, Rom, die nahe Schweiz. In den fernen USA hielt er Vorlesungen über Poetik und erzählte von seinem Spiel mit Worten und Sätzen und sicher war es auch hier, wie immer wenn er erzählte, dass die Intensität von Hölzchen und Stöckchen gleich war. Harig war kein Weltbürger im Sinne Gustav Reglers, seinem Vorgänger beim Saarländischen Kunstpreis. Er war ein Weltkind mit neugierigen Augen, das die Welt und ihre Menschen wort- und satzakrobatisch, verliebt in seltene Detailansichten, oft auch seitlich seiner großen Romantrilogie, in kleinen Formen beschrieben hat.

Natürlich spielt das Alter bei mir eine Rolle. Ich bin jetzt im 78. Lebensjahr. Solange ich gesund bleibe, auch im Kopf, werde ich solange ich kann, schreiben. Denn Schreiben ist mein Leben.

L.H. Interview mit G.B. *Saarbrücker Hefte* 93, 2005.

Nun ist das Pult, an dem er stehend schrieb, zur Seite gerückt, die Schreibmaschine Staub geschützt, der Raum kein Tanzplatz von Worten und Sätzen mehr. Ludwig Harig starb im Frühjahr 2018 in Sulzbach, wo er 1927 geboren wurde. Betrauert von seiner Frau Brigitte, einer großen Gemeinde von Freunden und Lesern, von dieser Zeitschrift und mir. Von vielen Menschen, zu denen er sich zeit seines Lebens menschlich und dichterisch hingezogen fühlte.



Pegasus

Zum Tod von Arnfrid Astel

Von Jörg W. Gronius

Der Klang seines Namens hatte einen weiten Radius.

In Hannover erhob man sich von den Plätzen, wenn der Name Arnfrid Astel fiel. Ein Redakteur hatte gegen Mobilmachung mobil gemacht und war fristlos entlassen worden. Aber dieser Redakteur war ein Mann, und dieser Mann war ein Dichter und haßte das Ungefähre. Er galt als Held unter den Literaturredakteuren, denn er hatte sich wieder hineingeklagt in den Sender, in den Saarländischen Rundfunk, hatte bestanden auf seinem Recht des freien Meinens und des freien Dichtens. Und das Dichten sei frei für jedermanns Ohr. In Hannover, wo ich viele Jahre für den Norddeutschen Rundfunk gearbeitet habe, erhob man sich von den Plätzen, wenn der Name fiel.

Der dicke grüne Klotz war mir irgendwann vorher in die Hand gefallen, in einem Berliner Antiquariat. »Neues (& altes) vom Rechtsstaat & von mir«. Alle Epigramme. Copyright 1978 by Arnfrid Astel, Vertrieb Zweitausendeins, Frankfurt am Main, Produktion Greno GmbH, Obertshausen: historische Namen, die Kenner die Brauen heben lassen. Über dem Impressum stand: »Urschriftenreihe Rumpeldipumpel, Band 1«. Darunter: »Der Reinerlös aus dem Vertrieb des Buches geht hälftig an amnesty international und an den Verein für therapeutisches Reiten«.

Was war das denn? Von therapeutischem Reiten hatte ich zu dem Zeitpunkt des Bucherwerbs noch niemals gehört. War es möglich, reitend zu genesen? Vielleicht eine Anspielung auf Pegasus? Nachschlagen im Kleinen Pauly: »Ein geflügeltes Zauberroß,

wie es im Märchen in aller Welt vorkommt.« Soso, in aller Welt. »Sein Vater war Poseidon, dieser schickte Pegasus dem Bellerophon.« Der zähmte und zäumte ihn mit Hilfe Athenas. »Auf Pegasus reitend, bezwang Bellerophon die Chimaira.« Dieses Ungeheuer mit drei Köpfen von Löwe, Schlange und Ziege. Weg damit! Therapeutisches Reiten. »Die



Vorstellung vom Dichterroß«, heißt es im Kleinen Pauly weiter, »ist erst in der Neuzeit im Zusammenhang mit dem Musenberg Helikon entstanden.«

Erst in der Neuzeit? Die Musen sind vom ersten Epos an bis heute der Ursprung der Literatur: Singen, Hören, Sagen. Die Musen singen, der Dichter, in diesem Falle Hesiod,



hört, und erst dann vermag er zu sagen, was er von den Musen vernommen hat. Er bringt es in die dem Menschen verstehbare Form. Der Dichter als Mittler zwischen den Göttern und uns. Das ist bis heute nicht anders. Am Anfang ist der Gesang. Der Ursprung der Tragödie aus dem Geist der Musik.

Bellerophon hat den Pegasus gezähmt, gezäumt und mit ihm die Chimäre besiegt. Arnfrid Astel, der Heros im Kampf gegen die Medienchimäre, die mit den Dummköpfen – wenn es mal nur drei wären. Ich schlage das dicke grüne Buch auf. Seite 63: »Pegasus, blind und flügellahm / tapert im Kreis / und dreht die Gewerkschaftsmühle.«

Der lange Marsch durch die Institutionen hatte begonnen, zu Fuß und für den Pegasusreiter zu Pferd. Therapeutisches Reiten.

Hat er eine Schule begründet? Arnfrid Astel war zuerst Biologe, dann Dichter. Er betrachtete das Leben mit dem Blick des Pflanzenphysiologen: mikroskopisch. Nichts war ihm zu klein. Kein Phänomen zu unscheinbar. Wissend, daß die Natur nicht auszuschöpfen ist und sie den Menschen überdauern wird, wahrte er den Respekt auch vor dem geringsten Nerv und vor dem Sand am Meer. Seine Epigramme und Haikus sind auf das Äußerste reduzierte poetische Ehrerbietungen vor dem Leben. Da müssen Worte wie Blumen entstehen.

Was konnte man nicht alles von ihm lernen! Am 12. März 2018 ist Arnfrid Astel mit 84 Jahren völlig überraschend gestorben. Was hätten wir noch alles von ihm lernen können. Erheben wir uns von den Plätzen!



Saarländische Entlastungssehnsüchte

Replik auf Peter Wettmann-Jungblut, »Lügen und andere Wahrheiten«, erschienen in den *saargeschichte|n* Nr. 2 (2017).

Von Julian Bernstein

In die von den *Saarbrücker Heften* angestoßene Debatte über die NS-Vergangenheit des langjährigen saarländischen Ministerpräsidenten Franz Josef Röder (CDU) kam in letzter Zeit einige Bewegung. Zuweilen scheint es jedoch so, dass man, je länger der »Landesvater« tot ist, umso verbissener am Mythos von Röders weißer Weste zur Zeit des Nationalsozialismus festhalten will. Das jüngste Beispiel ist eine Veröffentlichung in der Zeitschrift *saargeschichte|n* aus der Feder des Archivars Peter Wettmann-Jungblut. Unserem Redakteur Julian Bernstein und dem *Hefte*-Autor Erich Später wirft der Archivmitarbeiter vor, über Röder »Lügen in demagogischer Absicht« zu verbreiten – eine Unterstellung, die nicht unwidersprochen sein soll. Die Recherchen unseres Redakteurs für seine Replik haben dabei allerlei Unerfreuliches zutage gebracht und werfen – wie es in einem Kommentar auf *SR 2* zu hören war – in der Tat die Frage auf, ob Wettmann-Jungblut und Co. »geeignet sind, das historische Gedächtnis des Saarlandes zu hüten.«

Wurden in der Vergangenheit Veröffentlichungen zur NS-Vergangenheit Franz Josef Röders einzig und allein mit Schweigen bedacht, findet seit einiger Zeit nun eine Debatte über sie statt. Das ist eine Entwicklung, die eigentlich zu begrüßen wäre. Bedauerlich ist allerdings, dass die Zeitschrift *saargeschichte|n* und ihr Autor, der Archivmitarbeiter Peter Wettmann-Jungblut, die Forschung über Röder offensichtlich mehr blockieren als voranbringen wollen – und das, wie es scheint, systematisch. Dieser Vorwurf mag ungeheuerlich klingen, handelt es sich bei Wettmann-Jungblut doch um einen promovierten Historiker, zudem um einen Angestellten des Landesarchivs, und werden die *saargeschichte|n* vom Historischen Verein für die Saargegend und vom Landesverband der historisch-kulturellen Vereine des Saarlandes herausgegeben. Eine Analyse beider Publikationen des Autors¹ zur NS-Vergangenheit Röders offenbart jedoch eine beinahe durchgängige Tendenz zur Manipulation.

Röder und die SA

Hinweise auf die zweifelhafte Arbeitsweise Wettmann-Jungbluts zeigen sich unter anderem in seiner Auswertung von Röders Entnazifizierungsakte² und speziell in seinen Einlassungen zu Röders mutmaßlicher SA-Mitgliedschaft.³ Von Hinweisen auf eine SA-Mitgliedschaft Röders war öffentlich zum ersten Mal in meiner 2016 in den *Saarbrücker Heften* erschienenen Besprechung von Heinrich Küppers' Röder-Monografie die Rede.⁴ In dem Artikel komme ich auf ein Schreiben von Franz Röder, Franz Josef Röders Vater, zu sprechen. Vater Röder war Kreisschulrat in Ottweiler und wurde 1937 vorzeitig in Pension geschickt, da er die Abschaffung der Konfessionsschulen kritisiert haben soll.⁵ Nach einer Vernehmung suchte er sich in einem Brief an die NS-Behörden zu verteidigen, indem er seine nationalsozialistische Überzeugung herausstrich. Dabei argumentierte er auch mit der Regimetreue seines Sohns Franz Josef, der, wie der Vater schreibt, während des Abstimmungskampfes Mitglied der »illegalen SA« gewesen sei.⁶

Diesen durchaus brisanten Brief ließ Wettmann-Jungblut in seinem 2013 ebenfalls in den *saargeschichte|n* erschienenen Artikel unerwähnt. In seiner jüngsten Publikation hingegen unterzieht er meine Bewertung dieses Dokuments einer harschen Kritik. Er wirft mir vor, dass ich als Beweis für Röders SA-Mitgliedschaft lediglich dieses eine Schreiben vorgelegt habe. Das ist richtig, zu diesem Zeitpunkt waren mir keine weiteren Dokumente bekannt, die Röders Mitgliedschaft in der Sturmabteilung belegen – Wettmann-Jungblut allerdings durchaus. Denn als erster Historiker überhaupt hat er für seinen 2013 erschienenen Aufsatz die immerhin in Teilen überlieferte Entnazifizierungsakte Röders ausgewertet. In dieser Akte befindet sich auch ein dreiseitiges, von Röder in exkulpierender Absicht verfasstes Begleitschreiben zu seinem Entnazifizierungsbogen, auf das Wettmann-Jungblut in seinem zehnteiligen Artikel ausführlich eingeht.⁷ Darin schreibt Röder folgenden bemerkenswerten Satz:

*So habe ich natürlich meine anfänglich guten Beziehungen zu den Kreisen der deutschen Front gutachtllich ausgenützt und z.B. selbst aus einer rein äusserlichen Zugehörigkeit zum Ordnungsdienst der deutschen Front eine Zugehörigkeit zur illegalen saarländischen SA konstruiert, obwohl ich dieser niemals angehört habe.*⁸

Wettmann-Jungblut ist dieses Dokument bekannt, über die von Röder an dieser Stelle selbst eingeräumte, zumindest nominelle Mitgliedschaft in der »illegalen saarländischen SA« und auch im Ordnungsdienst, dem Schlägertrupp der Deutschen Front, verliert er jedoch kein einziges Wort. Ihm gelingt sogar das Kunststück, wörtlich von der betreffenden Seite zu zitieren, ohne diese, für die Bewertung von Röders NS-Vergangenheit überaus bedeutsamen Informationen zu benennen.⁹ Zudem haben die *saargeschichte|n* eine Seite von Röders Schreiben abgedruckt – wohlweislich aber nicht diejenige, auf der Röder seine Mitgliedschaft in diesen Organisationen eingesteht.

Statt nun wenigstens in seinem jüngsten Aufsatz diesen Abschnitt von Röders Text aufzugreifen, tut Wettmann-Jungblut weiterhin so, als gäbe es neben dem Brief von Vater Röder kein weiteres Indiz für eine

SA-Mitgliedschaft des späteren Ministerpräsidenten. Wettmann-Jungblut betont, den NSDAP-Karteikarten und den überlieferten Personalunterlagen von SA-Angehörigen sei nicht zu entnehmen, dass Röder der SA angehörte. Dass es gerade im Saargebiet durchaus möglich war, bis 1935 Mitglied der illegalen SA gewesen zu sein – SA und SS waren im Saargebiet bis zum Anschluss offiziell verboten und mussten klandestin operieren –, ohne dass dies offiziell in Berlin vermerkt wurde, erwähnt er nicht. Stattdessen führt er – zulasten des von ihm unterschlagenen Hinweises auf Röders SA-Mitgliedschaft – ein Scheinargument in die Diskussion ein: Er moniert, ich zöge nicht in Betracht, »dass sich Röder Senior aufgrund der Ähnlichkeit der Uniformen von SA und NSKK über die Formationszugehörigkeit seines Sohnes geirrt haben könnte.«¹⁰ Angesichts der Tatsache, dass, wie Wettmann-Jungblut bekannt, Franz Josef Röder selbst immerhin von seiner »konstruierten« SA-Mitgliedschaft berichtet, kann diese Spekulation nur als Täuschungsversuch gewertet werden.

Röder im Politischen Korps der NSDAP

Wettmann-Jungblut hat es nicht nur versäumt, Röders mutmaßliche Mitgliedschaft in der SA und im Ordnungsdienst zu erwähnen. Auf der genannten Seite seines Schreibens gibt Röder ebenfalls an, sich in Den Haag in »gleicher Weise den Posten eines Zellenleiters konstruiert« zu haben. Röder war demnach nicht nur einfaches Parteimitglied, sondern gehörte zum Korps der Politischen Leiter der NSDAP. Auch diese Information fehlt in den Publikationen des Archivmitarbeiters. Entgegen der Fakten schreibt er: »Es existieren auch keine Hinweise darauf, dass sich Röder in Den Haag weiter im Sinne der NSDAP betätigte.«¹¹

Eine zusätzliche Bestätigung für Röders Zugehörigkeit zum Politischen Korps der Partei befindet sich überdies in der Röder-Akte des Ministeriums für Staatssicherheit der DDR. Diese Akte enthält unter anderem Röders Ernennungsurkunde zum Studienrat aus dem Jahr 1942, auf der ihm nicht nur formal bescheinigt wird, »dass er jederzeit rückhaltlos für den nationalsozialistischen Staat« eintrete, sondern auch seine

Luckau untergebracht, bis wir nach Freilassung meines Bruders und dem Einzug der französischen Armee wieder nach Speyer zurückkehren konnten. Ich habe darauf verzichtet, über diesen Zeitraum, in dem meine ganze Familie um das Leben meines Bruders sowohl wie das eigene Tag und Nacht bangte und wir alle in der Öffentlichkeit gebranntmarkt waren, ein Gutachten beizufügen, da diese Dinge sattsam bekannt sind.

6. Im Januar 1946 wurde in Speyer eine Oberdirektion der deutschen Eisenbahnen in der französischen Besatzungszone gegründet. Wegen meiner französischen Sprachkenntnisse wurde ich gebeten, dort vorübergehend bis zu meiner Wiederverwendung im Schuldienst als Dolmetscher auszuwirken. Ueber meinen Einsatz für eine weitgehende Verständigung und ein reibungsloses Zusammenarbeiten mit der französischen Besatzungsbehörde kann sowohl das Détachement d'occupation des chemins de fer français als auch die Generaldirektion der Südwestdeutschen Eisenbahnen der französischen Besatzungszone in Speyer jede gewünschte Auskunft erteilen.

Zusammenfassend darf ich folgendes feststellen:

Ich gehöre nicht zu den Leuten, die bis Kriegsende auf einen Sieg der Nazis hofften und dann plötzlich anfangen, ihre Unschuld laut zu beteuern. Vielmehr wären bei einem Sieg der Nazis mein Bruder und ich sowie meine Familie verloren gewesen. Dass ich bei unserm lebensgefährlichen Unternehmen gegen Hitler auch aussergewöhnliche Methoden anwenden musste, um das Unternehmen gelingen zu lassen und mich selbst zu schützen, kann daher nicht wundernehmen. So habe ich natürlich meine anfänglich guten Beziehungen zu den Kreisen der deutschen Front gutachtlich ausgenützt und z.B. selbst aus einer rein äusserlichen Zugehörigkeit zum Ordnungsdienst der deutschen Front eine Zugehörigkeit zur illegalen saarländischen SA konstruiert, obwohl ich dieser niemals angehört habe. In gleicher Weise habe ich aus meiner Tätigkeit in der deutschen Kolonie in Den Haag meiner Heimat gegenüber den Posten eines Zellenleiters konstruiert und von dem mir gleichgesinnten damaligen Kreisinspekteur im Haag beständigen lassen, obwohl ich keine Stunde dem Corps des Politischen Leiter angehört habe, was im Übrigen ausser durch die beigefügten Gutachten auch durch die Tatsache bestätigt wird, dass ich, als nach dem 10. Mai 1940 die Partei in Holland aufgezogen wurde, wegen meiner Haltung für ein politisches Amt garnicht in Frage kam. Nachdem ich das verbrecherische Treiben der Partei, insbesondere deren Missachtung des Menschen erkannt hatte, schien mir aber jedes Mittel erlaubt, sie zu bekämpfen und andererseits mich mit Hilfe von gutgläubigen Bekannten in der Partei so abzudecken, dass im Falle meiner Verhaftung Aussicht bestand, das Leben meiner Familie zu retten. In diesem Zusammenhang müssen auch meine beiden Veröffentlichungen gewertet werden: "Zur geographischen und geopolitischen Stellung des Saargebietes" (Zeitschr. d. katholischen Lehrerverbandes d. Saargeb., 1934) und "Marnix von St. Aldegonde vor dem Reichstag zu Worms 1578; ein Hilferuf der Niederlande an das Reich" (Übersetzung aus dem Französischen, erschienen in "Das Niederlandbuch, Diesterweg 1942). Wäre unser Unternehmen gegen Hitler geglückt bräuchte ich heute kein einziges Gutachten für meine Entnazifizierung vorzulegen, und man würde mir ohne weiteres glauben, dass alles Positive, was von mir selbst und von Parteistellen angeführt wurde, eine durch höhere Ziele berechnete Tarnung war. Da der Anschlag durch die Ereignisse des 20. Juli und die Verhaftung und Ermordung zahlreicher Beteiligten (mein Bruder wurde bereits lange vor dem 20. Juli wegen Hochverrats verhaftet) missglückte, muss ich nunmehr auf die in der Anlage beigefügten schriftlichen Gutachten maßgebender politisch zuverlässiger Persönlichkeiten, die meine Haltung in der Vergangenheit beobachtet haben, hinweisen und bitten, mich zu entlasten.

Speyer, den 19. 1. 48

Tätigkeit als »Zellenleiter in der Ortsgruppe Den Haag« schriftlich festgehalten wird.¹²

Zellenleiter war zwar die zweitniedrigste Position innerhalb des Politischen Korps der NSDAP, dennoch galt man zumindest offiziell als »Hoheitsträger der Partei«. Zu den Aufgaben eines Zellenleiters gehörte es, die Arbeit von vier bis acht Blockleitern zu überwachen und anzuleiten, die wiederum 40 bis 60 Haushalte ausspionieren sollten. Zellenleiter und Blockleiter waren als Funktionäre, die im direkten Kontakt mit der Bevölkerung standen, trotz ihrer niederrangigen Position wichtige Elemente des NS-Verfolgerstaates. Sie hatten die engmaschige politische Kontrolle der in ihrem Quartier lebenden Menschen zu gewährleisten und ihren Vorgesetzten regelmäßig Stimmungsberichte zukommen zu lassen. Konkret bedeutete dies unter anderem die Überwachung potentieller NS-Gegner, das Auflisten von jüdischem Besitz und von Juden bewohnten Wohnungen, das Denunzieren sogenannter »Judenfreunde« und regimefeindlicher Aktivitäten an Gestapo und SS sowie im Verlauf des Krieges die Organisation von Luftschutzmaßnahmen.¹³

Wie Röder seine Rolle als Politischer Leiter, zumal im besetzten Ausland, auffasste, inwieweit er sich selbst an Repressions- und Verfolgungsmaßnahmen beteiligte, ist unbekannt und bedarf weiterer Forschung. Er selbst ordnet seine NS-Aktivitäten in seinem Begleitschreiben als »eine durch höhere Ziele berechnete Tarnung« ein. In Wahrheit habe er die Nationalsozialisten von Anfang an »aufs Schärfste bekämpft«. Kryptisch schreibt er gar von einem geplanten Attentat auf Hitler, ohne dafür Belege anzuführen. Er behauptet, seine NS-Aktivitäten seien lediglich eine Rückversicherung dafür gewesen, »dass im Falle meiner Verhaftung Aussicht bestand, das Leben meiner Familie zu retten.« Dass seine Ausführungen unplausibel klingen, muss ihm bewusst gewesen sein. Er leitet sie mit der Bemerkung ein: »Dass ich bei unserm lebensgefährlichen Unternehmen gegen Hitler auch außergewöhnliche Methoden anwenden musste, um das Unternehmen gelingen zu lassen und mich selbst zu schützen, kann daher nicht wundernehmen.«¹⁴

Geglaubt hat ihm das die damalige Spruchkammer offenbar nicht. Sie hat trotz

der ab dem Jahr 1947 feststellbaren Tendenz, im Vergleich zu den ersten beiden Nachkriegsjahren mildere Strafen zu verhängen, eine Kürzung von Röders Gehalt um zwei Stufen verfügt. Egal, ob man Röders Attentatsplänen und seiner Behauptung, er sei lediglich nominell Zellenleiter und Mitglied von Ordnungsdienst und SA gewesen, nun Glauben schenken mag oder nicht, es gehört zur Pflicht eines jeden Historikers, entscheidende Sachverhalte offen zu benennen. Wer dies versäumt, erweckt den Verdacht der Geschichtsklitterung.

Im Kampf gegen die »Lügenpresse«

So manipulativ Wettmann-Jungbluts Auswertung historischer Quellen ist, so wenig nachvollziehbar ist auch sein Umgang mit aktuellen Texten. Seine Auseinandersetzung mit meiner Arbeit und der meines Kollegen Erich Später scheint weniger durch ein wissenschaftliches Erkenntnisinteresse als vom Wunsch, Röder um jeden Preis zu entlasten, geprägt zu sein. Der Autor wirft uns vor, dass wir mittels »Tatsachenverdrehungen, Unterstellungen, fragwürdiger Analogieschlüsse und schlichtweg falscher Behauptungen« lediglich unsere »schlampige[n] Recherchen« sowie unser »Un- und Halbwissen« kaschieren wollten.¹⁵ Mehr noch, wir würden in den *Saarbrücker Heften* über Röder im »Stile Donald Trumps« »alternative Fakten«, gar »Lügen in demagogischer Absicht« verbreiten.¹⁶ Wer solche Anschuldigungen glaubt vorbringen zu dürfen, tut gut daran, dafür triftige Gründe anzuführen. Die besitzt Wettmann-Jungblut allerdings nicht.

Im Folgenden soll eines der Kapitel in Wettmann-Jungbluts jüngstem Aufsatz einer näheren Betrachtung unterzogen werden. Häufig genügt es, die Sätze, mit denen der Autor uns unterstellt, dies und jenes »wahrheitswidrig« behauptet zu haben, mit unseren Artikeln zu vergleichen, um zu erkennen, dass der Vorwurf jeder Grundlage entbehrt.¹⁷ Es gibt jedoch auch Stellen, die eine Vertrautheit mit der Materie voraussetzen, um Wettmann-Jungbluts Angriffe als publizistische Fouls entlarven zu können. Unter anderem ist das in seinem Kapitel »Die Propaganda-Lüge« der Fall, in dem er uns ankreidet, wir hätten Röder die Veröffent-

lichung eines Propaganda-Artikels ange-dichtet.

Röders ein halbes Jahr nach dem Ein-marsch im Zeitungsorgan der deutschen Besatzungsmacht erschienener Artikel »Hil-feruf an das Reich. Eine zeitnahe Erinnerung aus der niederländischen Geschichte / St. Aldegonde vor dem Reichstag zu Worms im Jahre 1578« erteilt wie kein anderes Doku-ment Auskunft über Röders Haltung zum Überfall auf die Niederlande. Dieser Text hat für einen Zeitungsartikel eine ungewöhnliche Karriere gemacht: Ein Jahr nach der Erst-veröffentlichung wurde er als Broschüre in Umlauf gebracht, einmal auf Deutsch, ein-mal in niederländischer Übersetzung – in der Übersetzung allerdings, ohne Röder als Autor zu nennen. Beide Versionen leitet ein im Nazi-Jargon verfasstes Vorwort des Kol-laborateurs Siegfried Hinderdael ein. Wie-derum ein Jahr später, im Jahr 1942, erschien der Artikel zudem im Propaganda-Sammel-band »Niederlandbuch«, das 1943 noch ein weiteres Mal aufgelegt wurde.¹⁸ Was steht in diesem Text?¹⁹ Warum haben die National-sozialisten ihn für so eminent wichtig ge-halten, dass sie ihn derart breit streuten?

Was auf den ersten Blick nach einem eher spröden Geschichtsthema klingt, war hoch-politisch. In Röders Aufsatz geht es um eine Rede des niederländischen Nationalhel-den Filips van Marnix van Sint-Aldegonde (deutsch meist Philips van Marnix), der im Jahr 1578 das Heilige Römische Reich Deutscher Nation um Hilfe im Kampf gegen die katholischen Spanier anflehte. Marnix beschwor in seiner Rede die Verbundenheit der Niederlande mit dem Reich – damals selbst in propagandistischer Absicht. In seinem Text nutzt Röder Teile dieser Rede, um eine historische Verbundenheit des Deutschen Reiches mit den Niederlanden zu konstruieren und dadurch Besatzung und Annexion zu legitimieren. Röder ermahnt in seinem Artikel diejenigen Niederländer, »die in den letzten Jahren gemeint haben, sie müssten sich der Schicksalsgemeinschaft mit dem grossen östlichen Bruder entziehen«. Für sie »hätte die Rede des Marnix eine dankbare Gewissenserforschung sein kön-nen, viele könnte sie auch heute noch zum Nachdenken veranlassen.«²⁰ Er schließt mit den Sätzen:

Ähnlich wie im Jahr 1578 befinden sich auch heute die Niederlande in einer geschichtlich entschei-denden Stunde. Heute ist das Reich so stark wie es noch niemals in seiner Geschichte gewesen ist. Als die führende Macht in Europa wird es die-sem Erdteil eine neue politische und wirtschaftliche Form geben. Heute liegt es an den Niederlanden, sich in diese Neuordnung mit einzubauen und, wie der Reichskommissar es kürzlich ausdrückte, die dargereichte Freundeshand anzunehmen. Dann sind die Worte des Philipp von Marnix vielleicht doch nicht umsonst gewesen.²¹

In den Monaten nach Erscheinen von Röders Artikel sollte die nationalsozialistisch umgedeutete Figur des Marnix zu einem wichtigen Propaganda-Topos der deutschen Besatzungsmacht werden. Nicht zufällig beschwört der »Reichskommissar« für die besetzten Niederlande, Arthur Seyß-Inquart, in einer zweistündigen Ansprache im März 1941 auch die von »völkischer Verantwor-tung getragene [...] Rede« des Marnix.²² Selbst zu Heinrich Himmler drang der unter anderem vom Historiker Heinrich von Treit-schke inspirierte Marnix-Mythos vor. In einem Schreiben an Seyß-Inquart regt der Reichsführer SS an, eine SS-Schule nach jenem Mann zu benennen, »der seinerzeit auf dem Deutschen Reichstag gemahnt hat, der Reichstag solle aufpassen, dass die Nie-derländer nicht vom Reich wegkommen.«²³ Himmlers Vorschlag scheiterte letztlich an den Bedenken des Archivars Bernhard Voll-mer, dem die nationalsozialistische Umdeu-tung des Marnix zu weit ging.²⁴

Röder kann zu Recht als einer der ersten Propagandisten dieses NS-Mythos in den Niederlanden bezeichnet werden. Wett-mann-Jungblut versäumt es jedoch, Röders Schrift und seine historische Bedeutung wis-senschaftlich angemessen einzuordnen. Der Aufsatz sei »eher ein Lückenfüller«, schreibt er.²⁵ In seinem im Jahr 2013 erschiene-nen Artikel kommt er gar zu dem Urteil, es handele sich um ein »relativ neutrales Do-kument.«²⁶ In seinem kürzlich veröffent-lichten Aufsatz bekräftigt er: »Der »propa-gandistische Gehalt« von Röders Schrift [...] ist offensichtlich gering.«²⁷ Stattdessen glaubt Wettmann-Jungblut, ein »Schreiben zwischen den Zeilen« zu erkennen, das »eine gewisse Distanz zur Politik des NS-Regimes dokumentiert.«²⁸ Überzeugende Belege hier-

für bleibt Wettmann-Jungblut seinen Lesern schuldig.

Derart voreingenommen, widmet sich der Autor auch meiner Besprechung von Heinrich Küppers' Röder-Monografie, für die ich in niederländischen Publikationen der 1940er Jahre nach Spuren Röders, vor allem nach Hinweisen auf die Rezeptionsgeschichte seines Marnix-Artikels, recherchiert habe. Röders Aufsatz wurde in der niederländischen Massenpresse mehrfach besprochen und beworben. Meine Einschätzung, dass sich Röder unter anderem durch diesen Artikel einen gewissen Bekanntheitsgrad erarbeitet hat, kritisiert Wettmann-Jungblut folgendermaßen:

Diese Rezeption in insgesamt zehn Tageszeitungen galt jedoch einzig und allein der niederländischen Version Hinderdaels, dem aufgrund seines Vorwortes auch generell die Urheberschaft zugeschrieben wurde, was Bernsteins Behauptung von Röders »publizistischen Erfolgen« und niederlandeweiter »Bekanntheit« in erheblichem Maße konterkariert.²⁹

Eine Besprechung der Broschüre inklusive der Nennung von Röders Namen findet sich zum Beispiel in der Zeitung *De Residentie-bode*.³⁰ Dass »einzig und allein« die niederländische Version der Broschüre besprochen worden wäre, trifft nicht zu. In der *Deutschen Zeitung für die Niederlande* findet sich zudem eine große Werbeanzeige.³¹ Dasselbe Medium brachte eine Besprechung des Niederlandbuchs, in der Röder ebenfalls erwähnt wird.³² Im *Algemeen Handelsblad* finden Röder und die Broschüre immerhin eine freundliche Erwähnung³³ – das alles sei ohne Anspruch auf Vollständigkeit festgestellt. Hinzu kommen mehrere Artikel, in denen Röder in seiner Funktion als Leiter des niederländischen Ablegers des Deutschen Akademischen Austauschdienstes (DAAD) erwähnt wird, unter anderem als Ehrengast beim zweiten Studententag der nationalsozialistischen Studentenfront in Utrecht.³⁴ Über den Bekanntheitsgrad Röders, eines NS-Funktionärs mehr aus der dritten denn der zweiten Reihe, lässt sich freilich streiten. Es ist überdies richtig, dass die Mehrzahl der Besprechungen der Broschüre, da sie sich nun mal auf die niederländische Version beziehen, Röder unerwähnt lassen. Relevan-

ter als Röders Bekanntheitsgrad ist jedoch ohnehin die politische, historische und auch moralische Bedeutung seines Textes. Wettmann-Jungblut fährt fort: »Als Kronzeugen für Röders »grobe Geschichtsfälschung« in propagandistischer Absicht führt Bernstein eine Besprechung der Wochenschrift *De Weg*³⁵ an, obwohl auch dort nur Kritik an Hinderdaels Broschüre und dessen Arbeit geübt wird.«³⁶

Der insgesamt fünfseitige Artikel in *De Weg* ist jedoch, wie aus den langen wörtlichen Zitaten klar hervorgeht, eine dezidierte Auseinandersetzung mit Röders Text – auch wenn Röders Name, da sich die Besprechung auf die niederländische Version der Broschüre bezieht, keine Erwähnung findet. Eine derart harsche Kritik an einem deutschen Besatzungsfunktionär wäre zudem kaum möglich gewesen. Kurzerhand machte *De Weg* also Hinderdael zum Autor: »Hinderdael leitet die Broschüre ein, Hinderdael rahmt die Broschüre. Wir halten ihn daher auch für den Hauptgang verantwortlich, bestehend aus schiefen Kommentaren und Fehlübersetzungen [Übers. d. Verf.]«³⁷ Den Hauptgang lieferte jedoch unverkennbar Röder. Wettmann-Jungblut behauptet hingegen, die Besprechung sei ausschließlich eine Kritik an »Hinderdaels Broschüre und dessen Arbeit«. Anschließend kritisiert er, ich hätte bewusst die national-faschistische Ausrichtung von *De Weg* »verheimlicht« und somit eine zentrale Information unterschlagen: »Bernstein unterschlägt einfach die Information, dass die dort veröffentlichte Kritik sich gegen Siegfried Hinderdael richtete und einen innerholländischen Konflikt zwischen rivalisierenden faschistischen Gruppierungen dokumentiert.«³⁸

De Weg war in der Tat die Hauszeitung der Nationaal Front, einer am italienischen Faschismus orientierten, nationalistischen Splitterpartei, die Ende 1941 von den Nationalsozialisten verboten wurde. Einer der Gründe für das Verbot war die Kritik der Nationaal Front an den Annexionsbestrebungen des Deutschen Reiches. Man mag Wettmann-Jungblut zugutehalten, dass er die von mir versäumte politische Einordnung der Zeitung in seinem Aufsatz nachreicht. An der Aussagekraft der Quelle, wie vom Autor suggeriert, ändert die nationalistische Ausrichtung von *De Weg* jedoch nichts.

Im Gegenteil: Röders Geschichtspropaganda zur Legitimation der Einverleibung der Niederlande in das Deutsche Reich ging den National-Faschisten zu weit, darunter auch dem mutmaßlichen Autor der anonym erschienenen Besprechung, dem niederländischen Widerständler Eugène van Wessem. Van Wessem, Publizist und Mitglied der Nationaal Front, stand im scharfen Gegensatz zu den Annexionsplänen der Besatzer. Am 15. April 1944 wurde er von den Nationalsozialisten verhaftet. Er starb am 28. März 1945 im KZ Neuengamme nur sechs Tage vor der Befreiung.³⁹

Dass Wettmann-Jungblut die inhaltliche Glaubwürdigkeit der »wahrheitsliebenden Besprechung«, wie er ironisierend schreibt, bezweifelt und anhand dessen einen Lügen-Vorwurf gegen mich konstruiert, ist umso unverständlicher, da ihm auch die niederländische Forschung zum Thema bekannt sein dürfte.⁴⁰ Jedenfalls verweist er in einer Fußnote auf das Standardwerk zur nationalsozialistischen Geschichtspolitik in den Niederlanden des Historikers Ivo Schöffer.⁴¹ Schöffer, im Zweiten Weltkrieg ebenfalls im Widerstand, hat sich in seiner Studie mit der Genese des NS-Marnix-Mythos befasst und kommt an einer Stelle auch auf den Verriss in *De Weg* zu sprechen. Er urteilt:

Die NSNAP hat 1941 in Eigenregie einen niederländischen und deutschen Text über die Rede [die Rede des Marnix; Anm. d. Verf.] herausgegeben, der das »deutsche Gefühl« [die völkische Verbundenheit von Niederländern und Deutschen; Anm. d. Verf.] belegen sollte. Zu Recht wies eine polemisch formulierte Kritik im Wochenblatt der Nationaal Front De Weg auf einige bewusst verfälschte Übersetzungen hin und stellte diese richtig [Übers. d. Verf.]»⁴²

Verantwortlich für die in den Augen Schöffers verfälschten und von *De Weg* zu Recht kritisierten Übersetzungen ist Röder. Von dieser Einschätzung erfährt der Leser von Wettmann-Jungbluts Aufsatz jedoch nichts.

Die Kritik in *De Weg* fand in der niederländischen Presselandschaft übrigens einigen Widerhall. Zustimmung gab es unter anderem im *Delftsche Courant*, der unter der Überschrift »Geschiedenisvervalsching« (Geschichtsfälschung) über Röders Text urteilt: »Der Schrei-

ber will anscheinend das historische Ereignis als Propagandamaterial für ein Aufgehen der Niederlande im Deutschen Reich nutzen. Zu diesem Zweck verfälscht er die Figur des Marnix, zitiert unvollständig und übersetzt falsch [Übers. d. Verf.]»⁴³

Röders Vereinnahmungsversuch der historischen Figur des Marnix hat seine Zeitgenossen keinesfalls kalt gelassen. Nationalsozialisten und Befürworter eines Aufgehens der Niederlande im Deutschen Reich auf der einen und deren Gegner auf der anderen Seite haben den Aufsatz als das erkannt, was er ist: eine Legitimation von Besatzung und Annexion. Als »relativ neutral« dürfte ihn keine der damaligen Parteien betrachtet, geschweige denn »ein Schreiben im Schreiben« erkannt haben. Über diese interpretatorische Fähigkeit verfügt man bislang nur im Umfeld der *saargeschichte*|n.

Röders »Verdienste« in den Kreisen der NS-Studentenfront

In seinem Aufsatz kritisiert Wettmann-Jungblut, Später und ich würden Röder eine Identität zuschreiben, die sich aufgrund der spärlichen Quellenlage letztlich gar nicht ausweisen ließe. Er selbst scheint es mit der von ihm eingeforderten wissenschaftlichen Exaktheit jedoch nicht allzu genau zu nehmen. Ohne dafür einen Beleg zu liefern, behauptet Wettmann-Jungblut, Röder habe »dem NS-Regime zumindest ab 1940 mit einer gewissen Distanz« gegenübergestanden.⁴⁴ Worin diese Distanz bestanden haben soll, auf welcher Quellenbasis sich dieses weitreichende Urteil gründet, bleibt unklar. Die derzeitige Quellenlage deutet – zumindest, was Röders äußerliches Verhalten angeht – zudem in eine andere Richtung. Röders vermeintlich distanziertere Haltung gegenüber dem NS-Regime ist schwierig mit seiner Autorenschaft des Marnix-Artikels und seiner Position als Zellenleiter der NSDAP in Den Haag in Einklang zu bringen. Auch seine Tätigkeit als Leiter des niederländischen Ablegers des DAAD ist nicht dazu geeignet, Wettmann-Jungbluts Behauptung zu stützen. Die Aufgabe des DAAD im Nationalsozialismus war es, durch die Auswahl von Kollaborateuren unter dem akademischen Nachwuchs lang-

fristig die politisch-militärische Hegemonie des Deutschen Reiches abzusichern. Die Stipendiaten sollten während des Krieges zum Einsatz in Freiwilligenverbänden, Hilfstruppen oder der Waffen-SS animiert werden und nach dem Krieg in ihren Herkunftsländern als deutschlandfreundliche Elite eine politisch verlässliche Basis bilden.⁴⁵ Wir verfügen bislang über keinerlei Erkenntnisse, dass sich Röder dieser Zielsetzung verweigert, sie geschweige denn in irgendeiner Form sabotiert hätte. Einiges spricht dafür, dass das Gegenteil der Fall ist.

In der Nummer 12 der Zeitschrift der niederländischen NS-Studentenfront vom Mai 1943 wird Röder ein überaus positives Zeugnis ausgestellt. Der Verfasser des Artikels, der Leiter der Abteilung für internationale Beziehungen der Organisation, J. P. Noordijk, beschwört die »kameraadschap« zwischen DAAD und Studentenfront und dankt Röder im Besonderen:

Dr. Röder ist glücklicherweise innerhalb der Studentenfront keine unbekannte Figur mehr, weshalb seine zahlreichen Verdienste keiner ausführlichen Beschreibung bedürfen; hervorheben möchte ich jedoch, dass wir seine Kenntnis sowie sein Verständnis des studentischen Lebens in den Niederlanden – selbst in diesen turbulenten Zeiten – bewundern [Übers. d. Verf].⁴⁶

Der Anlass des Artikels war eine laut Noordijk auf die Initiative Röders zurückgehende, aufwändigere Werbeveranstaltung des DAAD, dem in Anbetracht der Tatsache, dass zu diesem Zeitpunkt an den niederländischen Universitäten kaum noch von einem geregelten Vorlesungsbetrieb die Rede sein konnte und allein im Erscheinungsmonat der Zeitschrift 2.900 Studierende zwangsweise zum Arbeitseinsatz nach Deutschland deportiert wurden, wachsende Bedeutung zukam. Neben zahlreichen Studierenden nahmen an der Veranstaltung auch hohe Gäste teil: Anwesend waren der Kollaborateur Jan van Dam, der als »secretaris-generaal« an der Spitze des Ministeriums für Erziehung, Wissenschaft und Kulturverwaltung unter anderem mitverantwortlich für die Nazifizierung der niederländischen Universitäten war, sowie sein Vorgesetzter, der Generalkommissar für Verwaltung und Justiz der besetzten Niederlande, SS-Brigadeführer Friedrich Wimmer.

Röder scheint in seiner Funktion als Leiter des niederländischen Ablegers des DAAD also durchaus Zugang zu höchsten Kreisen genossen zu haben. Dies und auch die Beurteilung Noordijks deuten darauf hin, dass zumindest im Mai 1943 seitens der NS-Elite wenig Zweifel an Röders politischer Zuverlässigkeit bestanden haben dürften. Dass Röder ab einem gewissen Zeitraum womöglich innerlich gegenüber dem Regime eine distanziertere Haltung angenommen hat und er in erster Linie aus Opportunismus weiterhin an der NS-Herrschaft mitgewirkt hat, lässt sich freilich nicht ausschließen. Aber auch für diese These bräuchte es einen Beleg.

Geschichtsklitterung im Kollektiv

So wünschenswert eine von Peter Wettmann-Jungblut mehrfach beschworene quellengenaue und wissenschaftlichen Standards genügende politische Einordnung Röders wäre, so zweifelhaft ist, dass er sie selbst im Sinn hätte. Seine zum Teil gravierenden Manipulationen lassen vielmehr darauf schließen, dass Röders NS-Aktivitäten bis 1945 um jeden Preis einer kritischen Historiografie entzogen werden sollen. Den Vorwurf der bewussten Irreführung der saarländischen Öffentlichkeit muss sich Wettmann-Jungblut allerdings nicht alleine gefallen lassen. Wider besseres Wissen erwähnt Heinrich Küppers Röders Mitgliedschaft im Ordnungsdienst, seine »konstruierte« Zugehörigkeit zur illegalen SA und seine Funktion als Zellenleiter in seiner Monografie ebenfalls nicht. Auch der Leiter des Stadtarchivs, Hans-Christian Herrmann, hat sich um eine wissenschaftliche Aufarbeitung von Röders NS-Vergangenheit nicht verdient gemacht. Noch 2012 hat er in einem Aufsatz Röders NSDAP-Mitgliedschaft unter den Tisch fallen lassen.⁴⁷ Auf einer Podiumsdiskussion über die NS-Vergangenheit Röders erklärte er zudem, er habe Röders Stasi-Akte ausgewertet, die allerdings »sehr banal« sei.⁴⁸ Von Röders Beteiligung im Politischen Korps der NSDAP, die aus den Akten hervorgeht, unterrichtete er die Öffentlichkeit nicht. Des Weiteren erklärte Herrmann dem Publikum, über Röders NSDAP-Mitgliedschaft – die lange ein Tabuthema war und

erst 2003 von Erich Später in den *Saarbrücker Hefen* bekannt gemacht wurde – wäre bereits vor Jahrzehnten öffentlich diskutiert worden. Dabei verwies er ausgerechnet auf die kurz nach Röders Tod im Jahr 1979 erschienene Röder-Biografie des stellvertretenden Chefredakteurs der *Saarbrücker Zeitung* Erich Voltmer.⁴⁹ Voltmer, wie Röder ehemals Mitglied der NSDAP und des Ordnungsdienstes der Deutschen Front,⁵⁰ hat die Parteimitgliedschaft Röders jedoch nicht erwähnt, sondern eine Jubelschrift verfasst, die maßgeblich zu der bis heute nachwirkenden Verklärung des langjährigen Ministerpräsidenten beigetragen hat. Die Aufgabe unvoreingenommener Historiker wäre es, dieses Röder-Bild einer kritischen Revision zu unterziehen und die Mechanismen, die zu der bis heute wirkmächtigen Mystifikation Röders geführt haben, herauszuarbeiten. Dass dies nicht geschieht, sondern weiterhin an Legenden gestrickt wird, wirft nicht nur ein schlechtes Licht auf Teile der saarländischen Historikerzunft und die beiden wichtigsten Archive. Es verstellt auch den Blick auf die saarländische Nachkriegsgesellschaft.

Anmerkungen

- 1 Wettmann-Jungblut, Peter, Lügen und andere Wahrheiten. Anmerkungen zur »Röder-Debatte« und zur »kritischen« saarländischen Öffentlichkeit, in: *saargeschichte|n* 2 (2017), S. 4–16; die erste von Wettmann-Jungbluts Publikationen über Röder erschien 2013: Ders., Im Schatten der Geschichte. Fakten und Überlegungen zu Franz Josef Röders Vergangenheit vor 1945, in: *saargeschichte|n* 4 (2013), S. 4–13.
- 2 LAS, Best. StK-PA, Nr. 3 und LAS, Best. MK, Nr. 751: Personalblatt Dr. Franz Josef Nikolaus Röder.
- 3 Wettmann-Jungblut, Lügen und andere Wahrheiten, S. 6.
- 4 Bernstein, Julian, Moralisch im Reinen. Der Historiker Heinrich Küppers verharmlost in einer Biografie die NS-Vergangenheit des »ewigen« Ministerpräsidenten Franz Josef Röder, in: *Saarbrücker Hefte* 113/114 (2016), S. 36–42; Küppers, Heinrich, Franz Josef Röder (1909–1979). Baumeister des Saarlandes, St. Ingbert 2015.

- 5 Brief von Franz Röder vom 13. Januar 1937: Landesarchiv Saarbrücken, Best. MK-PA, Nr. 1292, S. 29–34.
- 6 Ebd., S. 33f.
- 7 Röder, Franz Josef, Erläuterungen zu meinem Fragenbogen, LAS, Best. StK-PA, Nr. 3; Wettmann-Jungblut, Im Schatten der Geschichte, S. 10f.
- 8 Röder, Erläuterungen; die Passage befindet sich auf der dritten Seite.
- 9 Wettmann-Jungblut, Im Schatten der Geschichte, S. 10.
- 10 Ebd.
- 11 Wettmann-Jungblut, Lügen und andere Wahrheiten, S. 7.
- 12 BStU, MfS, HA IX/11, Nr. PA 177, BSTU 0016f.
- 13 Schmiechen-Ackermann, Detlef, Der »Blockwart«, in: *Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte*, 4 (2000), S. 575–602, hier: S. 594.
- 14 Röder, Erläuterungen.
- 15 Wettmann-Jungblut, Lügen und andere Wahrheiten, S. 5.
- 16 Ebd., S. 14.
- 17 Wettmann-Jungblut wirft mir unter anderem vor, »wahrheitswidrig behauptet« zu haben, Röder hätte während seines Entnazifizierungsverfahren seine Mitgliedschaft im Nationalsozialistischen Kraftfahrkorps (NSKK) verschwiegen. Das entspricht nicht den Tatsachen.
- 18 Röder, Josef, Hilferuf an das Reich. Eine zeitnahe Erinnerung aus der niederländischen Geschichte/St. Aldegonde vor dem Reichstag zu Worms im Jahre 1578, in: *Deutsche Zeitung in den Niederlanden* Nr. 134, 16. Oktober 1940; Ders., Marnix von St. Aldegonde vor dem Reichstag zu Worms (1578), in: Walter Söchtling (Hrsg.), Das Niederlandbuch. Sammlung deutscher und niederländischer Arbeiten. Mit einem Geleitwort von Arthur Seyß-Inquart, Frankfurt am Main 1942, S. 145–149; Ders., Marnix von St. Aldegonde vor dem Reichstag zu Worms (1578), Den Haag 1941, Ders., Marnix van St. Aldegonde voor den Rijksdag te Worms (1578) / met een voorwoord van S. Hinderdael, Den Haag 1941.
- 19 Die ersten, die sich die Mühe gemacht haben, das zu verstehen, waren Erich Später und Gerhard Bungert: Später, Erich, Der Landesvater, in: *Saarbrücker Hefte* Nr. 110/111 (2014), S. 7–14, hier: S. 12f.; Bungert, Gerhard, Von Hindenburg zu Röder, in: Ders. (Hrsg.), Straßen im Saarland. Nationalisten und Militaristen als Namensgeber, Saarbrücken 2014, S. 106–126.
- 20 Röder, Marnix, in: Das Niederlandbuch, S. 149.
- 21 Ebd.

- 22 Seyß-Inquart, Arthur, Die Rede des Reichskommissars: Nicht Gegeneinander, nur miteinander, in: *Deutsche Zeitung in den Niederlanden* vom 13. März 1941, <http://resolver.kb.nl/resolve?urn=ddd:011119725:mpeg21:a0121>.
- 23 Himmler an Seyß-Inquart vom 13. April 1942, De SS in de Nederland. Documenten uit SS-Archieven 1935-1945. Deel I, Amsterdam 1976; über die nationalsozialistischen Vereinnahmungsversuche des Marnix: Beyen, Marnix, Resisting Hyperbole. Professional Historians in Belgium and the Netherlands and their Relationship with Wartime Historical Culture (1940-1945), in: *Storia della Storiografia*, 53 (2008), S. 130–144, hier: S. 130f.
- 24 Ebd.; Koll, Johannes, Arthur Seyß-Inquart und die deutsche Besatzungspolitik in den Niederlanden (1940–1945), Wien 2015, S. 159f.
- 25 Wettmann-Jungblut, Lügen und andere Wahrheiten, S. 10.
- 26 Wettmann-Jungblut, Im Schatten der Geschichte, S. 11.
- 27 Wettmann-Jungblut, Lügen und andere Wahrheiten, S. 10.
- 28 Ebd.
- 29 Wettmann-Jungblut, Lügen und andere Wahrheiten, S. 11.
- 30 Nieuwe Uitgaven. Marnix Rijksdagsrede, in: *De Residentiebode* vom 5. Juli 1941, <http://resolver.kb.nl/resolve?urn=ddd:011062530:mpeg21:a0081>.
- 31 *Deutsche Zeitung in den Niederlanden* vom 3. August 1941, <http://resolver.kb.nl/resolve?urn=ddd:011119632:mpeg21:a0024>.
- 32 Das Niederlandbuch, in: *Deutsche Zeitung in den Niederlanden* vom 22. Mai 1943, <http://resolver.kb.nl/resolve?urn=ddd:011120376:mpeg21:a0122>.
- 33 Deutsch Rijksverval ging samen met machtsverlies ter zee, in: *Algemeen Handelsblad* vom 7. Mai 1942, <http://resolver.kb.nl/resolve?urn=KBN-RC01:000052526:mpeg21:a0036>.
- 34 De tweede landdtag van het Studentenfront te Utrecht, in: *Volk en Vaderland* vom 20. November 1942, <http://resolver.kb.nl/resolve?urn=ddd:011190115:mpeg21:a0074>.
- 35 Van Wessem, Eugène, Marnix vor de Rijksdag te Worms, in: *De neg: nationaal weekblad* vom 16. August 1941.
- 36 Wettmann-Jungblut, Lügen und andere Wahrheiten, S. 11.
- 37 »Hinderdael leidt de brochure in, Hinderdael dekt de brochure. We houden hem dus ook verantwoordelijk voor de hoofdschotel, bestaande uit kromme commentaren en foutieve vertalingen.« Van Wessem, Marnix.
- 38 Wettmann-Jungblut, Lügen und andere Wahrheiten, S. 11.
- 39 Beyen, Resisting Hyperbole, S. 137; <https://monument.vriendenkringneuengamme.nl/person/405320/eugene-johan-marie-ant-van-wessem>.
- 40 Wettmann-Jungblut, Lügen und andere Wahrheiten, S. 11.
- 41 Schöffers, Ivo, Het nationaal-socialistische beeld van de geschiedenis der Nederlanden, Utrecht 1978.
- 42 »Van NSNAP-zijde werd in 1941 een Nederlandse en Duitse tekst van de redevoering zelf uitgegeven, die dit »Duitse gevoel moest bewijzen. Terecht wees een polemisch gestelde critiek in het weekblad van Nationaal Front *De Weg* op enige bewust verdraaiende vertalingen en plaatste een juistere.« Ebd., S. 193.
- 43 »De shrijver wil kennelijk het historisch gebeuren als propaganda-materiaal gebruiken voor een opgaan der Nederlanden in het Duitse Rijk n u. Daartoe misteekent hij de figuur van Marnix, citeert hij onvolledig en vertaalt hij verkeerd.« Uit de pers. Geschiedenisvervalsing, in: *Delftsche Courant* vom 16. August 1941, <http://resolver.kb.nl/resolve?urn=KBDDD02:000199518:mpeg21:a0037>.
- 44 Wettmann-Jungblut, Lügen und andere Wahrheiten, S. 5.
- 45 Impekoven, Holger, Die frühen Jahre des DAAD, in: Deutscher Akademischer Austauschdienst (Hrsg.), 90 Jahre DAAD, Bonn Juni 2015, S. 11–25, hier: S. 22.
- 46 »Dr. Röder is gelukkig in het Studentenfront geen onbekende figuur meer et het is dan ook niet noodig de vele verdiensten van hem uitgebreid op schrift te zetten; maar wel hebben wij dikwijls zijn juist inzicht in en het begrip voor de Nederlandse studentenwereld, zelfs in deze roerige periode, bewondered.« Noordijk, J. P., Bijeenkomst van de Deutsche Akademische Austauschdienst, in: *Studentenfront* Nr. 12 (Mai 1943), S. 7f., hier: S. 8.
- 47 Herrmann, Hans-Christian/Schmitt, Johannes (Hrsg.), Das Saarland. Geschichte einer Region, St. Ingbert 2012.
- 48 Ab Minute 6:20: <https://www.youtube.com/watch?v=hLfAanO1aU>.
- 49 Ebd., ab Minute 17:30; Voltmer, Erich, Franz Josef Röder – Ein Leben für die Saar, Dillingen 1979.
- 50 In der Stasi-Akte über Voltmer finden sich Bewerbungsunterlagen, die Voltmer seinerzeit an das Reichsministerium für Propaganda und Volksaufklärung sendete, darunter auch ein ausführlicher Lebenslauf; BStU, MfS, HA II/13, Nr. ZMA 1774, 000077.

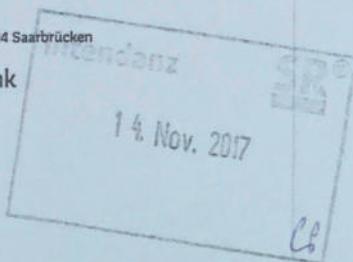
• Staatskanzlei

SAARLAND



Staatskanzlei, Postfach 10 24 31, 66024 Saarbrücken

Saarländischer Rundfunk
Herrn Intendanten
Prof. Thomas Kleist
Funkhaus Halberg
66100 Saarbrücken



Abteilung B: GRUNDSATZFRAGEN UND
ÖFFENTLICHKEITSARBEIT
DER LANDESREGIERUNG

Abteilungsleiter

Bearbeiter: Dr. Jochen W. Wagner

Telefon: 0681 501 - 1250

Telefax: 0681 501 - 1254

E-Mail: j.wagner@staatskanzlei.saarland.de

Datum: 13. November 2017

Franz-Josef Röder – Berichterstattung in SR 2 am 28.09.2017

Sehr geehrter Herr Professor Kleist,

sicher liegt es sowohl im Interesse des Saarländischen Rundfunks als auch der Landesregierung, den Menschen in unserem Land ein ausgewogenes und am Stand der wissenschaftlichen Erkenntnis orientiertes Geschichtsbild zu vermitteln. Dies umso mehr, wenn es sich um die Gesinnung und das Wirken von historischen Persönlichkeiten handelt, die sich um das Wohl unseres Landes verdient gemacht haben.

In diesem Zusammenhang möchte ich auf einen am 28. September von SR 2 gesendeten Beitrag zu sprechen kommen, in dem der Journalist Uwe Loebens vom SR 2-Moderator Holger Büchner zur Rolle des früheren saarländischen Ministerpräsidenten Dr. Franz-Josef Röder in der Zeit des Nationalsozialismus interviewt wurde. Darin wird auf eine seit längerer Zeit schwelende Debatte rekurriert, in der zwei Journalisten der sog. „Saarbrücker Hefte“ Franz-Josef Röder eine sehr tiefgreifende Verstrickung mit dem Nationalsozialismus vorwerfen – eine Auffassung, der u.a. von dem Landesarchivar Dr. Peter Wettmann-Jungblut in verschiedenen wissenschaftlichen Publikationen widersprochen wird und die auch so innerhalb der Geschichtswissenschaft als nicht haltbar angesehen wird. Herr Loebens stellte sich in dem Interview klar auf die Seite der „Saarbrücker Hefte“-Autoren, unterstellt dem Archivaren eine Unterschlagung von Akten, spricht gar von unredlichem Verhalten und fordert die Verantwortlichen auf, sich zu fragen, „ob solche Personen wirklich geeignet sind, das historische Gedächtnis des Saarlandes zu hüten.“



Am Ludwigsplatz 14 · 66117 Saarbrücken
www.saarland.de

Natürlich obliegt dem Saarländischen Rundfunk keine Verantwortung über einzelne Aussagen von Interviewpartnern. Auch dann nicht, wenn die Vorwürfe von Herrn Loebens einen unmittelbaren Angriff auf die wissenschaftlich und moralisch zweifelsfreie Integrität des Landesarchivars darstellen. Denn für die Beschäftigten im Landesarchiv, über das meine Abteilung die Fachaufsicht führt, kann ich sagen, dass die in dem Interview erhobenen Vorwürfe nicht haltbar sind.

Jedoch obliegt dem Saarländischen Rundfunk nach meiner Auffassung die Verantwortung Berichte ausgewogen, kritisch, seriös und nach dem aktuellen wissenschaftlichen Sachstand zu verfassen. Daher überraschte mich, dass in dem Beitrag Herr Loebens seine Auffassung ohne jede kritische Prüfung oder Rückfrage durch den Moderator wiedergeben konnte. So wurde beispielsweise Vertretern anderer Meinungen keine Gelegenheit gegeben, zur wissenschaftlichen Debatte, geschweige denn zu persönlichen Vorwürfen Stellung zu beziehen. Aber gerade bei solchen Vorwürfen ist die professionelle Seite des Journalismus gefordert, ausgewogen und kritisch zu berichten. Vielmehr blieben die Vorwürfe von Herrn Loebens unkommentiert und unhinterfragt im Raume stehen, so dass die Zuhörer mit einer einseitigen Sichtweise alleine gelassen wurden.

Sicherlich werden Sie bei einer Analyse des Beitrages zu einem eigenen Ergebnis kommen und – so meine Hoffnung – das Thema mit Blick auf eine vollständige Darstellung der Fakten zu einem geeigneten Zeitpunkt erneut beleuchten. Dabei wäre es wünschenswert, dass die bekannten Darstellungen der beteiligten Akteure sorgfältig gelesen und objektiv bewertet werden. Dazu sollte auch gehören, dass man in einem solchen Beitrag Herrn Dr. Wettmann-Jungblut selbst zu den Vorwürfen Stellung nehmen lässt. Und dazu sollte zudem gehören, dass man den aktuellen Stand der Forschung umfassend vorstellt.

So stützt etwa Prof. Dr. Heinrich Küppers in seiner 2015 erschienen Röder-Biografie die Einschätzung Wettmann-Jungbluts, wenn er schreibt: „Dennoch ist bis zum heutigen Tag keine Quelle zu Tage gekommen, aus der die Schlussfolgerung gezogen werden könnte, dass Röder irgendwann einmal ein Befürworter einer völkisch organisierten Gesellschaft und deren Mobilisierung durch eine totalitäre Diktatur gewesen sein soll.“ In die gleiche Richtung äußerte sich Prof. Dr. Dietmar Hüser, Historiker an der Universität des Saarlandes, wenn er Röder „weder als Nationalisten noch als Nazi“ bezeichnen würde. Bekannt war zum Zeitpunkt der Berichterstattung darüber hinaus, dass der Landtag des Saarlandes einen der führenden NS-Experten Deutschlands, den Jenaer Historiker Prof. Dr. Norbert Frei, mit einer Studie zur NS-Belastung saarländischer Landtagsabgeordneter beauftragt hat. Eine Nachfrage beim Landtag über erste Ergebnisse dieser Studie hätte und wird sicher zur Objektivierung der Debatte beitragen können.

Bereichernd wäre darüber hinaus ganz sicher auch ein kritischer Blick auf den wissenschaftlichen bzw. auch ideologischen Hintergrund der Akteure. Peter Wettmann-Jungblut ist ein renommierter Historiker, der sich durch rechts- und kriminalitätshistorische Forschung ebenso einen Namen gemacht hat wie durch mehrere Beiträge zur saarländischen Landesgeschichte. Promoviert hat er bei dem 2004 verstorbenen Prof. Dr. Richard van Dülmen, der seinerzeit als einer der deutschlandweit führenden Historiker zur Alltags- und Kulturgeschichte galt. Von daher ist er sehr wohl zur Hütung des historischen Gedächtnisses des Saarlandes geeignet. Wie er sind auch Heinrich Küppers und Dietmar Hüser seriös arbeitende Historiker, die ihre wissenschaftliche Integrität und Kompetenz vielfach unter Beweis gestellt haben. In keiner einzigen der zahlreichen Rezensionen zu ihren Werken wurde ihnen jemals von sachkundigen Experten der Vorwurf unwahrhaftiger oder ideologisch tendenziöser Geschichtsschreibung unterbreitet. Dagegen stehen die Aussagen von Herrn Uwe Loebens. Diese jedoch zu recherchieren, offenzulegen und mit denen der vorgenannten Historiker in Vergleich zu ziehen, wäre ganz sicher aufschlussreich zur Bewertung der gesamten Auseinandersetzung.

Ich denke, sehr geehrter Herr Professor Kleist, es liegt in unserem gemeinsamen Interesse, dass das historische Bewusstsein der Saarländerinnen und Saarländer auf einer möglichst breiten und möglichst ausgewogenen sowie wissenschaftlich fundierten Informationsbasis gründet. Umso mehr würde ich mich freuen, wenn der SR das Thema erneut und fundiert aufgreift.

Mit freundlichen Grüßen

Dr. Jochen W. Wagner
Abteilungsleiter

»Wie frei sind saarländische Journalisten?«, fragte die Heinrich-Böll-Stiftung Saar kürzlich auf ihrer Facebook-Seite. Der Grund: ein kürzlich geleaktes Protestschreiben der saarländischen Staatskanzlei an den SR-Intendanten Thomas Kleist. Der Stein des Anstoßes: die kritische Berichterstattung des SR in der »Röder-Debatte«, vor allem ein Interview mit dem Journalisten Uwe Loebens auf *SR 2 KulturRadio*. Loebens, der zuvor für eine Fernsehreportage lange zum Thema recherchiert hatte, hat in dem Interview das Verhalten der Archivare Peter Wettmann-Jungblut und Hans-Christian Herrmann als »unredlich« kritisiert und deren Eignung infrage gestellt. Für die saarländische Staatskanzlei war dies offensichtlich ein Grund zu intervenieren. Der Abteilungsleiter für Grundsatzfragen und Öffentlichkeitsarbeit der Landesregierung, Jochen W. Wagner, stellt in dem Brief vom 13. November 2017 die bisherige Berichterstattung des SR über die Debatte um die NS-Vergangenheit Röders als einseitig dar. Er bittet den Intendanten, für eine andere – eine vermeintlich »wissenschaftliche« – Berichterstattung zu sorgen und fordert gar die Überprüfung des »ideologischen Hintergrunds« der Röder-Kritiker. Neben Uwe Loebens dürften damit unser Redakteur Julian Bernstein und unser Autor Erich Später gemeint sein.

Die *Saarbrücker Hefte* haben sich dazu entschlossen, dieses bemerkenswerte Schreiben für die Öffentlichkeit zu dokumentieren. In den Augen der Redaktion stellt dieser Brief und der darin enthaltene Aufruf zur »Gesinnungsprüfung« einen zweifelhaften Versuch dar, die Berichterstattung des öffentlich-rechtlichen Rundfunks im Sinne der Staatskanzlei zu beeinflussen und kritische Journalisten zu diskreditieren.

Der Fall Röder

Anmerkungen zum Umgang mit deutscher Zeitgeschichte

Von Dr. Johannes Koll (Wirtschaftsuniversität Wien)

Keine Frage: In der Regel freut es einen Autor, wenn sich Kollegen auf sein Buch beziehen. Anders verhält es sich, wenn die eigene Position auf den Kopf gestellt wird.

Dieses Schicksal ist meiner Habilitationsschrift widerfahren. Auf sie bezieht sich Hans-Christian Herrmann in seiner Biographie über Franz Josef Röder, und zwar im Zusammenhang mit dessen Tätigkeit in den Niederlanden zwischen 1937 und 1945. Aus der Tatsache, dass der spätere saarländische Ministerpräsident in meinem Buch über die Politik des hochrangigen NS-Funktionärs Arthur Seyß-Inquart nicht erwähnt wird, glaubt Herrmann ableiten zu dürfen, dass Röder keinerlei Bedeutung für die unerhörten Verbrechen gegen die Menschlichkeit besessen habe, die die deutsche Besatzungsmacht während des Zweiten Weltkriegs in den Niederlanden zu verantworten hatte. Dabei lässt der Leiter des Saarbrücker Stadtarchivs außer Acht, dass meine biographische Studie über Seyß-Inquart nicht einmal ansatzweise alle NSDAP-Mitglieder unter die Lupe nehmen konnte und wollte, die in der NS-Zeit in den Niederlanden aktiv geworden sind.

Hätte Herrmann dem Vortrag beigewohnt, den ich am 27. Oktober letzten Jahres in der Politischen Akademie der Stiftung Demokratie gehalten habe, hätte er übrigens gelernt, dass ich Röders NS-Vergangenheit sehr kritisch betrachte. Wie im Internet auf einem YouTube-Mitschnitt nachzuhören ist, sehe ich in Röder einen jener Parteigenossen, die sich freiwillig und sehr engagiert in die nationalsozialistische Besatzungspolitik in den Niederlanden eingebracht haben. Es ist somit inhaltlich widersinnig und methodisch unzulässig, meine wissenschaftliche Arbeit für eine Entlastung Röders in Anspruch zu nehmen. In dieser Hinsicht betätigt sich Herrmann geradezu als Wiederholungstäter: Wie ebenfalls auf YouTube dokumentiert ist, hatte er mich schon auf der Podiumsdiskussion »Röders braune Spuren?« vom 8. Juli 2016 als Kronzeugen missbraucht. Das ist genauso inakzeptabel wie der Versuch der Konrad-Adenauer-Stiftung, Röder in ihrem Internetauftritt in die Nähe des Widerstands gegen die NS-Herrschaft zu rücken.

Herrmann bleibt letztlich weit hinter dem aktuellen Forschungsstand zurück, zu dem insbesondere Erich Später und Julian Bernstein wichtige Beiträge geliefert haben. Um endlich zu einem angemessenen Bild von Röders Biographie zu gelangen, wäre es bitter nötig, systematisch historische Quellen aus niederländischen Archiven zu durchforsten und in den Kontext der deutschen Besatzungspolitik im Zweiten Weltkrieg zu stellen. Auf dieser Grundlage ließe sich nicht zuletzt die Frage nach Kontinuitäten und Brüchen in der saarländischen Geschichte des 20. Jahrhunderts qualifizierter bewerten, als Herrmann dies tut. Auf jeden Fall könnte der Fall Röder ein weiterer Anlass sein, den Umgang der deutschen Nachkriegsgesellschaft mit einer vergifteten Vergangenheit selbstkritisch zu beleuchten. Gut acht Jahrzehnte nach Entfesselung des Zweiten Weltkriegs käme ein derartiges Unterfangen keineswegs zu früh.

Zur »Röder-Debatte«

Ein Offener Brief

Von Kajo Breuer

Saarbrücken, 22.02.2018

Sehr geehrte Redaktion der *Saargeschichten*,
sehr geehrter Vorstand des *Historischen Vereins für die Saargegend*,

aus gegebenem Anlass erlaube ich mir, mich in der Debatte um die Vita von Franz Josef Röder an Sie zu wenden. Erst jüngst habe ich Kenntnis von Ihrer Stellungnahme erhalten, die Sie auf Facebook veröffentlicht haben, offensichtlich als Reaktion auf verschiedene Kommentare, die auf der Seite Ihres Vereins platziert worden waren. Diese stellten wohl, wie mir berichtet wurde, wiederum eine Reaktion auf diverse Veröffentlichungen und eine Veranstaltung im Saarbrücker Schloss zu Franz Josef Röder dar. Den Charakter und den Inhalt dieser Kommentare kann ich nicht bewerten, weil ich diese nicht kenne. Und weil ich diese Einträge nicht gelesen habe, liegt es mir fern, Ihre Reaktion darauf einem Urteil zu unterwerfen. Die Verweise auf die Verdienste des Historischen Vereins um die Aufarbeitung der NS-Zeit halte ich für nachvollziehbar und durchaus gerechtfertigt. Ich greife deshalb gerne Ihre Bemerkung auf, dass Sie sich »einer offenen sachlichen Diskussion geschichtlicher Themen« nicht verweigern. Ich nehme an, dass sich diese Bereitschaft nicht nur auf die historischen Themen selbst, sondern auch auf deren Rezeption in der Gegenwart erstreckt. Ich wünschte mir, Ihre Zeitschrift würde zu einem Forum für das strittige Thema werden, das ich im Folgenden anspreche.

Die Landeshauptstadt gedenkt im Jahre 2018 des 100. Geburtstages ihres Ehrenbürgers Willi Graf. Auch dies ist ein Anlass, mich zu Wort zu melden. Wie Sie vielleicht wissen, habe ich als Bürgermeister zur Verleihung der Ehrenbürgerschaft namens der Landeshauptstadt im Festsaal des Saarbrücker Rathauses die Laudatio gehalten, eine Rede, die ich im Übrigen selbst entworfen habe, man darf sie also, wenn man möchte, als Maßstab nehmen. Das Gedenken an Willi Graf kann meines Erachtens nur dann als angemessen gelten, wenn auch die Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus angemessen ist, auch mit Franz Josef Röder, der das Saarland entscheidend geprägt hat. Über das Leben Röders in der Nachkriegszeit ist vieles bekannt, über sein Leben in der Zeit des Nationalsozialismus weniger. Was man weiß, ist, dass Franz Josef Röder Nationalsozialist war, Mitglied der NSDAP und in dieser Partei nicht nur »einfaches« Mitglied. Aus dem Bekanntgewordenen und Unbekannten zieht man in der Gegenwart unterschiedliche Schlüsse. Über die Folgerungen wird heftigst gestritten. Das ist gut so. Von ihren Antipoden fühlen sich die Beteiligten (bewusst) missverstanden und ungerecht behandelt. Das ist normal. Das wechselseitige Empfinden ist, die Wortwahl des Gegners überschreite die Grenze des »Schicklichen«. Das geschieht regelmäßig. Der Wunsch entsteht, dem ein Ende zu setzen. Das ist ebenso geläufig. Dabei Loyalitäten zu beleben und den Korpsgeist von Gemeinschaften zu beschwören: Auch dieser Mechanismus ist hinreichend bekannt.

Bei der Veranstaltung im Saarbrücker Schloss über die nationalsozialistische Vergangenheit von Franz Josef Röder mit den Diskutanten Peter Wettmann-Jungblut und Hans-Christian Herrmann auf der einen und Julian Bernstein und Erich Später auf der anderen Seite (in voller Länge anzusehen auf dem YouTube-Account der Heinrich-Böll-Stiftung) sind mir vor allem zwei Sachverhalte aufgefallen: Erstens agierten die beiden Archivare zum meiner

Verwunderung nach Art der »beleidigten Leberwurst«, wie der Saarländer zu sagen beliebt, verletzt und empört darüber, dass dort zwei – von ihnen offensichtlich als Angehörige einer »Laienspielschar« empfundenen – Personen sich erdreisten, ihnen als Profis Vorhaltungen zu machen. Mich erinnerte dies spontan an die Reaktionen aus der Zunft der Historiker/innen, die die ersten Auftritte von Götz Aly auslösten, an die Reaktionen auf Jürgen Habermas am Beginn des Historiker-Streits (Philosoph, Soziologe!), an die Reaktionen auf David Goldhagen (Politikwissenschaftler, Soziologe!). Immer fühlten sich »etablierte« Historiker/innen wenn auch beileibe nicht alle, als Zunft angegriffen. Immer ging es auch um Deutungshoheit. Genauso schien es auch diesmal zu sein. Granteln und kritteln statt mit einem Wort die Leistung derer zu würdigen, ohne die es die ganze Debatte überhaupt nicht geben würde. Bernstein und Später waren es, die alle wichtigen Dokumente zu einer kritischen Betrachtung Röders erschlossen und öffentlich gemacht haben, angefangen von der Veröffentlichung Späters zu Röders NSDAP-Mitgliedschaft im Jahre 2003 bis hin zu Bernsteins Aufdeckung von Faktenunterschlagungen. Zweitens waren Wettmann-Jungblut und Herrmann dem Anschein nach sehr bemüht, alles ins Feld zu führen, was der Exkulpation von Röder dienen, und alles in Zweifel zu ziehen, was den Ruf von Röder beeinträchtigen könnte. Dies führte zu einer in der Tat, wie Wettmann-Jungblut richtig schrieb, »erregten Intervention meinerseits, weil ich gar nicht glauben konnte, was ich soeben gehört hatte.«

Wettmann-Jungblut meint, mich in seinem in den *Saargeschichten* erschienenen Aufsatz an das intellektuelle Erbe Heinrich Bölls erinnern zu müssen (geschenkt!), um mit der Bemerkung fortzufahren, dieser habe die These von der Kollektivschuld abgelehnt, womit er implizit unterstellt, ich würde diese vertreten. Dieses Vorgehen ist zu durchsichtig, als dass es mich beeindrucken könnte; ehrlich gesagt, bin ich eher amüsiert. Wenn überhaupt, so könnte man provokativ formulieren, ist die Betrachtung in Bezug auf das »Kollektiv« bei Wettmann-Jungblut und, wie mir scheint, auch bei Herrmann eher umkehrt: Wenn praktisch »alle« Nazis waren, ist im Prinzip »keiner« schuldig, trägt niemand eine besondere Verantwortung.

Seinen Aufsatz schließt Wettmann-Jungblut unter Bezug auf eine Veröffentlichung von Giesecke und Welzer mit einem Plädoyer, mehr Wissen anzustreben, weniger vorschnell zu urteilen und zu verurteilen sowie die Vermittlung historischen Wissens ohne moralische Gebrauchsanweisung zu versehen. Wenn dies seine Meinung ist, warum interpretiert er durchgehend alles Bekannte und Unbekannte um Franz Josef Röder zu dessen Gunsten? Ist dies kein Urteilen? Dieser Eindruck war auch der Ausgangspunkt meiner Frage, welches Erkenntnisinteresse beide Historiker leitet. Sie könnten sagen: Wir wissen zu wenig, um uns ein Urteil über die, wie man so schön unschön sagt, »Verquickung« Röders im und mit dem Nationalsozialismus erlauben zu können. Aber das tun sie nicht. Sie tun alles, so jedenfalls der Anschein, um Röder zu entlasten. Entweder geschieht dies, weil sie es »den großmäuligen Amateuren zeigen« wollten (meine Wortwahl) und sich dabei verrannten, oder es geschieht aus einer inneren Überzeugung heraus. Ja, ich weiß: Selbstverständlich gilt das Letztere, wer würde schon etwas Anderes behaupten? Wenn man etwas nicht weiß, d.h. das Wissen über einen Sachverhalt nicht zur Verfügung steht (»Solange keine Dokumente auftauchen«), wie kann man dann seinem Gegenüber »Lügen in demagogischer Absicht« vorwerfen, wie Wettmann-Jungblut es tut? Wenn man schon das Vorgehen von Bernstein und Später beanstanden möchte, wäre dann nicht (unabhängig davon, ob es letztlich zutrifft) eine Formulierung wie »Leichtfertige Spekulationen« angebrachter gewesen? Aber nein, es musste eine »Lüge«, also eine bewusste Unwahrheit sein. Wie kann man eine Unwahrheit sagen, wenn die Wahrheit nicht bekannt ist?

»Solange keine Dokumente auftauchen«: Dieser Hinweis muss als besonders unlauter gelten, wenn von Wettmann-Jungblut belastende Fakten, die für die Causa Röder von Bedeutung sind, der Öffentlichkeit offensichtlich vorenthalten werden. Vor allem trifft das auf Röders »Erläuterungsschreiben« zu, ein dreiseitiger Text, in dem Röder sich anlässlich seines Entnazifizierungsverfahrens für seine Nazi-Aktivitäten rechtfertigt. Aus dem Schreiben geht hervor, dass Röder Mitglied des Ordnungsdienstes und Zellenleiter der NSDAP in Den Haag war.

Zudem habe er sich, schreibt er, eine Zugehörigkeit zur saarländischen SA »konstruiert«. In den Veröffentlichungen der *Saargeschichten* sucht man diese Informationen vergeblich. Man findet sie vielmehr in einer Replik auf die von Ihrer Zeitschrift erhobenen Anschuldigungen aus der Feder Julian Bernsteins, einsehbar auf den Webseiten der *Saarbrücker Hefte* [siehe auch S. 12–21, Anm. d. Red.].

Wie kann man wie Herrmann behaupten, die NS-Vergangenheit von Röder sei seit Erich Voltmers Buch im Jahre 1979 bekannt, wenn dort meiner Kenntnis nach lediglich zu lesen ist, man habe in innerparteilichen Auseinandersetzungen der CDU Röder fälschlicherweise eine nationalsozialistische Gesinnung in der Zeit bis 1945 unterstellt, aber nie bewiesen. Wie kann es sein, dass sich Wettmann-Jungblut in der Veranstaltung gegen weitere Forschungen im Saarland aussprach, weil Später ja offensichtlich bereits wisse, was dabei herauskomme? Wie kommt es, dass auf Bundesebene Ministerien und Unternehmen ihre Vergangenheit während der NS-Zeit einer wissenschaftlichen Untersuchung unterzogen haben und im Saarland ein staatlich bestellter Historiker dies bezogen auf die Saarregion für unnötig erklärt?

Was den Umgang mit Franz Josef Röder angeht, darf man sich fragen, in welchem Land wir eigentlich leben. Mit »Land« meine ich hier das Saarland. Wer im politischen Raum zeigt denn eine Bereitschaft, die Rolle Röders in der NS-Zeit erforschen und aufarbeiten zu lassen? Die CDU? Sie hat kein Interesse, einen Landesvater ihrer Provenienz seines Rufes zu berauben. Die SPD? Ihre Haltung ist bis zum heutigen Tag geprägt von der Haltung ihres ehemaligen Parteivorsitzenden Oskar Lafontaine, die verdient, zitiert zu werden: »Als ich ihn [Franz Josef Röder] dann näher kennen lernte, wurde mir klar, dass seine NSDAP-Mitgliedschaft nicht auf innerer Überzeugung beruhen konnte. Schon seine Hinwendung zu fremden Sprachen und zur romanischen Literatur zeugt nicht gerade von einem arisch-germanischen Weltbild oder einem bornierten völkischen Nationalismus.« Eine solche Sichtweise ist Ergebnis eines ebenso verbreiteten wie falschen Klischees, demzufolge überzeugte Nazis nur Dumpfbacken und Hohlköpfe sein können. Nicht wenige NS-Größen waren jedoch »humanistisch-gebildet« und polyglott, auch wenn nicht jeder wie der Protagonist in Jonathan Littells preisgekrönten Roman »Die Wohlgesinnten«, Dr. Max Aue, ein überzeugter Nationalsozialist, mitten in der Hölle des Massenmordes über den Gebrauch des Konjunktivs bei einem lateinischen Klassiker zu diskutieren wusste. Lafontaines Argumentation ist schlicht abwegig. Dann gibt es noch eine Stellungnahme der *Historischen Kommission* der SPD Saar aus dem Jahre 2016, die erschütternd zu lesen ist, weil die dort geführte Argumentation erschreckend derjenigen ähnelt, mit der sich vor nunmehr 40 Jahren in Baden-Württemberg Konservative für den Ministerpräsidenten Hans Filbinger stark machten, der wegen seiner nationalsozialistischen Vergangenheit sein Amt niederlegen musste. Die Linkspartei? Das obige Zitat Oskar Lafontaines stammt aus dem Jahre 2013, also aus seiner Zeit als Fraktionsvorsitzender der Linkspartei im saarländischen Landtag, abgedruckt in einer Broschüre der Fraktion über ehemalige NS-Abgeordnete im saarländischen Landtag. In dieser Broschüre findet sich auch ein Zitat von Luitwin Bies, ehemals DKP, über Röder, in dem er, Bies, bemüht war, nach Darstellung von dessen Eintritt in die NSDAP 1933 hinzuzufügen, dieser habe später Interesse an der Sowjetunion und Verständnis für die Verständigungsarbeit der Gesellschaft BRD-UdSSR im Saarland gezeigt, für gelegentliche finanzielle Zuwendungen an diese Gesellschaft gesorgt sowie eine aktive Rolle beim Zustandekommen des Warschauer Vertrages zwischen BRD und Polen gespielt. (Unausgesprochener Subtext: Ein solcher Mensch kann doch wohl kaum ein überzeugter Nazi gewesen sein! Kein Wunder, dass Wettmann-Jungblut auf diese Äußerung von Bies Bezug nimmt.) Immerhin muss man der – der Linkspartei nahestehenden – Rosa-Luxemburg-Stiftung zugutehalten, dass sie die erwähnte Veranstaltung im Saarbrücker Schloss organisierte. Die AfD? Dazu ist jedes Wort zu viel. Die FDP? Kann keine Hoffnungen wecken. Die Grünen, deren Mitglied ich bin? Sie haben die eine oder andere kritische Debatte um die nationalsozialistische Vergangenheit wie die um den Leiter des Landeskrankenhauses in Homburg, Oscar Orth, (von mir seinerzeit mitinitiiert) angestoßen, aber auch sie haben sich als Partei bislang gescheut, die hehre Gestalt eines Franz Josef Röder allzu heftig anzugehen.

Möchte mir jemand versichern, die saarländische Gesellschaft sei zwar geprägt von dieser Haltung, diese habe aber keine Spuren in der Gilde der saarländischen Historikerinnen und Historiker hinterlassen? Bei allen erwähnten Verdiensten des Historischen Vereins bin ich der Ansicht, dass es ihm gut zu Gesicht stünde, sich in der Causa Franz Josef Röder kritisch zu befragen. Das gilt auch für den Umgang mit Widerspruch. Seit Monaten steht nun die Bitte an Sie im Raum, wenigstens Bernsteins Replik in Ihrer Zeitschrift abzudrucken. Der Autor hat meines Wissens nach nicht einmal eine Antwort von Ihnen erhalten.

Röder gilt im Saarland als eine Art Säulenheiliger, dessen Leben und Agieren in der Nachkriegszeit das Saarland entscheidend geprägt hat, der, wenn man so will, die Identität des Saarlandes als Teil der Bundesrepublik Deutschland, als Saarland, mithervorgebracht hat. Sich an mögliche Lebenslügen von Röder heranzuwagen, heißt unter diesen Umständen, sich mit Lebenslügen des Saarlandes zu befassen. Die Auseinandersetzung mit Lebenslügen ist bekanntlich schon generell nicht besonders beliebt, aber im Saarland erst recht nicht.

Selbst wenn man es nicht für völlig ausgeschlossen hielte, dass Röder ein eher unauffälliger Nationalsozialist gewesen war, wahrscheinlich ist es nach meinem Dafürhalten nicht. Was er nach dem Kriege zu seiner Entlastung in seinem »Erläuterungsschreiben« vortrug, mag glauben, wer will, ich glaube es nicht. Wenn Hunderttausend (ehemals) überzeugter Mitglieder der NSDAP, der SA, der SS, in Entnazifizierungsverfahren etwas in dem Duktus formulierten, wie hier Röder, dann finde ich es plausibel, für wahrscheinlich zu halten, dass es beim 100.001sten sich ebenso verhält wie bei den 100.000 vorangegangenen. Wie gesagt, ich rede von »Plausibilitäten« und »Wahrscheinlichkeiten«, ein Beweis ist dies natürlich nicht. Aber vielleicht ein Antrieb, der nationalsozialistischen Vergangenheit Röders eine verstärkte Aufmerksamkeit zu widmen?

Ich wünschte mir, Sie würden die Spalten Ihres Organs für eine Auseinandersetzung über die von mir angesprochenen Punkte öffnen und eine lebendige Debatte ermöglichen. Der Abdruck meines Offenen Briefes in den *Saargeschichten* könnte hierfür ein Schritt sein.

Mit freundlichen Grüßen

Kajo Breuer
Bürgermeister a.D.

Landeseigene Klitterer

Saarländische Archivare frisieren die Nazivergangenheit ihres »Landesvaters« Franz Josef Röder

Von Stefan Ripplinger

Die Nachkriegsgeschichte des Saarlandes wirft für die amtlichen Propagandisten der Bundesrepublik ein enormes Problem auf: Wie gleichzeitig wegerklären, dass es erst auf dessen Territorium einen antifaschistisch orientierten Staat gab, danach aber, unmittelbar nach dem Anschluss an die BRD, alle Ministerpräsidenten Nazis waren? Ein besonderes Ärgernis ist den Nationalhistorikern die Nazivergangenheit des »Landesvaters« Franz Josef Röder, denn er bekleidete zwanzig Jahre lang, von 1959 bis zu seinem Tod 1979, das Präsidentenamt und gilt, etwa einem Prof. Hüser von der örtlichen Universität, als »christdemokratischer Patriot« (*Saarbrücker Zeitung*, 11.11.15). Röder fügte die Saar ins System der Lübke, Kiesinger und Filbinger.

Von 1947 bis 1955 war das Saarland ein politisch autonomer, wirtschaftlich an Frankreich angeschlossener Staat, geführt von einer Regierung aus Remigranten. Der damalige Ministerpräsident, Johannes Hoffmann, ein Katholik, hatte gegen die Nazis gekämpft und war ins Exil gegangen. Als Präsident untersagte er Hitlers Steigbügelhalter Franz von Papen, der in das saarländische Familienunternehmen Villeroy & Boch eingeheliratet hatte, seine Latifundien zu betreten, verbot nationalistische Parteien, gewährte jedoch kleineren »Irregeleiteten in der NSDAP« Amnestie. Er wünschte eine »Europäisierung der Saar« (Johannes Hoffmann (1890–1967). »Ein Lesebuch aus Quellen«, Conte 2017).

Nationalistische und teils nazistisch auftretende Kräfte – allen voran Heinrich Schneider (NSDAP/DPS/FDP), der sich seine Hetzplakate von Mjöltnir, dem führenden Karikaturisten der Nazis, zeichnen ließ – funktionierten eine Volksabstimmung um, die Hoffmanns Regierung zu Fall brachte. Danach wurde über ihn eine *damnatio memoriae* verhängt; bis zur Amtszeit von Oskar Lafontaine (1985–1998) durfte sein Porträt

nicht in der Präsidentengalerie der Saarbrücker Staatskanzlei hängen.

Nachdem die nationale Geschichtsschreibung Hoffmann 30 Jahre lang links liegen ließ, versucht sie seither, seinen Gegenentwurf zur deutschen Nation kleinzureden. So behauptet der Landesarchivar Peter Wettmann-Jungblut, »die offizielle, aber sehr abstrakte Verurteilung des Nationalsozialismus« im Saarstaat sei durch zu große Milde gegenüber den Tätern »konterkariert« worden (»Last aus tausend Jahren«, Landesarchiv 2013). Dass es sie erst recht konterkariert, wenn alte Kameraden, ja Verbrecher die Regierungsgeschäfte führen, fällt Kramp-Karrenbauers Kärner nicht ein.

In der BRD kam vor der Liberalisierung (in jedem Sinn), wie sie die westlichen Alliierten verlangten, die Sicherung alter Interessen von Wirtschaft und Elite. Etwa war Hoffmanns erster Nachfolger, Heinrich Welsch, ein früherer Gestapoleiter, dem aber, so Wettmann-Jungblut beflissen, »äußerst positive Leumundszeugnisse« ausgestellt worden seien. Den nächsten Ministerpräsidenten, Hubert Ney, hielt selbst Adenauer für einen unverbesserlichen Nazi, der dritte, Egon Reinert, war NSDAP-Mitglied seit 1933, und das gilt auch für den vierten, besagten Röder, dessen ganze Verstrickung ins Nazi-Regime erst Erich Später in den *Saarbrücker Heften* (89/03) nachgewiesen hat.

Als der spätere Landesvater 1933 in die NSDAP eintrat, stand das Saargebiet noch unter Völkerbundsverwaltung. Niemand hätte eine Parteimitgliedschaft von ihm verlangen können, noch weniger, dass er sich ein Jahr später auch noch dem Nationalsozialistischen Lehrerbund und dem Nationalsozialistischen Kraftfahrkorps Sturm 21/7 Saar anschloss. Er kämpfte mit dem »Ordnungsdienst«, einer SA-ähnlichen Schlägertruppe der »Deutschen Front«, dafür, dass seine Heimat – und damit ihre Juden, ihre

Widerstandskämpfer und am Ende sogar sein eigener Bruder – den Schlächtern des Reiches ausgeliefert wurde. Röder wirkte ab 1937 als Auslandslehrer in Den Haag, wo er für den Deutschen Akademischen Austauschdienst (DAAD) missliebige Studenten von – so Röder selbst – »gesund« sonderte und Nazi-propaganda verfasste.

Während einer »Eputation« seitens der französischen Behörden gab Röder drei Seiten »Erläuterungen« ab, in denen er versucht, die genannten Mitgliedschaften damit zu rechtfertigen, auf ihn sei »moralischer Druck« ausgeübt worden. Um seine Familie zu schützen, habe er sich in Den Haag sogar als Zellenleiter der Partei ausgegeben (der Posten ist in seiner Ernennungsurkunde zum Studienrat, 1942, ausdrücklich festgehalten). Überhaupt habe er allen NS-Organisationen bloß »äußerlich« angehört und ansonsten die Nazis »schärfstens bekämpft«. Der Bruder, der in Gestapohaft gesessen hat, sollte nun für ihn bürgen.

Solche Dokumente nahm die offiziöse Geschichtsschreibung mit bemerkenswerter Verzögerung zur Kenntnis. Ein Grund dafür ist, dass beispielsweise Landesarchivar Wettmann-Jungblut an einer seltenen Krankheit leidet: Er ist auf dem rechten Ohr schwerhörig, aber nur manchmal. Hoffmanns zu große Milde gegenüber Nazis war ihm gleich aufgefallen. Dagegen ließ er nach Späters erstem Artikel zehn Jahre verstreichen, um schließlich zu melden, er habe ein »stilles, unterirdisches Rumoren« vernommen, »das immer mal wieder Verdächtigungen an die Oberfläche spült«, insbesondere die, der liebe Landesvater sei in der Partei gewesen. (*Saargeschichte*|n, 4/13).

Ein unterirdisches Rumoren, das Verdächtigungen an die Oberfläche spült, ruft, außer nach einem Lektor, nach dem Klempner, und als solcher will sich der Archivar betätigen, leider mit wenig Geschick. Denn statt den hochgespülten Schmutz abfließen zu lassen, besudelt er sich mit ihm. Zwar kennt er die »Erläuterungen« Röders, aber lässt kurzerhand alles Belastende in ihnen, insbesondere den Ordnungsdienst und die angeblich bloß »konstruierte« Stellung als Zellenleiter der Partei, weg, um dreist zu behaupten, außer seiner Parteimitgliedschaft gebe es »keine weiteren Beweise für Röders braune Gesinnung«. Das ist mehr als Geschichts-

klitterung, das ist Begünstigung. Der Archivar vertraute vielleicht darauf, dass an der Saar Kritik im Phlegma versinkt.

Doch die *Saarbrücker Hefte* (110/111/14, 113/114/16 und online) legten trotzig nach, übrigens auch deshalb, weil des Archivars Blatt, die vom »Historischen Verein für die Saargegend« herausgegebenen und den Geschichtslehrern anempfohlenen *Saargeschichte*|n, auf die Bitte, eine Erwiderung einzurücken, gar nicht erst antworten. In den *Heften* stellt Eberhard Wagner nach Art einer Plutarch'schen Doppelbiografie Röders glorreiches Leben dem bitteren des saarländischen Bergarbeiters Alois Kunz gegenüber, der seinen Widerstand mit KZ hat bezahlen müssen. Erich Später und Julian Bernstein untersuchen Röders Wirken in den Niederlanden und weisen auf dessen Beitrag zu dem propagandistischen Niederlandbuch (1942) hin. Sein Loblied auf den holländischen Nationalhelden Marnix, der die Verbundenheit seiner Landsleute mit dem Heiligen Römischen Reich deutscher Nation beschwor, war separat bereits 1940 in der *Deutschen Zeitung in den Niederlanden* erschienen. Es heißt darin: »Heute ist das Reich so stark wie es noch niemals in seiner Geschichte gewesen ist. Als die führende Macht in Europa wird es diesem Erdteil eine neue politische und wirtschaftliche Form geben.«

Nachdem Landesarchivar Wettmann-Jungblut diese Propagandaschrift erst zu einem »relativ neutralen Dokument« erklärt hatte, verteidigte er sie drei Jahre später (*Saargeschichte*|n, 47/17) damit, dass »ein Zeitungsartikel 1940 keinen anderen politischen Standpunkt als den des Nationalsozialismus vertreten konnte«. Es mag freilich Einzelne gegeben haben, die 1940 der Versuchung widerstanden, der deutschen Presse Artikel zu liefern. Unter denen, die die Nazis »schärfstens bekämpft« haben, dürfte ihr Anteil sogar bei fast hundert Prozent liegen.

Wenn ihm die Argumente ausgehen, bezichtigt der Archivar Bernstein und Später abwechselnd der »Lügen in demagogischer Absicht« und der »Hypermoral«. Mir wirft er vor, dass ich mich in meinen Überlegungen zu Hoffmanns »Universalistischem Separatismus« (*Saarbrücker Hefte*, 110/111/14) der »historischen Realität« verweigere, denn den von mir betonten antifaschistischen, näm-

lich antinationalen Charakter des Saarstaats hält Wettmann-Jungblut ja bloß für »abstrakt«. Beweis: Dieser Staat habe Röder, mithin einen Altnazi, zum Oberstudien- direktor befördert. Röders Vergangenheit, die er sonst verharmlosen will, kommt dem Archivar zupass, wenn er sie gegen die Emigranten ausspielen kann.

Flink wechselt er von der Robe des Verteidigers in die des Staatsanwalts und klagt die Opfer einer Sache an, die er dem Täter sogar als Vorzug anrechnet. Waren, fragt Wettmann-Jungblut, Altnazis nicht »vollwertige Protagonisten des steinigen Weges in die Rechtsstaatlichkeit? Womöglich verwechselt er den Rechtsstaat mit einem rechten Staat, aber gewiss nicht einen vollwertigen Politiker mit einem unwerten. Auch sonst verteilt er seine Sympathien auf interessante Weise: Während der »Marxismus-Leninismus« eine »orthodoxe Weltanschauung« sei, dürfe der Nationalsozialismus als ein »intellektuell offenes Meinungsfeld« betrachtet werden, zitiert Wettmann-Jungblut zustimmend seinen Kollegen Lutz Raphael.

Sekundiert wird Peter Wettmann-Jungblut von einem Biografen Röders, dem Saarbrücker Stadtarchivar Hans-Christian Herrmann, für den »Röder das Saarland und umgekehrt« war. In Saarbrücken wird Geschichtswissenschaft als Imagewerbung betrieben, aber dass weder der widerständige Bergmann Kunz noch der aufrichtige Europäer Hoffmann »das Saarland« waren, trifft zu. Ansonsten genügt es Herrmanns Gemütlichkeit, dass Franz Josef Röder ja keine »Verbrechen gegen die Menschlichkeit« verübt habe (*Saarbrücker Zeitung*, 11.2.18) – soweit bislang bekannt. Und sollte doch noch etwas bekannt werden, werden sie es schon klittern.

Zuerst erschienen in *konkret*, 4/2018.
Für den erneuten Abdruck leicht überarbeitet.

Bürgerinnen und Bürger in Stadt und Land!

Beteiligen Sie sich bitte weiterhin an dem

Unterstützungsfonds für die Saarbrücker Hefte

mit dessen Hilfe wir das Leben in schwieriger Zeit organisieren wollen.

Nach Eingang Ihrer Spende bei uns (Verein Saarbrücker Hefte e.V., IBAN DE76 5905 0101 0078 1819 14 , Sparkasse Saarbrücken, Verwendungszweck: »Unterstützungsfonds«) erhalten Sie (ab 20 EUR Spende) eine Spendenquittung, die Sie dem Finanzamt vorlegen können. Der Verein Saarbrücker Hefte e.V. ist als gemeinnützig anerkannt.





Flüchtlingsobergrenze

oder – alles nur eine Frage der Interpretation?

Von Bernhard Dahm

Bundesinnenminister Horst Seehofer fordert eine Zugangsbeschränkung für Flüchtlinge, die nach Deutschland einreisen und hier Asyl beantragen wollen. Dabei dürfte auch ihm bekannt sein, dass sein Verlangen nicht mit dem Grundgesetz vereinbar und deshalb verfassungswidrig ist. Das Asylrecht Deutschlands beinhaltet als wesentliches Element gerade den Zugang zum Asylverfahren. Jeder Flüchtling hat hierzulande Anspruch darauf, dass sein Schutzersuchen unter Beachtung rechtsstaatlicher Grundsätze geprüft wird. Das deutsche Asylrecht ist den Erfahrungen derjenigen geschuldet, die vor den Verfolgungen der Nazi-Diktatur fliehen mussten und deren Überleben oftmals von der Willkür der Aufnahmestaaten abhing. Für viele war es eine Frage des Zufalls, ob sie Schutz fanden oder nicht. Aus diesen, oft leidvollen Erfahrungen wollte die Nachkriegsverfassung Deutschlands Lehren ziehen, damit künftigen Generationen das gleiche Schicksal erspart bleiben sollte. Auf internationaler Ebene wurde die Genfer Flüchtlingskonvention verabschiedet, in Deutschland das Recht auf individuelles Asyl in den Grundrecht katalog aufgenommen. Die sich aus dem Flüchtlingsrecht ergebenden Garantien sind Meilensteine in der Entwicklung humanitären Denkens. Jeder, der nachweist, dass er von Verfolgung aus politischen Gründen bedroht ist, soll den für ihn erforderlichen Schutz erhalten, und nicht, wie Flüchtlinge in früheren Zeiten, einer über Leben und Tod entscheidenden Willkür ausgesetzt sein. Dieser Grundkonsens der Staatengemeinschaft wird derzeit angesichts gestiegener Flüchtlingszahlen, also in einer Situation, für die das Flüchtlingsrecht gerade geschaffen wurde, in Frage gestellt. Dabei geschieht dies hierzulande nicht nur durch Aufstellung der Forderung nach Begrenzung der Zugangszahlen, sondern auch durch eine Verwaltungspraxis, aufgrund derer die von Seehofer geforderte Minimierung der Flüchtlingszahlen erreicht werden soll.

Die heile Welt deutscher Innenpolitik

Thomas de Maiziere, der vormalige Bundesinnenminister, behauptete, bei Afghanistan handele es sich um ein »sicheres Herkunftsland« und auf seine Initiative hin finden seit Dezember 2016 Abschiebungen abgelehnter Asylbewerber dorthin statt. Ein Tabubruch, bestand doch bislang Einigkeit darüber, dass die Verhältnisse in dem Land am Hindukusch zu gefährlich sind für Rückführungen und auch dann nicht verantwortet werden können, wenn es im Asylverfahren eine negative Entscheidung gegeben hat. Nunmehr aber soll es laut Bundesinnenministerium (BMI) in Afghanistan Regionen und Orte geben, die für die betroffenen Menschen risikofrei sind. So sieht es auch der saarländische Innenminister Klaus Bouillon. Dieser stellte in einem Interview in der *Saarbrücker Zeitung* vom 18./19. März 2017 die Behauptung auf, Afghanistan sei auch von internationalen Organisationen in Teilen als sicher anerkannt und die Tatsache der freiwilligen Rückkehr von 600.000 Afghanen aus Pakistan zeige, dass es in dem Land sehr wohl sichere Orte gebe.

Das Flüchtlingshilfswerk der Vereinten Nationen UNHCR weist dem gegenüber darauf hin, dass sich die Sicherheitslage in den einzelnen Gebieten Afghanistans ständig ändere und dass ein heute noch sicherer Ort dies morgen nicht mehr sein könne. Zudem gibt UNHCR zu bedenken, dass temporär sichere Gebiete des Landes Enklaven darstellten, die jeweils nur über in hohem Maße anschlagsgefährdete Regionen zu erreichen seien. Soweit der im Saarland bislang so sehr gepriesene Landesinnenminister die freiwillige Rückkehr von Afghanen aus Pakistan behauptet, entspricht dies nicht den Tatsachen. Realität ist vielmehr, dass Pakistan die im Lande lebenden afghanischen Flüchtlinge zur Rückkehr in ihr Heimatland

zwingt. Kabul, vom BMI und von Bouillon als sichere inländische Fluchialternative deklariert, ist in den letzten Jahren zu einer Megacity angewachsen, in der mehrere Millionen Binnenflüchtlinge in Slums leben, in denen es weder fließendes Wasser noch eine sonstige funktionierende Infrastruktur gibt. Der Lebensunterhalt dort kann allenfalls im in hohem Maße von Korruption und Kriminalität geprägten informellen Sektor verdient werden. In der Stadt herrscht ein erbitterter Kampf ums Überleben. Für von außerhalb Afghanistans Zurückkehrende ist kein Platz. Als Mitkonkurrenten um die äußerst geringen Ressourcen haben sie keine Chance. Aufgrund ihrer jahrelangen Abwesenheit sind sie mit den zwischenzeitlich im Lande herrschenden Verhältnissen nicht vertraut und deshalb auch nicht in der Lage, adäquat auf die Anforderungen für ein menschenwürdiges Überleben zu reagieren. Afghanistan befindet sich seit fast 40 Jahren im Kriegszustand. Dies hat zu einer außerordentlichen Verrohung der Gesellschaft geführt. In den Slums Kabuls finden zwecks Erpressung von Lösegeld Entführungen statt, von denen gerade Flüchtlinge, die aus Europa abgeschoben werden, bedroht sind, weil man ihnen unterstellt, »im goldenen Westen« Reichtümer angehäuft zu haben. Entführungen finden in Kabul im Übrigen auch im Zusammenhang mit Organhandel statt. Wie gefährlich das Leben in der Stadt ist, haben zahlreiche Anschläge der Taliban in den letzten Wochen und Monaten gezeigt, nicht zuletzt der Angriff auf die gut bewachte Deutsche Botschaft am 31. Mai 2017.

Flüchtlinge, die in den Nachbarländern Afghanistans Zuflucht suchen, werden von dort entweder wieder in ihr Heimatland zurückgeschickt – wie im Falle Pakistans – oder sie müssen im Zufluchtsland unter erbärmlichen Verhältnissen dahinvegetieren – wie im Iran. Dort werden sie allenfalls geduldet und Opfer fremdenfeindlicher Taten. Den Lebensunterhalt können die Afghanen im Iran in aller Regel nur als Tagelöhner verdienen, Zugang zu Schulen für ihre Kinder gibt es nicht. Flüchtlinge berichten zudem, dass ihr weiterer Aufenthalt im Iran davon abhängig gemacht wird, dass einer ihrer Familienangehörigen sich als »Freiwilliger« für den Kampf im syrischen Bürgerkrieg meldet.

Auch Angehörige der Volksgruppe der Hazara, die im Gegensatz zur afghanischen Mehrheitsbevölkerung schiitischen Glaubens sind, die also der im Iran dominierenden Glaubensrichtung angehören, werden dort nicht akzeptiert, obwohl sie in ihrem Heimatland nicht zuletzt auch wegen ihres Glaubens diskriminiert und verfolgt wurden. Ihre Dörfer werden immer wieder Opfer von Mord, Raub und Plünderungen marodierender Nomadenstämme sowie von Ablegern des Islamischen Staates. Schutz von Seiten des afghanischen Staates können sie nicht erwarten und deshalb fliehen sie zu ihren Glaubensgenossen in den Iran. Erleben sie dort nur Hass und Ausgrenzung, setzen sie ihre Flucht nach Europa fort. In Deutschland aber werden ihre Asylanträge mit der Begründung abgelehnt, ihre Erlebnisse im Heimatland reichten nicht aus, um als Flüchtling anerkannt zu werden. Mussten sie bislang trotz Ablehnung ihrer Asylanträge nicht mit Abschiebung rechnen, ändert sich dies nunmehr gerade.

Wurden 2015 noch 75 % der aus Afghanistan stammenden Asylbewerber hierzulande als Flüchtlinge anerkannt, waren es 2016 noch ca. 60 %, 2017 nur noch ca. 40 %. Hintergrund hierfür ist eine noch auf Anweisung Thomas de Maizières erfolgte Uminterpretation geltenden Rechts. Dieser hat am 22. Februar 2017 in den Tagesthemen der ARD erklärt: »Die normale zivile Bevölkerung ist zwar Opfer, aber nicht Ziel der Anschläge von Taliban.« Der ehemalige Bundesinnenminister bestritt damit nicht, was offensichtlich ist, nämlich, dass es in Afghanistan ständig Terroranschläge gibt. Er verschob lediglich den Fokus darauf, dass der Tod von Angehörigen der Zivilbevölkerung infolge der Anschläge reiner Zufall sei. Damit aber ist die betroffene Zivilbevölkerung nach der Lesart des BMI nicht mehr Opfer einer zielgerichteten politischen Verfolgung, sondern lediglich eines Kollateralschadens. Zudem behauptet das BMI, dass es in Afghanistan verfolgungsfreie Räume gebe, in die sich vor Verfolgung Gefährdete flüchten könnten. Ziel dieser Argumentation ist es, die Entscheidungen des Bundesamtes für Migration und Flüchtlinge (BAMF), das der Dienstaufsicht des BMI untersteht, zu beeinflussen. Dass dies funktioniert, zeigen die rückläufigen Anerkennungszahlen für afghanische Flüchtlinge.

Ein Diktator wird zum Kronzeugen deutscher Politik

Auch Flüchtlinge aus Syrien müssen erstaunt wahrnehmen, dass das Bundesinnenministerium die Verhältnisse in ihrem Heimatland in neuem Licht darstellt. Syrischen Flüchtlingen wurde in der Vergangenheit der Flüchtlingsstatus zuerkannt, aufgrund dessen sie nicht nur einen Reiseausweis nach der Genfer Flüchtlingskonvention erhielten, sondern u. a. auch das Recht auf Familienzusammenführung. Nachdem die Kämpfe in Syrien zu immer größeren Fluchtbewegungen nach Deutschland geführt haben, suchten die Maizière und sein Ministerium nach Mitteln und Wegen, die Zahl der Flüchtenden zu reduzieren. Sie nahmen dabei Bezug auf ein Interview, das der syrische Diktator Bashar al Assad im Tschechischen Fernsehen gegeben hat. Dort hat al Assad die Behauptung aufgestellt, er wisse, dass die Mehrzahl der aus dem Land Fliehenden Patrioten und keine Gegner seines Regimes seien. Unter ihnen würden sich aber auch Terroristen befinden, die es bei Rückkehr herauszufiltern gelte. Unter Bezugnahme auf dieses Interview entscheidet das BAMF nunmehr, dass diejenigen Syrer, die bei Rückkehr in ihr Heimatland inhaftiert, gefoltert und getötet werden, dies nicht wegen ihnen unterstellter Gegnerschaft zum herrschenden Regime erdulden müssen, sondern weil sie versehentlich der Sicherheitspolitik des heimatischen Regimes zum Opfer fallen. Sind sie damit aus Sicht des BMI und des BAMF keine politisch Verfolgten, genügt es nach ihrer Auffassung, den Betroffenen lediglich »subsidiären Schutz« zu gewähren. Ein solcher Schutz wird gewährt, wenn den Betroffenen im Heimatland zwar Folter oder unmenschliche oder erniedrigende Behandlung oder Bestrafung droht, dies aber nicht aus politischen Gründen geschieht. Auch subsidiär Schutzberechtigte hatten in der Vergangenheit das Recht auf Familienzusammenführung. Durch Änderung des Gesetzes wurde diese Möglichkeit allerdings zunächst bis zum 16. März 2018, und dann bis zum 31. Juli 2018, ausgesetzt.

Beabsichtigt ist, dass vor dem Hintergrund reduzierter rechtlicher Standards weniger Syrer nach Deutschland wollen. Durch die Uminterpretation der Verhältnisse in

deutschen Verwaltungsstuben soll eine Reduzierung der Flüchtlingszahlen erreicht werden und das BMI lässt sich dabei von seiner schrägen Argumentation auch nicht durch Tatsachen abbringen. Weder dadurch, dass das syrische Regime ab 2011, dem Ausbruch der Proteste gegen seine Herrschaft, in einem einzigen Gefängnis ca. 15.000 Menschen wegen unterstellter Regimegegnerschaft hat liquidieren lassen, noch dadurch, dass auf die im Herrschaftsgebiet der Opposition lebende Zivilbevölkerung Giftgasangriffe durchgeführt werden.

Bislang wurde der Politik des BMI von Seiten der Verwaltungsgerichte ein Riegel vorgeschoben. Die Gerichte erster Instanz gingen mehrheitlich davon aus, dass jeder Syrer, der sein Heimatland ohne behördliche Genehmigung verlassen, im westlichen Ausland einen Asylantrag gestellt und hier auch über einen längeren Zeitraum gelebt hat, bei Rückkehr als politischer Gegner eingestuft wird. Dem »Westen« wird von Seiten al Assads – wohl nicht zu Unrecht – unterstellt, dass er seine Gegner unterstützt und zur offenen Revolte ermutigt. Wer dort um Schutz nachsucht, bringt damit aus Sicht des Regimes seine Gegnerschaft zum Ausdruck und ist deshalb zu bekämpfen.

Wenn auch die erstinstanzlichen Gerichte bislang in ihrer großen Mehrheit weiterhin die Argumentation des BMI verworfen haben, findet diese zunehmend bei den Obergerichten Gehör. Das Oberverwaltungsgericht Rheinland-Pfalz folgt ihr seit Dezember 2016 und gelangt zu dem Ergebnis, dass syrischen Flüchtlingen im Regelfall bei Rückkehr keine politische Verfolgung drohe. Das Gericht beruft sich dabei auf das besagte Interview al Assads und hält den vom Ministerium als Kronzeugen präsentierten Diktator für glaubhaft. Auch das Oberverwaltungsgericht des Saarlandes hat sich dem mit Urteil vom 02. Februar 2017 angeschlossen. Beide Gerichte sind der Auffassung, dass das in Syrien herrschende Regime zwischen Menschen, die nur wegen des Bürgerkriegs geflohen sind und Gegnern unterscheidet, ungeachtet der Mentalität der in Syrien Herrschenden, die zur Aufrechterhaltung ihrer Macht bereits in der Vergangenheit nicht nur diejenigen verfolgt haben, die ihre Legitimität tatsächlich in Frage gestellt haben, sondern auch diejenigen, die

auch nur im entferntesten im Verdacht standen, dies zu tun. Terror und Folter waren und sind die Grundlagen der Machtausübung in Syrien. Ebenso wie die Oberverwaltungsgerichte von Rheinland-Pfalz und dem Saarland sehen dies die Oberverwaltungsgerichte Nordrhein-Westfalen und Schleswig-Holstein. Ganz anderer Auffassung allerdings sind die Verwaltungsgerichtshöfe Hessen, Baden-Württemberg und Bautzen. Sie gehen von einer Gefährdung der syrischen Flüchtlinge alleine wegen des unerlaubten oder längeren Aufenthalts im westlichen Ausland und aufgrund des dort gestellten Asylantrages aus. Der Bayerische Verwaltungsgerichtshof sieht eine Gefährdung männlicher Flüchtlinge, die sich ihrer Einziehung zum Militärdienst durch Flucht entzogen haben. Hiermit steht dieses Gericht in Widerspruch zur Rechtsprechung des Oberverwaltungsgerichts des Saarlandes, das keine flüchtlingsrelevante Gefährdung annimmt, wenn die betroffenen Männer noch vor Ergehen einer Einberufung Syrien verlassen haben. Das Saarlouiser Gericht argumentiert insofern, dass Syrien derzeit jeden Mann im kampffähigen Alter benötige und es sich deshalb nicht leisten könne, die Betroffenen bei Rückkehr politisch zu verfolgen. Zwar schließt das Gericht nicht aus, dass die Rückkehrer inhaftiert, gefoltert und hierbei getötet werden können, sieht hierbei jedoch keine politische Gerichtetheit der Verfolgungsmaßnahmen und erklärt, durch die Gewährung subsidiären Schutzes sei ausreichender Schutz gewährleistet. Angesichts dessen, dass eine Revision zum Bundesverwaltungsgericht nur möglich ist, wenn rechtliche Fragen zu klären sind, gibt es keine Möglichkeit, die unterschiedlichen Auffassungen der Obergerichtshöfe richterlich klären zu lassen, da die unterschiedlichen Positionen eine Wertung von Tatsachen darstellen.

Effektive Therapie kranker Flüchtlinge

Der Minimierung der Flüchtlingszahlen soll auch der Umgang mit kranken Flüchtlingen dienen. Allgemein anerkannt ist, dass viele Fliehende aufgrund ihrer Erlebnisse im Heimatland bzw. auf der Flucht stark traumatisiert sind. Wer im Heimatland Verfolgung ausgesetzt war und wer unterwegs – etwa als Bootsflüchtling auf dem Mittelmeer –

dem Tod ins Auge schauen musste, wer auf der Flucht Opfer von sexuellem Missbrauch und Misshandlung wurde, leidet hierunter und ist oftmals behandlungsbedürftig. Den Betroffenen wurde deshalb bislang ein Bleiberecht in Deutschland zugesprochen. Entgegen dem Erfahrungssatz, dass Flüchtlinge im Regelfall unter psychischen Problemen leiden, hat der Gesetzgeber aber nunmehr im August 2016 geregelt – § 60a Abs. 2c AufenthG –, dass die Behörden vom gesunden Flüchtling auszugehen haben. Es obliegt dem Flüchtling, diese gesetzliche Vermutung zu widerlegen. Er muss – und zwar nach dem Gesetzeswortlaut »unverzüglich« – eine »qualifizierte« ärztliche Bescheinigung vorlegen, die sehr hohen Anforderungen genügen muss. So hat eine solche Bescheinigung insbesondere die tatsächlichen Umstände, auf deren Grundlage eine fachliche Beurteilung erfolgt ist, die Methode der Tatsachenerhebung, die fachlich-medizinische Beurteilung des Krankheitsbildes (Diagnose), den Schweregrad der Erkrankung sowie die Folgen, die sich nach ärztlicher Beurteilung aus der krankheitsbedingten Situation voraussichtlich ergeben, zu enthalten. Dabei ist dem Gesetzgeber sehr wohl bekannt, dass es für die Vergabe eines Termins bei einem Facharzt sehr lange Wartezeiten gibt. Zudem ist die Situation für einen Flüchtling besonders schwierig, da es für die Kommunikation mit dem Arzt entweder der Beherrschung der deutschen Sprache bedarf oder aber ein sehr guter Übersetzer zur Verfügung stehen muss. Aber selbst wenn dies gewährleistet ist, muss der Betroffene zunächst einmal einen Arzt finden, der bereit ist, die Mühe auf sich zu nehmen, die vom Gesetzgeber verlangte Bescheinigung zu erstellen. Insofern ist dann auch noch zu berücksichtigen, dass nach der Rechtsprechung ein verwertbares fachärztliches Attest erst erstellt werden kann, wenn der Betroffene bei dem Arzt bereits mehrere Termine hatte. Von Seiten der Ärzte wird darauf hingewiesen, dass es sich bei der verlangten »Bescheinigung« tatsächlich um ein – äußerst arbeitsaufwendiges – Gutachten handle, für dessen Erstellung sie wegen starker Arbeitsbelastung keine Zeit hätten.

In der Konsequenz führt all dies dazu, dass so mancher Flüchtling abgeschoben werden kann, obwohl er krank ist und dies nur deshalb, weil er nicht in der Lage ist,

den von ihm verlangten Nachweis seiner Erkrankung rechtzeitig zu erbringen. Ohne Vorlage der Bescheinigung gilt er ja als gesund. Aber selbst bei rechtzeitiger Vorlage des geforderten Nachweises kann es ihm passieren, dass die zuständige Behörde die ärztlichen Ausführungen in Zweifel zieht und einen Amtsarzt einschaltet, der die vorgelegte fachärztlich diagnostizierte Erkrankung in Abrede stellt. Auch muss der Flüchtling damit rechnen, dass ihm behördlicherseits entgegen den Ausführungen seines Arztes diagnostiziert wird, gesund zu sein, und zwar nur deshalb, weil sein Arzt den Formalien des vorzulegenden Attestes nicht gerecht wurde.

Mit der nunmehr erfolgten Gesetzesänderung ist die Grundlage für eine weitere zunehmend restriktive Entscheidungspraxis der Asyl- und Ausländerbehörden geschaffen worden. Zudem ist zu beobachten, dass die im Gesetzgebungsverfahren vorgegebenen Ziele von der Verwaltung teilweise in voreilendem Gehorsam noch rigider umgesetzt werden. Damit wird dann das Ziel einer Flüchtlingspolitik erreicht, die neben der Erhöhung ablehnender Entscheidungen die Abschreckung potenzieller Neuankömmlinge beabsichtigt. Auf diese Weise soll auf der Verwaltungsebene offensichtlich erreicht werden, was verfassungsrechtlich nicht möglich ist: die Einführung einer jährlichen Flüchtlingsobergrenze! Das Grundgesetz wird einfachgesetzlich ausgehebelt. Durch die Uminterpretation bislang feststehender und unstrittiger Sachverhalte wird eine neue Wirklichkeit geschaffen.

Mittlerweile liegt ein vom 21. März 2018 datierender Gesetzentwurfes der Bundesregierung zur Neuregelung des Familiennachzugs zu subsidiär Schutzberechtigten vor (Stand: 04. Juni 2018). CDU/CSU und SPD sind bekanntlich im Rahmen ihrer Vereinbarungen zur Bildung einer Großen Koalition übereingekommen, dass ab dem 1. August des Jahres monatlich 1.000 Familienangehörige – Ehegatten und minderjährige Kinder – im Rahmen der Familienzusammenführung zu subsidiär Schutzberechtigten in die Bundesrepublik Deutschland kommen dürfen. Hier finden wir einen weiteren Baustein der Demontage geltenden Rechts durch Uminterpretation bislang geltender Standards. Stand bislang außer Zweifel, dass anerkannte Flüchtlinge

ein Recht darauf haben, mit den Angehörigen ihrer Kernfamilie zusammen zu leben, wird dies durch den Gesetzesentwurf relativiert. Grundlage des Entwurfs ist die Annahme, dass subsidiär Schutzberechtigte lediglich eine temporäre Aufenthaltsperspektive hätten. Der Status des subsidiären Schutzes besagt aber lediglich, dass einem Flüchtling, der den Status innehat, keine politische Verfolgung, wohl aber sonstige Gewalt droht. Der Betroffene genießt wie der politische Flüchtling internationalen Schutz. Eine Aussage hinsichtlich der Dauer der drohenden Gefahr beinhaltet der Schutzstatus hingegen nicht. Wie sollte dies auch möglich sein? Niemand kann prognostizieren, wie lange eine die Flucht auslösende Gefahrenlage dauern wird. So kann z.B. niemand voraussagen, wann die Kämpfe in Syrien ein Ende finden. Genau dies aber will der Gesetzesentwurf der Bundesregierung vorspiegeln. Um die Begrenzung für einen Familiennachzug begründen zu können, wird behauptet, dass der Krieg in Syrien lediglich von temporärer Dauer sei. Irgendwann wird dieser Krieg ein Ende finden, wie es ja auch beim Dreißigjährigen Krieg der Fall war. Was mit dem Gesetzesentwurf tatsächlich beabsichtigt ist, liegt auf der Hand. Mit ihm verbunden ist die Aufforderung an Flüchtlinge, denen in einem aufwendigen Verwaltungsverfahren die Schutzbedürftigkeit zuerkannt wurde, das Land wieder zu verlassen, wenn sie sich nicht damit zufrieden geben wollen, ohne Familie und damit ohne Zukunftsperspektiven hierzulande zu leben. Wie das am 12. April 2018 von der ARD ausgestrahlte politische Magazin »Panorama« aufgezeigt hat, funktioniert diese Strategie. Syrische Flüchtlinge, die ohne Familie für sich in Deutschland keine Möglichkeiten mehr sehen, nehmen unter lebensgefährlichen Bedingungen ihre Flucht wieder auf. Dieses Mal, um illegal in die Türkei zu gelangen, wo sie zwar ohne aufenthaltsrechtliche Garantien, dafür aber mit Frau und Kindern zusammen leben können. Jederzeit von einer Abschiebung in ihr von Krieg und Terror geschütteltes Heimatland bedroht. Hort Seehofer kommentierte die von dem ARD-Magazin ausgestrahlten Bilder über vollkommen verzweifelte Familienväter lachend mit den Worten, dass wir in einem Land lebten, in dem jeder machen könne, was er wolle. An Zynismus ist dies nicht zu überbieten.



»Ich schlafe keine Nacht, ohne in einem Lager gewesen zu sein.«

Horst Bernard und sein Engagement für die ehemaligen Gefangenen des Gestapolagers Neue Bremm in Saarbrücken

Von Thomas Döring

»Freunde waren gekommen, um mich zu besuchen. Ich lag draußen auf einem Liegestuhl. Sie standen um mich herum und dachten alle: Sie lebt bestimmt nicht mehr lange. Und heute, 55 Jahre sind vergangen, und ich bin immer noch da!«, erzählt Clémence Jaques.¹

Ihr Leidensweg beginnt am 27. August 1944, als frühmorgens deutsche Soldaten kommen, um sie zusammen mit einem Großteil der Familie zu verhaften. Sie stehen alle im Nachthemd, ihr Bruder wird gesucht. Er wurde zwangsweise zur Wehrmacht eingezogen, folgte der Aufforderung, desertierte aber später. Clémence Jaques wird nach Verhören in Frankreich auf der Neuen Bremm inhaftiert.

»Ich bin sicher, am 5. Oktober 1944 im Lager gewesen zu sein. Es war der Tag des Bombenangriffs auf Saarbrücken. Und wir haben durch das Fenster gesehen. Während der Bombenangriffe auf Saarbrücken waren die Türen absichtlich versperrt – um zu verhindern, nach draußen zu gehen.«²

Nach dieser Haft wird sie mit weiteren Gefangenen in Viehwaggons gedrängt und nach Ravensbrück deportiert. Es folgen weitere bittere Stationen; befreit wird sie in Bergen-Belsen. Ihre ebenfalls inhaftierte Mutter stirbt wenige Tage nach der Befreiung.

Clémence Jaques erzählte ihre Geschichte Horst Bernard. Diese und weitere Erzählungen sind in seinem Buch »Neue Bremm. Das Lager. Ehemalige Häftlinge des Gestapolagers Neue Bremm erinnern sich« zu finden.

Seit über 60 Jahren engagiert er sich im saarländischen Landesverband der Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes – Bund der Antifaschisten (VVN-BdA). Die Vereinigung setzt sich früh nach dem Krieg dafür ein, die Schicksale der ehemaligen Ge-

fangenen und das ehemalige Lagergelände der Neuen Bremm vor dem Vergessen zu bewahren.³ Über eine Schwesterorganisation in Frankreich erhält Horst Bernard auch Berichte von ehemaligen Gefangenen des Gestapolagers Neue Bremm. Ihre Geschichten lassen ihn nicht in Ruhe. Er lädt viele der ehemaligen Häftlinge ein und veröffentlicht ihre Schilderungen.

Und so begleitet er auch Clémence Jaques zu der Einweihung der Gedenkstätte Neue Bremm 2004. Die ehemalige Inhaftierte aus Forbach traut sich anfangs nicht, mit dem Auto an dem ehemaligen Lagergelände vorbeizufahren. Nur in seiner Begleitung und mit zitternden Knien besucht sie Gedenkveranstaltungen auf dem ehemaligen Lagergelände.

Das Engagement Horst Bernards für die ehemaligen Häftlinge ist auch Ergebnis der Verarbeitung seiner Erfahrungen, die er als Kind und später als Jugendlicher in Südfrankreich macht, denn die Saarabstimmung am 13. Januar 1935 hat einschneidende Folgen für die Familie Bernard.⁴

»Meine Eltern hatten sich für den Status Quo engagiert. Warum? Weil seit dem 30.01.1933 die Nazis in Deutschland an der Macht waren und mit allen Konsequenzen, die das hatte: Verfolgung von politischen Gegnern, erste diskriminierende Maßnahmen gegen den jüdischen Teil der Bevölkerung. Und beides traf auf meinen Vater zu: er stammte aus einer jüdischen Familie aus Beckingen (...). Mein Vater war zudem noch politisch engagiert, als Nazigegner. Er war Mitglied einer Jugendorganisation, die der sozialdemokratischen Partei nahestand, der sozialistischen Arbeiterjugend, und hatte sich auch entsprechend im Abstimmungskampf engagiert.«

Bernards Eltern werden wegen ihres Engagements von Nazis offen bedroht. »So in der Form: Wartet mal, was mit euch passiert, wenn die Abstimmung rum ist! Und: Wir waren die Sieger!«⁵

Noch im Januar 1935 findet sich Vater Leander (auch »Leo« genannt) in einem Aufanglager im französischen Luchon nahe der spanischen Grenze. Wenige Wochen später kommt seine Frau Irene mit den beiden Kindern Horst und Alice nach. Nach der Auflösung des Haushalts tritt sie im Emigrantenzug die beschwerliche Reise mit zwei verstörten Kindern an, in ein Land mit einer fremden Sprache. Horst ist zu diesem Zeitpunkt kaum zweieinhalb Jahre alt, seine Schwester Alice zwei Jahre jünger.

Der Vater holt sie ab und nach kurzer Zeit werden sie der südfranzösischen Stadt Agen im Department Lot-et-Garonne zugewiesen. Der gelernte Textilkaufmann wird Hilfsarbeiter in einer Kolonne, die Wald- und Reparaturarbeiten am Canal du Midi durchführt. Bernards Vater engagiert sich als Mitglied einer Gewerkschaft, die Wald- und Straßenbauarbeiter vertritt. Leute aus dem Kreis der Gewerkschaft haben Verständnis für die Situation der Familie Bernard und helfen wie auch ansässige Lehrer bei der Wohnungssuche.

Horst Bernard spielt wie die anderen Kinder in dieser Zeit auf der Straße. »Der Neue« lernt schnell, sich zu verständigen und wird ein Teil dieser Kinderhorde. Im Herbst 1938 wird er in Agen eingeschult. Lehrkräfte an der Schule, die nun seit Jahren die Bernards kennen, helfen wiederum bei seiner Integration. Sie füllen Formulare aus oder übernehmen Verwaltungsgänge bei der Einschulung.

Der neu aufgenommene Grundschüler kann zwar schon fließend Französisch sprechen, aber er macht auch die Erfahrung, dass er eben doch nicht aus der dortigen Region stammt. Schallend wird er von den Kindern ausgelacht, als er in der Schule mit Leibchen und langen Strumpfhosen auftaucht. Der anbrechende Winter ist ungewöhnlich kalt und frostig für die südfranzösischen Verhältnisse. Mutter Irene meint es gut, kleidet ihn wie gewohnt und macht die Strumpfhosen gut sichtbar an den Gummibändern fest. Heulend kehrt er nach seinem Auftritt nach Hause zurück und beschließt, nie mehr auf die Straße zu gehen.

Im August 1938 kommt seine Großmutter aus Bischmisheim nach Agen, um die Familie endlich einmal zu besuchen. Für sie ist es eine Weltreise. Bei ihrer Verabschiedung ist sie erstaunt, dass ihr Schwiegersohn Leo zu ihr sagt, dass sie sich wohl vor dem Krieg nicht mehr sehen würden.

»Er hat ja leider Recht bekommen, denn ein Jahr später war es ja dann soweit. In dem Jahr hatten meine Eltern auch von ihren Verwandten oder von den Verwandten meines Vaters aus den USA die Papiere bekommen, dass sie dorthin nachreisen konnten. Mein Vater hat damals zu seinen Brüdern und Schwestern in den USA gesagt: Passt mal auf Leute, das ist zwar lieb von euch, aber es leben noch drei in Deutschland. Und es war ein Bruder aus Beckingen, mit Frau und zwei Kindern und zwei Schwestern, die zu dem Zeitpunkt in Frankfurt gelebt haben, wo meine Großmutter väterlicher Seite herkam. Holt zuerst mal die raus, die noch in Deutschland sind, weil die wesentlich gefährdeter sind. Bei mir in Südfrankreich fragt keiner, bist du katholisch oder evangelisch, bist du Jude oder was bist du. Hauptsache ich lebe anständig und ich habe meine Familie und so. Also holt zuerst mal die raus.«

Und so kann »Onkel Simon« mit seiner Familie aus Beckingen noch kurz vor der Pogromnacht in die USA emigrieren. Zwei Tanten, die zu diesem Zeitpunkt in Frankfurt am Main leben, bleiben dort und werden 1941 nach Riga deportiert. Sie werden höchst wahrscheinlich Opfer der dortigen Massenerschießungen.

Mit dem Ausbruch des Zweiten Weltkriegs verändern sich auch die Lebensbedingungen der Familie Bernard in Agen. Alle Deutschen dort werden über Nacht zu Staatsfeinden. Der Vater kommt in ein Internierungslager in der Nähe von Cahor. Irene Bernard mit ihren beiden Kindern darf ihn in dieser Zeit nicht besuchen. Nur einmal können sie ihn von der Straße aus sehen, wie er auf einer Begrenzungsmauer im Lager sitzt.

Monate später setzt die französische Regierung die Häftlinge als Fremdarbeiter ein. Vater Leo kommt in ein Stahlwerk. Der inzwischen siebenjährige Horst kann seinen Vater nur von weitem sehen. In einem aus-

rangierten Zug, die Bänke herausgerissen, auf einer Pritsche schlafend.

Im Mai 1940 bekommt Horst einen Bruder. Mit der Geburt von Guy ändert sich die Situation grundlegend, da der Vater umgehend entlassen wird. Er gilt nicht mehr als Staatsfeind, da nun nach französischem Recht ein neuer Staatsbürger Frankreichs in der Familie aufwächst. Ein französisches Lehrerehepaar versorgt Horst und seine Schwester Alice in der Zeit, in der seine Mutter im Krankenhaus liegt. Vater Leo arbeitet jetzt in einem Handwerksbetrieb, in dem Holzspielzeug hergestellt wird. Auf diese Weise kann er seine Familie ernähren, französische Freunde helfen mit.

Die Deutsche Wehrmacht marschiert im Mai 1940 in Frankreich ein; im folgenden Juni kommt es zum Waffenstillstand, Frankreich wird zweigeteilt. Der nördliche Teil wird besetzt, deutsche Verwaltung mit ihren Behörden, Justiz, Polizei, SS und Gestapo werden aktiv. Der südliche unbesetzte Teil mit Vichy als dem französischem Regierungssitz ist dagegen noch relativ frei. Allerdings existiert die Abmachung, gesuchte Personen im eigenen Gebiet zu verhaften und an deutsche Behörden im nördlichen Teil auszuliefern.

»Meine Eltern haben in dieser Zeit dazu beigetragen, dass verfolgte Menschen oder gefährdete Menschen, die im nördlichen Teil von Frankreich wohnten und dort praktisch durch die schnelle Erledigung des Krieges wie in der Mausefalle gesessen haben, die Möglichkeit zu bieten, nach dem Süden zu gehen, um dort in einer etwas ungefährdeten Stellung zu leben. Dazu gehörte, dass diese Leute den Behörden im nördlichen Teil einen Wohnungsnachweis gezeigt haben. Dieser Wohnungsnachweis, sofern meine Eltern involviert waren, war ein freies Zimmer, das wir hatten und das wir untervermieten konnten und eine Arbeitsgenehmigung oder ein Arbeitsnachweis bringen konnten. Und diesen Arbeitsnachweis haben meine Eltern aufgrund ihrer Verbindungen zu französischen Verwaltungsstellen – Kontakte, die wir hatten – beschafft. So sind also eine ganze Reihe von Leuten, die im Norden Frankreichs saßen und gefährdet waren, nach dem Süden zu uns runtergekommen.«

Die Bernards haben Kontakt zu deutschsprachigen und französischen Widerstandsgruppen, arbeiten mit ihnen zusammen. Ihre Wohnung wird zu einer Anlaufstation für Flüchtende. Zu ihnen gehören auch Walter Kasel und seine Frau Ruth. Er wird später ab November 1948 über sechzehn Jahre in der Synagogengemeinde Saarbrücken als Kantor, Religionslehrer, Seelsorger tätig.

Infolge der Besetzung ganz Frankreichs durch die Deutschen im November 1942 ist der Vater auf der Flucht. Er lebt mit gefälschten Papieren, Fluchtwege sind von seiner Frau Irene vorbereitet, wenn er einmal in ihrem Haus übernachten sollte. Ab dieser Zeit bricht auch sein Kontakt zum zehnjährigen Sohn Horst und seinen Geschwistern ab.

Irene Bernard bekommt einige Vorladungen durch deutsche Behörden und jedes Mal gibt sie an, dass sie nicht wisse, wo ihr Mann sei. Dies geht so lange gut, bis ein Verbindungsmann des französischen Widerstands sie im April 1944 warnt: »Zeit, dass du verschwindest.«

»Da hat meine Mutter kurzerhand Zeug zusammengepackt und ist dann von den französischen Freunden in einen kleinen Ort namens Massoulès, etwa 30 oder 40 Kilometer von Agen entfernt, zu einem Bauern gekommen, dessen Vater Bürgermeister im Ort war. Und er sympathisierte mit dem Widerstand. Dieser Bauer hat meiner Mutter eine etwas abseits gelegene Scheune zur Verfügung gestellt, wo meine Mutter dann mit meiner Schwester und meinem kleinen Bruder gelebt hat. Ich war zu dem Zeitpunkt schon auf dem Gymnasium (...) und meine Eltern haben gesagt: Du darfst in der Schule nicht fehlen.«

Horst bleibt in Agen und wohnt bei einem älteren Ehepaar, das Zimmer vermietet. Er wird, falls Fragen zu seiner Person auftauchen, als Enkel vom Land vorgestellt, der nun auf das Gymnasium geht. Vor dem Wechsel von der Grundschule auf das Gymnasium wurde noch auf seinem Abgangszeugnis das »deutsch-germanische« Horst gegen ein französisches »Henri« ausgetauscht. Eine Vorsichtsmaßnahme des Schulleiters, damit der Junge weiter als französischer Schüler durchgeht.

Der junge Horst macht im Laufe der Zeit die Erfahrung, dass es auch für ihn gefährlich werden kann. So wird er Zeuge einer Verhaftungsaktion durch deutsche Soldaten auf einem Friedhof. Während der Beisetzung eines Widerstandskämpfers, der von der Gestapo zu Tode gefoltert wurde, hört er Trillerpfeifen und Schüsse. Er sieht, wie die Friedhofsbesucher panisch fliehen und entkommt selbst nur durch die Flucht über die angrenzenden Felder.

»Sie haben einige Leute verhaftet, zehn oder zwölf, die alle von der Gestapo verhört worden sind und nach dem Verhör in deutsche Konzentrationslager verbracht wurden – die meisten nach Buchenwald, einige konnten sich auf der Fahrt retten. Einige sind während der Haft in Buchenwald gestorben, andere nach der Befreiung, andere nach ihrer Rückkehr nach Agen an den Folgen der Haft im Konzentrationslager. Einen von diesen hab ich dann als dreizehnjähriger Junge besucht und es war für mich ein ganz markantes Erlebnis, diesen Mann zu sehen. Den ich gekannt habe als kräftigen, sportlichen Menschen – abgemagert zu Haut und Knochen. Der saß da in seinem Zimmer, die Ärmel waren frei und die Haut mit braunen Flecken versehen. Das war für mich erschütternd und es ist ein Bild, das ich wahrscheinlich nie vergessen werde.«

Am 6. Juni 1944 landen die Alliierten in der Normandie, Agen wird im August 1944 mit Hilfe von Widerstandskämpfern befreit.

Mit Genehmigung der französischen Behörden betreut Irene Bernard verletzte deutsche Kriegsgefangene im Krankenhaus und hilft bei der Verteilung von Lebensmitteln. Sie hofft so, dass diese Soldaten einsehen, dass der Krieg verloren und nun damit auch für sie vorbei sei.

Vater Leo kehrt nach Kriegsende nach Saarbrücken zurück, arbeitet dort in der Stadtverwaltung und bereitet die Rückkehr seiner Familie vor.

»Wobei mein Vater auch bei seinem Gang in die Emigration und auch seinen Freunden gegenüber, seinen französischen Freunden gegenüber nie einen Hehl daraus gemacht hat, dass er nach Deutschland zurückkehren

will, wenn das Ganze rum ist. Nur, dass das Ganze elf Jahre dauern würde, hat natürlich keiner damals geglaubt. Ja, sie glaubten, dass das schneller gehen würde, aber es hat eben so lange gedauert. Und dass, wenn das Ganze rum ist, dass er an dem Aufbau eines anderen Deutschlands mitwirken wollte.«

Im Juni 1946 kehrt auch Irene Bernard mit den drei Kindern zu ihrem Mann nach Saarbrücken zurück. Dieser Schritt bedeutet für den dreizehnjährigen Horst eine Rückkehr in ein fremdes Land, dessen Sprache er nicht beherrscht.

»Wir haben sie zwar verstanden, aber wir konnten kaum sprechen, wir konnten nicht lesen, wir konnten nicht schreiben. Also für uns war das ganz schlimm. Und deswegen – ich bin dann weiter, ich bin auf das französische Gymnasium hier und habe dann '49, '50 Abitur gemacht, bevor ich dann zum Studium bin.«

Er studiert an der Technischen Hochschule Dresden Elektrotechnik, kehrt nach Saarbrücken zurück und arbeitet als Vertriebsingenieur bei Siemens. 1956 heiratet er die Lehrerin Eva Schulz, die sich ebenso in der VVN engagiert. Sie stirbt im Dezember 2015.

Bis vor wenigen Jahren absolviert er noch Führungen in dem ehemaligen KZ Natzweiler-Struthof. Führungen auf dem Gelände der Gedenkstätte Neuen Bremm leitet er wie bisher.

Rückblickend fasst er erzählend zusammen: »Der Kontakt mit diesen ehemaligen Gefangenen aus den Konzentrationslagern oder aus dem Gestapolager Neue Bremm ist etwas ganz Entscheidendes gewesen für meine weitere Tätigkeit. Diese Häftlinge haben mir alle mit auf den Weg gegeben, vor allem die Französischen und die Franzosen, mit denen ich gesprochen habe. Die beeindruckt waren, dass ich ihre Sprache so gut spreche und die wissen wollten, woher das kam. Und denen ich das auch erzählt habe und die gedacht haben, naja gut, das ist ja einer von uns!«

Die haben mir gesagt: »Herr Bernard, das, was wir erlebt haben, darf nie wieder passieren. Das müssen wir der jungen Generation weiter vermitteln. Wir haben ein gewisses Alter erreicht, wir werden nicht mehr lange Gelegenheit haben, das zu tun. Aber Sie sind

einige Jahre jünger als wir das sind. Ihre Aufgabe wird es sein, das, was wir Ihnen jetzt mit auf den Weg geben, diesen jungen Menschen zu vermitteln, damit diese jungen Menschen unter dem Eindruck dessen, was sie von Ihnen hören, sich dazu verpflichtet fühlen – wenn sie erwachsen sind oder auch in ihrer Jugend – dafür zu sorgen, dass so etwas nie wieder passiert. Und das ist das, was mich, sagen wir mal, zu dem treibt, was ich heute mache.«

In seinen Veranstaltungen als Zeitzeuge stellt Horst Bernard immer auch Bezüge zu aktuellen gesellschaftspolitischen Themen her. Er vergleicht seine damalige Lebenssituation mit der heutigen und bezieht Position, wenn es z.B. um den Umgang mit Flüchtlingen, Rechtsextremismus oder um das Thema »NPD-Verbot« geht.

Horst Bernard feierte am 27. Oktober 2017 seinen 85. Geburtstag. Für seine Arbeit wurde Horst Bernard am 14. November 2017 mit dem »Alex Deutsch Preis« der gleichnamigen Stiftung geehrt.

Anmerkungen

- 1 »Ich schlafe keine Nacht, ohne in einem Lager gewesen zu sein«, Interview mit Clémence Jaques, in: Horst Bernard, *Neue Bremm. DAS LAGER. Ehemalige Häftlinge des Gestapolagers Neue Bremm erinnern sich*. Im Auftrag der VVN-Bund der Antifaschisten e.V., Saarbrücken: Blattlaus-Verlag 2014, S. 74.
- 2 Ebd., S. 68.
- 3 1984 erschien daher das Buch der VVN-BdA von Raja Bernard und Dietmar Renger, *Neue Bremm. Ein KZ in Saarbrücken. »Ihr seid hier, um zu leiden und zu sterben.«*, Heusweiler: Geschichtsverlag S. Brück 1984. Erstmals wurden systematisch Schriftstücke und Augenzeugenberichte für die Beschreibung und Rekonstruktion des Lagerlebens zusammengestellt und veröffentlicht.
- 4 Alle folgenden Zitate von Horst Bernard sind dem »Zeitzeugenbericht Horst Bernard vom 18.11.2014«, Adolf-Bender-Zentrum, entnommen.
- 5 Horst Bernard geht heute davon aus, dass seine Eltern wohl trotz dieser Drohungen geblieben wären, aber wegen ihrer beiden Kinder ins Exil gingen.





Karl Marx, die Globalisierung und die 68er-Generation

Gespräch mit Alex Demirović, außerplanmäßiger Professor am Institut für Soziologie der Goethe-Universität Frankfurt/Main, aus Anlass des 200. Geburtstages von Karl Marx. Auf Einladung des AStA der Universität des Saarlandes hielt Alex Demirović einen Vortrag unter dem Titel »Karl Marx – eine Einführung«.

Vor 200 Jahren wurde Karl Marx in Trier geboren. Mit seinem Namen werden sehr unterschiedliche Vorstellungen verknüpft. Einige halten ihn für einen bedeutenden Philosophen, andere halten ihn für einen wichtigen politischen Denker und Analysten des Kapitalismus, wieder andere sehen ihn als Vater des Klassenkampfes und der Diktatur des Proletariats.

Worin sehen Sie für die heutige Zeit Anknüpfungspunkte für Begriffe und Theorieansätze von Karl Marx?

Es gibt viele Begriffe, an die angeknüpft werden kann. Zu nennen sind vor allem die Begriffe, die Karl Marx in seiner *Kritik der politischen Ökonomie* entwickelt hat und die zentral für die kritische Gesellschaftstheorie sind. Viele Begriffe sind auch umstritten. Es gab schon im 19. Jahrhundert Kritik an Marx, dass er in der Tradition der klassischen Ökonomen Adam Smith und David Ricardo und ihrer wissenschaftlich überholten Arbeitswerttheorie stünde. Aber Marx hat ja recht, wir können heute immer noch sagen, dass der Reichtum von denjenigen erzeugt wird, die Lohnarbeit leisten. Es gibt heute eine viel größere Menge an Menschen, die der Lohnarbeit unterworfen sind als dies zu den Zeiten von Karl Marx der Fall war. Es wird damit deutlich, wie hellsichtig er vorgegangen hat – und das bei dem sehr kleinen Teil von Lohnarbeit, der damals in England erst festzustellen war, – dass die Industriearbeit diejenige soziale Form der Arbeit ist, die sich immer weiter ausdehnen wird.

Dann sind seine sehr bedeutsamen Einsichten in die Wachstumszwänge der modernen Gesellschaft zu nennen, d.h. etwas, was wir gar nicht so ohne Weiteres anhalten können, selbst wenn wir es wollten. Es gibt einen Zwang zur Akkumulation, d.h. einen Zwang zum wirtschaftlichen Wachstum selbst dort, wo wir das vielleicht gar nicht benötigen.

Als drittes würde ich seine Analyse der Krise nennen. Krise ist etwas, das sich aus dem gesellschaftlichen und ökonomischen Prozess immer wieder neu bildet. Seit den 1960er Jahren wurde von vielen Ökonomen und Sozialwissenschaftlern die These vertreten, dass die moderne kapitalistische Gesellschaft krisenfrei verlaufen könnte. Wir sehen, dass sich mit der Ölchockkrise der 1970er Jahre, der Dotcom-Krise im Jahr 2000 und der großen Weltwirtschaftskrise im Jahr 2008 immer wieder kleinere und sehr große Krisen einstellen. Und der Schock der großen Krise von 2008 ist bis heute noch nicht überwunden, u.a. wenn wir an das sogenannte »billige Geld« der Europäischen Zentralbank oder an die hohen Verschuldungen, die die öffentlichen Haushalte eingegangen sind, den Abbau sozialstaatlicher Absicherungen, z.B. der Absenkung des Rentenniveaus, denken.

*Marx hat sein Hauptwerk *Das Kapital* mit dem Untertitel »Kritik der politischen Ökonomie« versehen und 1859 eine Schrift mit diesem Titel herausgegeben. In dieser spricht er zu Beginn jedoch von der *Kritik der bürgerlichen Ökonomie*. Was hat Marx unter »politischer Ökonomie« verstanden?*

Marx hat wie andere vor ihm, aber mit kritischer Absicht festgestellt, dass sich eine besondere, nämlich die kapitalistische Wirtschaftsweise seit dem 16. Jahrhundert herausgebildet hat. Diese Form der Wirtschaft und die mit ihr einhergehende Wirtschaftsorganisation hat eigene Gesetz-

mäßigkeiten. Dazu gehört, dass es Wirtschaft als eigene gesellschaftliche Sphäre überhaupt zum ersten Mal gibt, mit eigenen Handlungsweisen, die es zuvor nicht gegeben hat. Menschen haben vor dieser Zeit als Bauern gelebt oder zünftige Handwerker. Man konnte nicht besonders reich werden, weil man davon abhängig war, dass man sonst anderen Menschen die Naturalien weggenommen hätte, was das Privileg des Adels war. Die Möglichkeit, reich zu werden, war sehr gering und war mit sehr viel Gewalt verbunden. Die Menschen verfolgen im Alltag ihre ökonomischen Interessen. Damit ist im Regelfall keine Gewalt verbunden: Man legt zum Beispiel Geld hin und bekommt dafür eine Zeitung. Damit dies aber möglich wird, braucht es immer politische Entscheidungen oder die Gesetzgebung. D.h. es ist ein Prozess, der die ganze Zeit von Politik begleitet wird oder von Politik durchdrungen ist. Marx sagt dazu, dass es nicht einfach nur ein anonymer Prozess ist, sondern dieser wird permanent durch Entscheidungen begleitet: An welcher Stelle wird investiert und sind dafür die Bedingungen geeignet, stimmt z.B. die Infrastruktur. Es wird doch immer danach gefragt, ob die Verkehrsanbindung gut ist oder das Internet schnell genug ist oder ob genügend Fachleute vorhanden sind. Dafür sind teilweise jahrzehntelange Planungen notwendig, damit man genügend qualifizierte Menschen vorfindet. Das sind Überlegungen, die in der Kooperation von Unternehmen und Staat permanent angestellt werden. Diese Prozesse verlaufen im Gegensatz zu dem, was uns die Wirtschaftspresse oder die Fachökonomien erklären möchten, nicht nur nach ökonomischen Gesichtspunkten, sondern es spielen zahlreiche andere Gesichtspunkte hinein; und es sind letztlich politische Entscheidungen.

In der Krisenzeit der Jahre 2008 bis 2010 haben interessanterweise vor allem konservative Intellektuelle auf Marx zurückgegriffen. Kann mit Blick auf die globalisierte Welt Marx weiterhelfen?

Marx hat bereits in der Mitte des 19. Jahrhunderts deutlich gemacht, dass die kapitalistische Ökonomie keine Nationalökonomie ist. Man muss sich klarmachen, dass Ökonomie bis zu Marx als National- oder Staatsökonomie betrachtet oder gelehrt wurde. An der Grenze der Staaten wurde

der Personen-, Waren- und Geldtransfer registriert. Marx war sehr nüchtern und hat anders herum gedacht, dass nämlich die kapitalistische Form der Produktion sich nicht an nationale Grenzen hält. Umgekehrt muss politisch erklärt werden, warum es in manchen Phasen zu Freihandelsprozessen und in anderen Phasen zu Protektionismus kommt. Zunächst einmal war es für ihn eine Logik der Kapitalakkumulation, die von vorneherein weltweit angelegt war, so dass er schon früh, auch als sehr junger Wissenschaftler, deutlich gemacht hat, dass der Kapitalismus mit der Bildung eines Weltmarktes einhergeht. Und dass dieser auch mit Gewalt erzwungen wird, wie z.B. in Indien, China oder Japan. Mit Handelspolitik, aber auch mit Kanonenbooten wurden Zollschränken oder Protektionismus verhindert. Der moderne Kapitalismus erobert tatsächlich den Globus. Wir können von heute aus betrachtet sagen, dass dieser Prozess, dessen ersten Höhepunkt Karl Marx erlebt hat, heute erfolgreich durchgesetzt worden ist. Das, was wir seit den 1990er Jahren als Globalisierung bezeichnen, ist der Prozess, der etwa 200 bis 250 Jahre benötigt hat, um sich durchzusetzen. Und wir sehen heute, dass weltweit in der Form der Lohnarbeit gearbeitet und die Ressourcen weltweit einer globalen Industrie zur Verfügung gestellt werden.

Würden Sie sagen, dass von Karl Marx eher das dystopische Element seiner Analysen geblieben ist als das, was im Anschluss an ihn im Marxismus auch als Verbesserung der Bedingungen der Welt intendiert war?

Marx hat erwartet, dass die Prozesse sehr schnell verlaufen würden. Er hatte die Vorstellung, dass in England schon der fortgeschrittene Stand des Kapitalismus vorherrsche. England sei damit das Vorzeigemodell der kapitalistischen Entwicklung. Wir wissen heute, dass dies nicht so war, sondern dass über lange Zeit die Vereinigten Staaten maßgebend für den modernen Kapitalismus wurden. Und im Moment befinden wir uns in einer großen Umbruchphase, in der wir gar nicht wissen, ob nicht eben eine ganz neue Konstellation entsteht, in der z.B. China maßgeblich, also Hegemonialmacht, werden kann. Es ist zudem interessant, dass Marx die Vorstellung hatte, dass auch auf dem parlamentarischen Weg,

also durch das Wahlrecht einer modernen Demokratie, Veränderungen möglich sein könnten. Er wie auch sein Freund Engels schwanken in diesem Punkt etwas. Wir wissen heute viel genauer um die Schwierigkeiten der parlamentarischen Demokratie, ihre Ohnmacht, ihre Krisenanfälligkeit. Gleichzeitig sind unsere Demokratieerfahrungen noch gar nicht so alt. Die meisten OECD-Staaten sind doch erst frühestens seit 1918 demokratisch verfasst. Will sagen, es entstehen auch immer wieder umfangreich Prozesse der demokratischen Aktivität, der Emanzipation: 1968, Frauenbewegung, die Anti-AKW-Proteste, der Antirassismus, die Indignados, OWS und Blockupy, jetzt #metoo oder #neveragain.

Marx dachte, dass mit der Krise von 1857 der Kapitalismus zusammenbrechen würde, was er später selbst korrigiert hat. Geprägt von Überlegungen Darwins verstand er die kapitalistische Produktionsweise als einen langanhaltenden Prozess, der aufgrund seiner eigenen inneren Gesetzmäßigkeiten ihre ganzen Möglichkeiten zur Entfaltung bringen muss, aber sich selbst auch zugrunde richtet, wenn nicht Menschen die Möglichkeiten der Freiheit ergreifen. Wie lange es dauert und ob das überhaupt geschieht, kann niemand wirklich wissen. Marx selbst hat betont, dass die natürlichen Grundlagen, d.h. die Menschen, der Boden, die Rohstoffe, durch die kapitalistischen Wachstumsdynamik untergraben werden, was zu einer Entwicklung führen kann, die am Ende die Bedingungen der Möglichkeit von Freiheit und Demokratie zerstören.

Einer der wichtigen Marx'schen Gedankengänge, so haben Sie einmal ausgeführt, sei der Gedanke der »sozialen Revolution« im Gegensatz zur politischen Revolution? Was verstand Marx darunter und warum halten Sie diesen Begriff heute noch für verwendbar?

Interessanterweise wird die Diskussion um den Begriff der »sozialen Revolution«, wie Karl Marx ihn verstanden hat, gar nicht geführt. Üblich ist, dass Marx als Vertreter des Jakobinismus verstanden wird, also als Vertreter einer politischen Revolution, d.h. eines Umsturzes der politischen Verhältnisse durch politische Maßnahmen zur Durchsetzung von politischen Zielen. Dies etwa hat Hannah Arendt ganz prominent

vertreten. Für sie soll eine politische Revolution Freiheit und Gleichheit durchsetzen, allerdings meint sie dies kritisch gegen die Französische Revolution und die Jakobiner. Marx ist gegenüber dem jakobinischen Modell der Revolution im Sinne Robespierres sehr kritisch. Im Unterschied zu Robespierre vertritt Marx den Begriff der sozialen Revolution, den er allerdings nicht so richtig ausführt. Er macht nur Andeutungen, von denen man annehmen kann, dass er die Vorstellung hat, dass man soziale Veränderungen nicht oder nicht allein durch politische Gewaltakte von oben her durchsetzen kann. Man kann demnach Menschen nicht politisch zwangsweise gleich oder zwangsweise frei machen. Was man mit Politik machen kann, ist, dass bestimmte Bedingungen der Freiheit geschaffen werden, aber letztlich muss der Prozess von unten her, durch die Veränderung der sozialen Verhältnisse stattfinden.

In der französischen Revolution war ein zentraler Punkt, ob das Land an einzelne kleine Bauern verteilt wird oder ob es große Gruppen gemeinsam miteinander bewirtschaften. Das war einer der großen Konflikte. Die Entscheidung fiel durch Napoleon. Das Land wurde aufgeteilt und an lauter Kleinbauern verteilt. Es hat ungefähr dreißig bis vierzig Jahre gedauert, bis dann deutlich wurde, dass die Kleinbauern durch Erbteilung im Prinzip in der zweiten, dritten oder vierten Generation von diesem Land nicht mehr leben konnten. Und dann haben sie den Staatsstreich von Napoleon III., d.h. Louis Bonaparte, unterstützt in der Erwartung, er würde sie wie einstmal Napoleon unterstützen.

Marx macht also deutlich, dass die politische Entscheidung, die soziale Struktur der Gesellschaft nicht zu ändern, in einem jahrzehntelangen Prozess dazu geführt hat, dass die Demokratie in Frankreich geschädigt wurde. Sein Konzept dieses Begriffes ist so zu verstehen, dass Verhältnisse geschaffen werden müssen, unter denen die Menschen die Gesichtspunkte der gemeinsamen Arbeit und des gemeinsamen Entscheidens zur Grundlage machen und nicht die Vorstellung verfolgen, dass der Staat über sie entscheidet. Marx wirft in diesem Sinne Robespierre vor, dass die politische Herstellung von Gleichheit au-

toritär und diktatorisch wird, weil die Differenzen, die unterschiedlichen Neigungen und Interessen der Menschen ignoriert und sie politisch genötigt oder gar gezwungen werden, sich einem allgemein vorgegebenen Maßstab anzupassen. Marx entwickelt diesen Ansatz auf wenigen Seiten schon sehr früh, in etwa um das Jahr 1844/45. Die Kritik an Robespierre und an der französischen Revolution äußert er nur an wenigen Stellen. Dieses Konzept der »sozialen Revolution« wäre für viele, die sich auf Marx berufen haben, sehr interessant gewesen.

»Das Kapital ist verstorbene Arbeit, die sich nur vampirmäßig belebt durch Einsaugung lebendiger Arbeit und um so mehr lebt, je mehr sie davon einsaugt.«

*Das Kapital. Band 1. Dritter Abschnitt:
Die Produktion des absoluten Mehrwerts*

Gemeinsames Arbeiten und gemeinsames Entscheiden als andere Formen des gesellschaftlichen Zusammenarbeitens: Wo sehen Sie heute Beispiele dafür, dass dieser Gedanke von Marx umgesetzt wird?

Es hat viele Versuche gegeben und es gibt sie auch weiterhin. Hier sind beispielhaft Genossenschaften im Wohnbereich oder bei der Lebensmittelproduktion zu nennen. Eines der wirklich bedeutenden Beispiele war die Konversion von Lucas Aerospace in Großbritannien. *Lucas Aerospace* war ein Rüstungsunternehmen, das in den 1970er Jahren vom Konkurs bedroht war. Ingenieure, Arbeiter und Konsumenten machten sich gemeinsam darüber Gedanken, was sie mit ihrem Know-How machen können und haben mit ihren Planungen das Unternehmen konvertiert. Es wurde in dieser Zeit das entwickelt, was wir heute als Niederflurbus kennen.

Derartige Diskussionen gibt es aber auch heute noch, z.B. in der *Charité* in Berlin. Ärzte, Pflegepersonal, Patienten und Angehörige von Patienten denken dort gemeinsam über die Art der Pflege und Gesundheitsversorgung nach. Ähnliche Experimente gibt es auch in anderen Bereichen. Bekannt ist der *Verlag der Autoren*, sind Radiosender oder auch Zeitungen, die von den Redakteuren selbst bestimmt werden und

nicht von den Kapitaleigentümern. Viele Experimente haben aber auch gezeigt, dass die Möglichkeiten, das von einzelnen Bereichen her zu organisieren, sehr schnell an Grenzen stoßen: Grenzen der Gesetzgebung, Grenzen des Kredits, Grenzen der Marktmöglichkeiten usw. Es braucht die Möglichkeit der Veränderung von Verhältnissen und die Chance, darauf Einfluss zu nehmen.

Ich kann ein persönliches Beispiel anführen. Ich habe angefangen, ökologischen Wein zu verkaufen und habe den Kleinkrieg der Weinbauern untereinander schnell mitbekommen. Der Weinbauer, dessen Wein wir verkauften, hat mir erzählt, wie die Weinbauern aus seinem Dorf ihm die Weinstöcke zerstört haben. D.h. es ist ein sehr langer Prozess des Umbaus, und dieser Umbau benötigt gesellschaftliche Unterstützung. Dabei geht es um ökonomische Sicherheiten, um Vertriebswege und Konsumgewohnheiten. Man stellt sich die Frage, ob man unbedingt einen Rotwein für drei Euro aus Chile trinken muss, der einmal um den Erdball transportiert wurde. Im Anschluss stellt man sich auch die Frage, was dann mit den Weinbauern aus Chile ist, wenn wir alle sagen, wir kaufen diesen Wein nicht mehr. Wovon leben dann diese Weinbauern? Und damit kommen wir genau zu den Fragen, die Marx uns eröffnet hat: Dass wir uns in einem globalen Zusammenhang sehen müssen. Marx hat versucht, die Logik des Gegenstandes, den er als Wissenschaftler konstruiert hat, nachzuvollziehen. Handeln vollzieht sich nach einer bestimmten Logik. Was ihn bis zum seinem Tod beschäftigt hat, das war, ob er diese Logik schon richtig verstanden hat. Davon muss man trennen, was er als Betrachter der Tagespolitik analysiert und kritisiert hat. Was ihn aber immer interessiert hat, war die Frage, nach welcher Logik wir handeln. Und es hat ihn auch gequält, ob er diese Logik schon genau genug verstanden hat, weil die kapitalistischen Verhältnisse auch immer im Fluss sind und neue Aspekte aufweisen.

In diesem Jahr jährt sich auch das Jahr 1968 zum fünfzigsten Mal und damit steht auch die besondere Verbindung der 68er-Generation zu den Schriften und Ideen von Karl Marx wieder im Fokus von Diskussionen. Wie beurteilen Sie das Jahr 1968 in diesem Zusammenhang?

1968 und das, was wir damit verbinden, ist ein internationaler Vorgang gewesen und kein rein deutscher. Für Deutschland, und da reden wir jetzt über Westdeutschland, war der Nationalsozialismus ein ganz gewichtiger Punkt. Für viele, die wir heute zu dieser Generation zählen, steht dieses Jahr stellvertretend für die Entdeckung von Künstlern, Intellektuellen oder Denkern, über die es in Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg kein Wissen mehr gab. Die Erinnerung an diese Personen war abgebrochen durch das Jahr 1933 und ihre Verfolgung durch die Nationalsozialisten. Wichtig waren auch die bedeutenden Personen, die aus der Emigration nach Deutschland zurückgekehrt sind, oder Personen wie Wolfgang Abendroth, der im Strafbataillon war und später als hochachtbarer Wissenschaftler an der Universität Marburg gelehrt hat. Diese Personen hatten durch ihr Einstehen für Demokratie eine große Glaubwürdigkeit. Als Schüler oder Heranwachsender hatte man noch Lehrer die Nationalsozialisten waren und persönlich autoritär und unerträglich in ihrer Heuchelei als vermeintliche Demokraten. Man hat dann nach Vorbildern Ausschau gehalten, die nicht so widerwärtig waren, und die einem nicht beim Hören der Musik von den *Beatles*, *The Rolling Stones* oder Jimmy Hendrix vorgeworfen haben, dass das Negermusik sei und man sich die Haare kurz zu schneiden habe. Sie müssen einfach bedenken, wie spießig diese Zeit war, und dass die Elterngeneration alles oder vieles verteidigt hat, was mit dem Nationalsozialismus zu tun hatte. Diese Generation hat noch darauf gehofft, dass das, was ab 1933 durchgesetzt wurde, irgendwie noch weiterleben könnte. Die meisten haben die Befreiung von 1945 nicht als Befreiung erlebt, sondern als Niederlage, die sie nicht wollten. Unter den 68ern waren auch Kinder von Eltern, die im Widerstand waren und die bis 1945 irgendwie überlebt haben. Da bestand der Wunsch, auf keinen Fall in einer Gesellschaft mit dieser Ideologie weiter zu leben.

Das, was heute schnell als politische Korrektheit runtergemacht wird, das beruht darauf, dass man sich von diesem ganzen Konservatismus verabschieden wollte. Dass Frauen sich nicht selbstständig im öffentlichen Raum bewegen konnten, dass sie, wenn

sie in der Öffentlichkeit ein Bier tranken, als Hure, wenn sie eine Zigarette rauchten, als Schlampe galten, die man nicht heiraten durfte. Es waren so viele primitive Klischees am Werk, dass man doch dachte, man will damit gar nichts mehr zu tun haben.

Und es ist heutzutage das Grauen, dass die Mitglieder der AfD das alles wieder gut finden. Diese Gedanken werden offensiv verteidigt und man will diese sogenannten Werte wiederhaben: Sie wollen den sexuellen Missbrauch, sie wollen die Gewalt gegen Frauen, sie wollen diesen Zustand wiederhaben. Man äußert sich zwar immer im Namen der Freiheit und Meinungsfreiheit, aber letztlich ist die Konsequenz dessen, was gesagt wird, die Beseitigung von Demokratie und der Freiheitsrechte der Individuen.

1968 ist deshalb ein relevantes Datum, weil seit dieser Zeit tiefsitzende Gewohnheiten in einem Jahrzehnte dauernden Prozess geändert wurden. Es hat auch immer Kräfte gegeben, die dagegen waren, ich nenne stellvertretend Helmut Kohl und das Stichwort der geistig-moralischen Wende, und man kann feststellen, dass der Widerstand heute größer geworden ist, wofür Pegida und die AfD stehen, weil, wie ich annehme, die CDU in großen Teilen zu liberal geworden ist.

Ich kann es an einem persönlichen Beispiel festmachen: Mein Nazi-Englischlehrer war Landtagsabgeordneter der CDU, der seinen Sohn mit dem Gürtel verprügelt hat, weil er die Haare zu lange trug. Heute heißt es in der *Wetterauer Volkszeitung*, dass er ein toller Lehrer war. Nein, er war kein toller Lehrer. Er war widerlich. Und es ist doch klar, dass Herr Gauland genau diesen Zustand zurückhaben möchte, wenn er sagt, er wolle das Land unserer Väter zurückhaben und die Verdienste der deutschen Soldaten gewürdigt. Er will genau das: deutsche Männer, die an die Front gehen, Kadavergehorsam leisten, morden, rauben, Dörfer und Städte zerstören. Persönlich mag er dafür zu zivilisiert sein, aber die Parolen, die er ausgibt, gehen genau in diese Richtung.

Für die Saarbrücker Hefte: Herbert Temmes

Helena Demuth aus St. Wendel

Von Heinz Monz

An dieser Stelle soll es Anlass sein, eines Menschen zu gedenken, der in engem Zusammenhang mit dem Leben und Wirken von Karl Marx und Friedrich Engels stand und aus St. Wendel stammte.

Es war Helena Demuth, über die Friedrich Engels einen Tag nach ihrem Tode schrieb: »Wenn während langer Jahre Marx, und in diesen sieben Jahren ich, Ruhe zum Arbeiten fand, so war das wesentlich ihr Werk. Wie es jetzt mit mir werden wird, weiß ich nicht. Ihren wunderbar taktvollen Rat in Parteisachen werde ich auch schmerzlich entbehren.«¹ Dies ist eine Aussage, die mehr als nur hohe Wertschätzung zum Ausdruck bringt. Hierauf wird noch einzugehen sein.

Die Herkunft der Helena Demuth

Wer war nun diese Helena Demuth, die in der Familie Marx und von Engels Lenchen und auch Nim, Nimmy und Nimmche genannt wurde? Die letzte Eintragung des Jahres 1820 (Nr. 106/1820) im Geburtsregister der Bürgermeisterei St. Wendel berichtet, dass sie am 31. Dezember 1820 nachts um 1.00 Uhr hier geboren wurde. Der Vater war der Tagelöhner, Bäcker und Ackerer Michel Demuth (geb. am 28. Oktober 1788 in St. Wendel, gestorben am 17. Mai 1826 daselbst); die Mutter war Maria Katharina geb. Creutz aus Oberlinxweiler (etwa 1792 geboren, gestorben am 11. Juli 1848 in St. Wendel).² Durch Generationen hindurch waren die väterlichen Vorfahren von Helena Demuth Bäcker und wohl auch Ackerer,³ die der mütterlichen Seite wohl stets Ackerer oder Arbeiter. Die Eltern der Helena Demuth hatten am 16. Februar 1808 geheiratet. Die Familie wohnte (jedenfalls 1822) in der Obergasse (nahe dem Oberen Stadttor); das Haus steht heute nicht mehr.⁴ Aus der Ehe gingen sieben Kinder hervor:

1. Barbara, geb. am 3. Juli 1809 in St. Wendel, gestorben am 21. September 1834 daselbst. Sie war verheiratet mit dem Maurer Wenzeslaus Feyen. Am 19. Juli 1834 wurde ein Sohn Johann geboren.

2. Katharina, geb. am 3. Februar 1812 in St. Wendel, gestorben am 16. März 1814 daselbst.

3. Katharina, geb. am 9. Februar 1815 in St. Wendel, gestorben am 9. September 1873 daselbst. Sie hatte vier uneheliche Kinder namens Jakob und Josef (Zwillinge) sowie Elisabeth und nochmals Josef. Dann heiratete sie am 14. September 1852 den Schneider Peter Riefer.

4. Peter, geb. am 28. Oktober 1817 in St. Wendel. Über sein weiteres Schicksal ist nichts bekannt. In den Jahren 1840 und 1848 wanderte jeweils ein Peter Demuth nach Nordamerika aus; vielleicht war er einer von ihnen.⁵

5. Helena, über die diese Untersuchung berichtet.

6. Elisabeth, geb. am 22. Juli 1823 in St. Wendel, gestorben am 12. Februar 1852 daselbst.

7. Maria Katharina (auch Marianne genannt), geb. am 13. April 1826 in St. Wendel, gestorben am 26. Juni 1827 daselbst.

Bei der Familie Karl Marx

Helena Demuth war schon als junges Mädchen nach Trier in das Haus der Familie des Regierungsrates Johann Ludwig von Westphalen gekommen.⁶ Die Tochter Jenny heiratete am 19. Juni 1843 Karl Marx. Im April 1845 befand sich Karl Marx mit seiner Familie in Brüssel, wohin er von Paris aus ausgewiesen worden war. Zu diesem Zeitpunkt schickte Frau von Westphalen Helena Demuth zur Familie Marx, bei der sie dann blieb und schließlich auch nach London mitging.⁷ Später schreibt Eleanor Marx, eine

Tochter von Karl Marx, dass Helena von 1837 bis 1890 »die immer treue Freundin und Helferin jedes einzelnen von uns«⁸ gewesen sei

Die Familie Marx hatte in dem Mädchen aus St. Wendel nicht nur eine Hausgehilfin, sondern eine echte Mitstreiterin in den folgenden Jahren der Not und des Kampfes gewonnen. Paul Lafargue, der Schwiegersohn von Marx, schrieb über sie:

... sie widmete sich ... der Familie Marx mit einer solchen Hingabe, dass sie sich selbst völlig vergaß. Sie begleitete Frau Marx und deren Mann auf all ihren Reisen durch Europa und teilte ihre Ausweisungen. Sie war der praktische Hausgeist, der sich in den schwierigsten Lebenslagen zurechtzufinden wusste. Ihrem Ordnungssinn, ihrer Sparsamkeit, ihrem Geschick ist es zu verdanken, dass die Familie wenigstens das Allernötigste nie zu entbehren hatte. Sie verstand alles: sie kochte und besorgte das Hauswesen, sie kleidete die Kinder an und schnitt die Kleidungsstücke zu, welche sie zusammen mit Frau Marx nähte. Sie war gleichzeitig Wirtschaftlerin und Majordomus, des Hauses, das sie leitete. Die Kinder liebten sie wie eine Mutter, und sie besaß über diese eine mütterliche Autorität, weil sie eine mütterliche Zuneigung für sie empfand. Frau Marx betrachtete Helene wie eine intime Freundin, und Marx begte für sie eine besondere Freundschaft; er spielte Schach mit ihr und es geschah oft, dass er die Partie verlor. Helenes Liebe für die Familie Marx war blind; alles, was die Marxens taten, war gut und konnte nicht anders als gut sein; wer Marx kritisierte, der hatte es mit ihr zu tun. Jeden, der in den vertraulichen Umgang der Familie gezogen worden, nahm sie unter ihre mütterliche Protektion. Sie hatte sozusagen die ganze Familie Marx adoptiert ...»⁹

In den Briefen der Familie Marx oder in Erinnerungen finden sich immer wieder solche Stellen wie diese aus den Erinnerungen des Schwiegersohnes der Familie Marx, Paul Lafargue.

Wilhelm Liebknecht, der Helena Demuth auch selbst kennengelernt hatte, schrieb von ihr u. a.: »Und stets heiter, stets hilfsbereit, stets lächelnd. Doch nein! Sie konnte auch zornig werden, und die Feinde des Mohr hasste sie mit grimmigem Hass«¹⁰ Und Jenny Marx selbst schrieb 1861 an eine Freundin: »Fragen Sie Ihren lieben Mann nach ihr; er wird Ihnen sagen, welch einen Schatz

ich an ihr habe. Sie ist in sechszehn Jahren durch Sturm und Wetter mit uns gesehelt.«¹¹ Schließlich noch eine Aussage von Eduard Bernstein: »Nimmy, wie die Marxschen Kinder, oder Nimmche, wie Engels gern Helene Demuth nannte, war in alle Angelegenheiten des Hauses eingeweiht und hatte über die Personen, die bei Marx verkehrten, ihr eigenes Urteil, das sie zuweilen recht derb zum besten gab ...«¹²

Die Darstellung wäre einseitig und idealisierend, wollte man ein Ereignis nicht nennen, von dem Jenny Marx in ihren Erinnerungen schrieb: »In den Frühsommer des Jahres 1851 fällt noch ein Ereignis, welches ich nicht näher berühren will, das aber sehr zur Vermehrung unsrer äußeren und inneren Sorgen beitrug.«¹³ Man möchte mit Sicherheit annehmen, dass hier die Schwangerschaft der Helena Demuth gemeint war. Sie gebar am 23. Juni 1851 einen Sohn, der den Namen Henry Frederick erhielt. Eingetragen wurde die Geburt erst am 1. August 1851. Der Name des Vaters ist in der Geburtsurkunde nicht angegeben.¹⁴ In einer 1962 erschienenen Biographie wird gesagt, Friedrich Engels habe die Vaterschaft anerkannt, in Wirklichkeit sei aber Karl Marx der Vater; dies ergebe sich aus einem Brief von Louise Freyberger-Kautsky (einer späteren Sekretärin und Haushälterin von Engels) vom 2. September 1898 an August Bebel.¹⁵ Eine Rückfrage bei dem Institut für Sozialgeschichte in Amsterdam, wo der Brief sein sollte, hat ergeben, dass sich dort lediglich eine maschinenschriftliche, zum Teil mit Bleistift korrigierte Abschrift unbekannter Herkunft befindet; darüber hinaus bleibe »der Aussagewert dieses Briefes auch vor dem Hintergrund der Erbauseinandersetzung nach Engels' Tod fragwürdig.«¹⁶ So muss die Frage nach der Vaterschaft weiter offenbleiben; sie mit Marx oder Engels in Verbindung zu bringen, ist zumindest fraglich, weil diese Behauptung bisher nicht erhoben wurde, obwohl Frederick Demuth bekannt war. Er wuchs bei einer Familie Lewis auf. Im Alter von 76 Jahren starb er am 28. Januar 1929 in London; er war Ingenieur gewesen.¹⁷ Im Übrigen ist die Mitteilung von Jenny Marx schon deshalb verständlich, weil die Tatsache der Schwangerschaft allein die in Not befindliche Familie Marx stark belastet haben wird.

Die Schwester Marianne

Jenny Marx berichtet aber auch von einer Schwester Helenas namens Marianne. Als sie von einer Reise (1862) zurückkehrte, hörte sie

... beim Eintritt in unser Haus die Schreckens- und Schmerzenskunde, dass unsere gute, liebe, treue Marianne, die Schwester Lenchens, einige Stunden vor meiner Heimkehr an einem Herzleiden sanft und selig wie ein großes Kind dahingeschieden war. Das gute, treue, fleißige, sanfte Mädchen war seit fünf Jahren bei uns. Ich hatte sie lieb gewonnen und hing so sehr an ihr, dass ihr Verlust mich tief und innig schmerzte. Ich verlor an ihr ein treues, anhängliches, freundliches Wesen, das ich nie vergessen werde.¹⁸

Jenny Marx hatte sie eigens zur Hilfe von St. Wendel kommen lassen; wenn Helena Demuth abwesend war, führte sie den Haushalt.¹⁹ Nach einem Brief von Karl Marx an Friedrich Engels starb sie am 23. Dezember 1862.²⁰

Wer war Marianne? Die am 13. April 1826 geborene Schwester Helenas konnte sie nicht gewesen sein, weil diese nur etwas über ein Jahr alt wurde. Bisher herrschte über diese Frage völlige Ungewissheit. Eine neue Nachforschung ergab, dass die Mutter Helenas noch am 27. Juni 1835 eine Tochter gebar, die den Namen Anna Maria Creuz erhielt.²¹ Der Vater des Kindes war nach der Geburtsurkunde unbekannt. Der Ehemann war bereits neun Jahre tot. Auf dieser Grundlage konnte in London die Todesurkunde einer »Mary Kreuz« gefunden werden, wonach sie dort am 23. Dezember 1862 gestorben ist.²² Ihr Alter ist mit 26 Jahren, ihr Beruf als Hausgehilfin angegeben. Anstelle der Unterschrift der den Tod anmeldenden Person ist in der Eintragung ein »x« sowie der Vermerk »The mark of Helen Demuth Present at the death« (auf Deutsch: das Zeichen von Helena Demuth, gegenwärtig beim Tod) angegeben. Damit steht nun fest, wer die in London bei der Familie Marx gelebt habende Schwester Marianne der Helena Demuth war.

Helena Demuths Beziehungen zur Heimat

Es wäre falsch anzunehmen, dass Helena mit ihrem Weggang von St. Wendel nach Trier bzw. ins Ausland die Verbindungen zu ihrer Heimat abgebrochen hätte. Zunächst ist daran zu denken, dass ihre Halbschwester Marianne nachkam. Doch auch sie selbst hat immer wieder die Heimat besucht. So ist sie im Sommer 1863 in St. Wendel gewesen. Am 30. Juli 1863 ließ sie sich einen neuen Pass ausstellen, um nach London zu reisen.²³ Dann berichtet Jenny Marx am 13. Oktober 1863 an Ernestine Liebknecht von einer Reise Helena Demuths für vierzehn Tage zu ihrer totkranken Schwester, die sie unternommen habe. Es habe »ihr nicht sehr in ihrer Heimat gefallen«, sie habe sich mit dem Schwager gezankt »und von dem reichen Onkel viel Freundschaft empfangen.«²⁴

Von ihren Geschwistern lebte damals nur noch die Schwester Katharina, die mit Peter Riefer verheiratet war. So wird sie bei ihr zu Besuch gewesen sein. Dann heißt es in dem Brief noch weiter, sie sei »reich beladen mit Himbeeressig, Gelee, Birnenkraut etc. etc.«²⁵ nach London zurückgekehrt.

Im Sommer/Herbst 1870 muss Helena wieder in der Heimat gewesen sein. Im Saarbrücker Ortsteil Jägersfreude lebte ihr Neffe Jakob Demuth. Da sie aus räumlichen Gründen nicht bei ihm wohnen konnte, nahm sie Quartier in einer Gastwirtschaft in Dudweiler (heute Saarbrücker Straße 221), die von einer Frau Freudenberger geleitet war. Mit dieser soll Helena Demuth 1870 an der Front im Pflegedienst tätig gewesen sein.²⁶ Möglicherweise war sie von den Kriegsergebnissen überrascht worden. Es wäre hier an die Schlacht auf den Spicherer Höhen am 6. August 1870 zu denken.

Hier in Dudweiler bzw. Jägersfreude ist Helena Demuth öfters gewesen. Sie gab (oder schickte) ihrem Neffen auch ein Bild von sich. Dieses trägt den Vermerk »Jakob« und befindet sich heute im Karl-Marx-Geburtsaus in Trier.²⁷

Im Mai 1873 schrieb ihre Schwester Katharina, die sehr schwer erkrankt war, sie möchte dringend Helena vor ihrem Tode nochmal sehen. Eleanor Marx sollte zur Kräftigung ihrer Gesundheit die Reise mitmachen, wozu die Mutter Jenny Marx schrieb: »... ich bin überzeugt, dass die herr-

liche Rheinreise und das ganz ungenierte Leben in dem kleinen St. Wendel dich vollständig restaurieren wird.«²⁸ Dazu kam es dann zwar nicht; Helena reiste alleine über Rotterdam nach St. Wendel; geplant war ein Aufenthalt von zwei bis drei Wochen.

Weiter ist bekannt, dass Helena im Sommer 1888 nach St. Wendel reiste. Am 11. Juli 1888 fuhr sie von London über Koblenz in die Heimat. Von St. Wendel aus begab sie sich Ende des Monats mit Freunden der Familie Marx nach Paris, um Marx' Tochter Laura und deren Familie zu besuchen. Man benutzte den Nachtzug und kam am 31. Juli 1888 in Paris an. Am 4. August 1888 war sie wieder in London.²⁹

Die letzten Jahre

Am 14. März 1883 starb Karl Marx. Engels berichtet von seinem Besuch an diesem Tag im Hause Marx: »Unser braves Lenchen, das ihn gepflegt, wie keine Mutter ihr Kind pflegt, ging herauf, kam herunter: er sei halb im Schlaf, ich möge mitkommen. Als wir eintraten, lag er da, schlafend, aber um nicht mehr aufzuwachen.«³⁰ Oder im Brief an Wilhelm Liebknecht: »Lenchen rief mich heraufzukommen, er sei halb im Schlaf und als ich heraufkam – sie hatte das Zimmer keine zwei Minuten verlassen – war er ganz im Schlaf, aber im ewigen.«³¹

Helena Demuth ging nach dem Tode von Karl Marx (Jenny Marx war bereits am 2. Dezember 1881 gestorben) zu Friedrich Engels und führte nun diesem den Haushalt. Über sieben Jahre lebte sie noch dort. Karl Kautsky schrieb hierüber: »Nach dem Tode von Marx hatte sie ihre ganze mütterliche Sorgfalt dem Engels'schen Hause zugewendet und war durch ihr reiches Gemüt, ihre liebenswürdige Heiterkeit, ihre hingebende Selbstlosigkeit für Engels nicht bloß eine Freundin, sondern eine wirkliche Stütze gewesen.«³² Engels sagte selbst über diese Zeit: »Wir haben sieben glückliche Jahre hier im Hause zusammen verlebt. Wir waren die zwei letzten der alten Garde von vor 1848.«³³

Helena Demuth starb am 4. November 1890; als Todesursache sind Darmkrebs und Bauchfellentzündung angegeben.³⁴ Engels berichtete ausführlich über die Krankheit und von einem vermuteten Gebärmuttertu-

mor. Dazu sei eine Thrombose der linken Wadenvene aufgetreten.³⁵ Die Verstorbene hatte ein Testament hinterlassen, in dem sie ihrem Sohn Frederick Demuth ihren bescheidenen Nachlass im Gesamtwert von 95 Pfund vermachte.³⁶

Sie wurde entsprechend einem Wunsch von Karl und Jenny Marx in deren Grab auf dem Friedhof zu Highgate in London beige- setzt. Friedrich Engels und Eleanor Marx ließen den Grabstein ergänzen, sodass auf dem Grabstein außer den Namen von Jenny und Karl Marx und dem deren Enkel Harry Longuet auch Helena vermerkt ist.^{37/38}

JENNY VON WESTPHALEN
THE BELOVED WIFE OF
KARL MARX.
BORN 12TH FEBRUARY 1814.
DIED 2ND DECEMBER 1881.

AND KARL MARX.
BORN MAY 5TH 1818, DIED MARCH 14TH 1883.

AND HARRY LONGUET.
THEIR GRANDSON
BORN JULY 4TH 1878, DIED MARCH 20TH 1883.

AND HELENA DEMUTH.
BORN JANUARY 1ST 1823. DIED NOVEMBER 4TH 1890

AND ELEANOR MARX, DAUGHTER OF KARL MARX.
BORN JANUARY 16TH; DIED MARCH 31ST 1898

In der vorliegenden Darstellung wurde versucht, alle die Fakten zusammenzutragen, die über das Leben der Helena Demuth aus St. Wendel bekannt sind. Manches wurde offenkundig, vieles wird sicherlich für immer verborgen bleiben. Das ist bei einem Menschen, der so im Schatten eines Karl Marx und eines Friedrich Engels gelebt hat, nicht erstaunlich. Doch ebenso bemerkenswert ist es, dass die aus einfachsten Verhältnissen stammende Helena Demuth, die – wie es damals die Regel war – nicht schreiben konnte, von so großer Bedeutung für das Leben vor allem von Karl Marx, aber auch Friedrich Engels geworden ist. Karl Marx, der die Not des Volkes schon in seiner trierischen Heimat kennengelernt hatte,³⁹ wird sicher auch manche Berichte von dieser Tochter eines Arbeiters aus St. Wendel bekommen haben, die zudem immer wieder in das Milieu ihrer

Familie zurückkehrte. Nicht von ungefähr schrieb Edward Aveling – zwar bezogen auf Engels – doch für Marx gleichermaßen geltend:

Als seine Haushälterin und verlässliche Beraterin betätigte sie sich nicht nur in Angelegenheiten des täglichen Lebens, sondern auch in Fragen der Politik, wo ihr gesunder Menschenverstand, ihre offenkundige Ehrlichkeit und sichere Beurteilung von Männern, Frauen und Dingen sie zu einem Helfer selbst der beiden Giganten Marx und Engels machte.⁴⁰

Eleanor Marx sagte, dass ihre Eltern, »durch all die ... Jahre voll Sturm und Drang, Verbannung, Armut, Verleumdung und Kampf zusammen mit ihrem treuen Freund Helene Demuth der Welt unentmutigt, unverzagt, immer auf dem Posten«⁴¹ getrotzt haben.

Die Stadt St. Wendel kann sagen, dass Helena Demuth aus ihr hervorgegangen ist.⁴²

Anmerkungen

1. Friedrich Engels in einem Brief an Friedrich Adolph Sorge am 5. November 1890, abgedruckt in Karl Marx und Friedrich Engels, Werke, Bd. 37, S. 498 – im Folgenden abgekürzt: MEW.
2. Diese Angaben aus den standesamtlichen Unterlagen verdanke ich dem Archivar der Stadt St. Wendel, Herrn Hans Klaus Schmitt.
3. Der Name Demuth taucht in St. Wendel erstmals 1479 mit der Nennung des Amts- und Stadtschultheißen Claus Demuth von Schaffhausen (»Claes demut vonn schaffhusinn«) und 1510 mit Conrad Demut, welcher damals Gemeiner Bürgermeister war, auf. – Vgl. Julius Bettingen, Geschichte der Stadt und des Amtes St. Wendel, St. Wendel 1865, S. 565 ff.
4. Diese sowie die folgenden Angaben über die sechs Geschwister der Helena Demuth und

deren Familien verdanke ich ebenfalls Herrn Hans Klaus Schmitt.

5. Vgl. Josef Mergen, Die Auswanderungen aus dem Saarland im 19. Jahrhundert, Bd. II, S. 526ff. Für diesen Hinweis bin ich dem Verfasser selbst dankbar.
6. Das legt den Schluss nahe, dass sie 1837 von St. Wendel nach Trier gekommen war.
7. Jenny Marx, Kurze Umriss eines bewegten Lebens, in: Mohr und General, Erinnerungen an Marx und Engels, Berlin 1965, S. 204 ff.
8. Eleanor Marx-Aveling, Friedrich Engels, a.a.O., S. 441 ff. (457).
9. Paul Lafargue, Persönliche Erinnerungen an Karl Marx, a.a.O., S. 318 ff. (341 f.).
10. Wilhelm Liebknecht, Karl Marx zum Gedächtnis, a.a.O., S. 5 ff. (109). – »Mohr« wurde Karl Marx in der Familie und von Freunden genannt.
11. Jenny Marx an Louise Weydemeyer am 11. März 1861, a.a.O., S. 250 ff. (255).
12. Eduard Bernstein, Erinnerungen an Karl Marx und Friedrich Engels, a.a.O., S. 495 ff. (506).
13. Jenny Marx, Kurze Umriss eines bewegten Lebens, a.a.O., S. 216.
14. Auszug aus dem Geburtsregister von 1851 des Subdistrict of St. Anne Westminster in the county of Middlesex, General Register Office, London.
15. Werner Blumenberg, Karl Marx in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten, Reinbeck 1962, S. 115 f.
16. Schreiben des Instituts vom 13. April 1970 an den Verfasser.
17. Auszug aus dem Sterberegister 1929 des Subdistrict of North Hackney in the county of London, General Register Office, London.
18. Jenny Marx, Kurze Umriss eines bewegten Lebens, a.a.O., S. 229.
19. Brief von Jenny Marx an Louise v. Westphalen vom 10. Februar 1859, in Abschrift in dem mir freundlicherweise zugänglich gemachten Manuskript von Jürgen Reetz. (Vgl. Jürgen Reetz, Vier Briefe von Jenny Marx aus den Jahren 1856–1860 – Schriften aus dem Karl-Marx-Haus Trier, 3, Trier 1970.).
20. Brief vom 24. Dezember 1862, abgedruckt in MEW, Bd. 30, S. 303.
21. Geburtseintragung Nr. 44/1835 der Bürgermeisterei St. Wendel.
22. Auszug aus dem Sterberegister von 1862 des Subdistrict of Kentish Town in the County of Middlesex. Das Auffinden dieser Urkunde besorgte dankenswerter Weise Mr. Frank T. Walker, London.

23. Eintragung Nr. 189 des »Paß-Journals der Bürgermeisterei St. Wendel pro 1854 und weiter« (nach freundlicher Mitteilung von Herrn Hans Klaus Schmitt).
24. Dem Institut für Marxismus-Leninismus beim Zentralkomitee der KPdSU in Moskau ist für die freundliche Überlassung einer Kopie dieses Briefes zu danken. – Auf diesen Brief und die in Anmerkungen zu 29 und 30 genannten Briefe wies mich dankenswerter Weise Frau Luise Dornmann, Berlin-Baumschulenweg, hin.
25. Ebd.
26. Die Angaben dieses Absatzes beruhen auf einer freundlichen Auskunft von Herrn Jakob Demuth, geb. am 6. Juni 1889, wohnhaft in Saarbrücken-Jägersfreude, der diese Angaben von seiner 1932 verstorbenen Mutter überliefert erhalten und sie am 7. April 1970 dem Verfasser mündlich weitergegeben hat. Sein Vater war der genannte Neffe der Helena Demuth. Herr Georg Baum aus Wahlschied, ein Verwandter der genannten Frau Freudenberger, hat unabhängig von dem – ihm unbekanntem – Leben der Helena Demuth am 7. April 1970 dem Verfasser mündlich bestätigt, dass Frau Freudenberger 1870 als Pflegeperson tätig gewesen sei. An dieser Stelle sei Herrn Bürgermeister Adolf Barth und Frau Hanna Tauscher (beide Stadtverwaltung Dudweiler) besonders gedankt. Sie haben die für diesen Bericht wichtigen Personen in Dudweiler und Umgebung ausfindig gemacht und z. T. zunächst gehört.
27. Wie Anmerkung 26.
28. Die Angaben dieses Absatzes sind fünf Briefen entnommen, die Jenny Marx an ihre Tochter Eleanor gerichtet hat. Kopien dieser Briefe wurden von dem Archiv für Sozialgeschichte in Amsterdam (Signaturen F 26, 27, 32, 33 und 34) freundlicherweise zur Verfügung gestellt.
29. Die Angaben dieses Absatzes sind entnommen den Briefen von Friedrich Engels vom 6., 15., 23., 30. Juli und 6. August 1888, abgedruckt in MEW, Bd. 37, S. 71 ff., und dem Brief von Paul Lafargue an Friedrich Engels vom 31. Juli 1888, abgedruckt in Friedrich Engels, Paul et Laura Lafargue, Correspondance, Tome II 1887–1890, Paris 1956, S. 161 f.
30. Brief von Friedrich Engels an Friedrich Adolph Sorge am 15. März 1883, abgedruckt in MEW, Bd. 35, S. 459 ff. (460).
31. Brief von Friedrich Engels an Wilhelm Liebknecht am 14. März 1883, abgedruckt a.a.O., S. 457.
32. Friedrich Engels, Zu seinem siebenzigsten Geburtstag, in: Mohr und General, Erinnerungen an Marx und Engels, a.a.O., S. 515 ff. (537).
33. Brief von Friedrich Engels an Friedrich Adolph Sorge am 5. November 1890, abgedruckt in MEW, Bd. 37, S. 498.
34. Auszug aus dem Sterberegister von 1890 des Subdistrict of Regent's Park in the county of London, General Register Office, London.
35. Brief von Friedrich Engels an Paul Lafargue am 2. Nov. 1890, abgedruckt in MEW, Bd. 37, S. 496 f.
36. Nach freundlicher Mitteilung von Herrn Frank T. Walker, London, der diese Angaben im General Register Office, London, festgestellt hat.
37. Dieses Geburtsdatum weicht offensichtlich von dem der amtlichen Geburtsurkunde ab. Irrtümer in der Altersangabe sind in der damaligen Zeit nicht außergewöhnlich. Selbst die Altersangabe bei der Passausstellung 1863 ist falsch; danach wäre Helena Demuth 1822 geboren. Wenn man schon in St. Wendel bei der Passausstellung das Alter nicht richtig wiedergab, ist der Irrtum, dem Friedrich Engels wohl erlegen sein muss, sehr verständlich. Offenbar wusste er aber, dass die Geburt um eine Jahreswende gewesen war; daher kam man wohl auf das Datum des 1. Januar.
38. Brief von Friedrich Engels an Laura Lafargue vom 12. Juli 1891, abgedruckt in MEW, Bd. 38, S. 135 ff. – Außerdem in Verbindung mit der Abbildung des Grabsteins bei Blumenberg a.a.O., S. 159.
39. Vgl. Heinz Monz, Karl Marx und Trier, Trier 1964.
40. Friedrich Engels zu Hause, in Mohr und General, a.a.O. Seite 548 ff. (550).
41. Eleanor Marx-Aveling, Karl Marx – Lose Blätter, a.a.O. Seite 269 ff. (277).
42. Nicht unerwähnt sei, dass Helena Demuth im Jahre 1925 auch eine dichterische Würdigung in einer Novelle fand (Stefan Großmann, Lenchen Demuth, in: »Lenchen Demuth und andere Novellen«, S. 158–162, Berlin 1925). Allerdings ist die Darstellung sehr kurz und dadurch in den biographischen Details etwas zu unvollständig. – Der neueste Beitrag über Helena Demuth stammt von Heinrich Gemkow. »Helena Demuth (1820-1890). Ein Leben im Schatten anderer. Vom Kindermädchen in Trier zur Hausdame in London«, in: Vom Salon zur Barrikade. Frauen der Heinezeit. Hrsg. von Irina Hundt, Verlag J. Metzler, Stuttgart, 2002, S. 415-424.

Ballade von Lenchen Demuth

Von Ludwig Harig

Karl Marx, der Meister aller Klassen
besaß den rechten Gattensinn:
um vorteilhaft sich anzupassen,
zog er aus Heuchelei Gewinn.
Ganz zimperlich verschweigt die Fama
das bürgerliche Ehedrama.

Als Dienstmagd holte aus St. Wendel
er Lenchen Demuth sich ins Haus.
Urplötzlich wurde ein Getändel
und beinah ein Skandal daraus.
Ach, liebes braves Lenchen Demuth,
dein Los erfüllt auch mich mit Wehmut.

Das Liebes-, das einst Dienstverhältnis,
nicht ohne krasse Folgen blieb.
Doch die Familie, als Behältnis
von Sitte, schalt den bösen Trieb.
So übernahm der treue Engels
die Vaterschaft des kleinen Bengels.

Sie taufte Frederich ihn zum Scheine
und schufen zur Problemverkräftung
auf diese kluge Weise eine
Gesellschaft mit beschränkter Haftung.
Der kleine Freddy ward zum Manne,
doch Karl verschwieg die heikle Panne.

Wenn eine junge Bücherhandlung
den Namen Lenchen Demuths trägt,
dann wünscht Beständigkeit, nicht Wandlung
der Freund, der dieses wohl erwägt,
und auch, daß Charly, einsichtsvoll,
die Vaterschaft nicht leugnen soll.

Aus: »Karl Marx, Lenchen Demuth und die Saar«,
Hrsg. v. Gerhard Bungert u. Marlene Grund,
Dillingen/Saar 1983 (Queißler Verlag), S.43.

Abdruck der Ballade von Ludwig Harig mit freundlicher Genehmigung von Prof. Dr. Benno Rech, Lebach.

Rechts: Bronzeplastik Lenchen Demuth von Kurt Tassotti (Standort: alte Stadtmauer in St. Wendel).



Marx in St. Ingbert

Von Stefan Ripplinger

Die ersten zwanzig Jahre meines Lebens verbrachte ich in St. Ingbert. In St. Ingbert gab es grobe Menschen und feine, bescheuerte und besonnene, Menschen aller Art, aber keine Intellektuellen. In Saarbrücken, ja, da schon, da gab es welche, die Saarbrücker Intellektuellen wirkten wie gestrandete Wale und tranken, um sich feucht zu halten, literweise Bier. In St. Ingbert wurde auch literweise Bier getrunken, aber aus anderen Gründen, um trocken zu bleiben möglicherweise, das Bier schmeckte auch anders, bitterer.

Als ich kürzlich noch einmal über diese merkwürdigen, unglücklichen Umstände nachdachte, fiel mir ein blasser Mann ein, der mit einem Mal, ich war allein zu Hause, in unserer Küche stand. Er war ein Mann, dessen Blässe von seinem schwarzen Habit noch gesteigert wurde. Es war der Pfarrer, er war die Treppen hochgestiegen, er war in die Küche eingetreten, ich saß hinter einem Buch, schockstarr, und schockstarr war auch er. Endlich, nach einer ganzen Weile, als er sich wieder gefasst hatte, fragte er nach den Eltern, aber sie waren ausgegangen. Er musste ein anderes Mal wiederkehren, er sollte es, aber ich glaube, er kehrte nicht wieder zurück. Es war kurz vor meiner Erstkommunion, vielleicht dachte er, er hätte seine Schuldigkeit getan, indem er ein geistliches Gespräch anbot. Die Eltern hatten kein geistliches Gespräch nötig. Sie mochten den Mann ohnehin nicht.

In der ganzen Gemeinde war dieser Pfarrer unbeliebt, denn er schrieb. Er war vermutlich der einzige Schriftsteller in St. Ingbert, keiner mochte ihn, weil er schrieb. Schreiben galt, glaube ich, als Eitelkeit, als Riesennarretei. Niemand in der ganzen Stadt schrieb, jedenfalls niemand, der etwas Besseres zu tun hatte. Und der einzige Dichter, den die Stadt hervorgebracht hat, besaß einen ausgezeichneten Grund dafür zu schrei-

ben, denn er war Schuster. Dem Schuster ist, wenn es ihm durchaus danach ist, das Schreiben gestattet, denn wenn er seine Arbeit erledigt hat, muss er manchmal warten, es können mitunter Stunden vergehen, bis ihm jemand wieder seine löchrigen Schuhe bringt, und in dieser Zeit greifen manche Schuster, man denke an Stalins Vater, zur Flasche, unser Schuster aber nicht, unser Schuster griff nicht einmal zum bitteren Bier, unser Schuster dichtete. Das wurde geduldet und geehrt.

Aber nun hatte die Stadt einen Dichter oder sie hat einen Dichter gehabt, und ein Dichter pro Kreisstadt galt wohl als ausreichend. Es scheint, dass dieser Schuster ausschließlich über St. Ingbert dichten durfte, jedenfalls kannte er keine anderen Themen, aber es kann auch sein, dass er es für nötig hielt, nachdem er die St. Ingberter Schuhe besohlt hatte, die Versfüße mit St. Ingbert zu besohlen. Das war in Ordnung. Nicht in Ordnung war jedoch, dass auch noch der Pfarrer dichtete oder schrieb, Prosa, was auch immer, irgendsoein Zeug. Denn ein Pfarrer sollte ja die Gemeinde bei Laune halten und nicht trübe Gedanken wälzen. Man ruhte nicht, bis er gegangen war.

Später hieß es, er sei gegangen, weil er krank wurde. Aber warum er krank wurde und was das für eine Krankheit gewesen sein soll, weiß ich nicht, immerhin, seine Blässe bezeugt, dass es ihm nicht gut ging. Er zerfließt übrigens in meiner Erinnerung mit Robert Bressons Landpfarrer, obwohl er alles andere als ein Hänfling war wie der Darsteller Laydu, aber ernst wie er und entschlossen wie er und krank wie er und blass wie er. Mehr kann ich über diesen Pfarrer gar nicht sagen, es ist alles lange her, aber letzte Woche bestellte ich mir einen Band seiner Prosa, die noch in der St. Ingberter Zeit entstanden ist, und las darin: »Scheint es nicht so, als habe die Lehre eines Marx

die Welt in 100 Jahren mehr verändert als die Botschaft Christi in 2000 Jahren? Ich weiß wohl, es ist nicht wirklich so, aber der Gedanke ist auch nicht leicht von der Hand zu weisen. Mir kommt es halt so vor, als seien unsere Worte machtlos, als seien vor allem die Worte, die von uns Christen an die Menschen gehen, wirkungslos. Ob ein Wort wirksam sein kann, hängt eben nicht nur vom Wort selbst oder von Gott allein ab, sondern weitgehend auch von dem, der es weitergibt und von denen, die es hören sollen. Und wir sind nun einmal schwache, mangelhafte Wesen.«

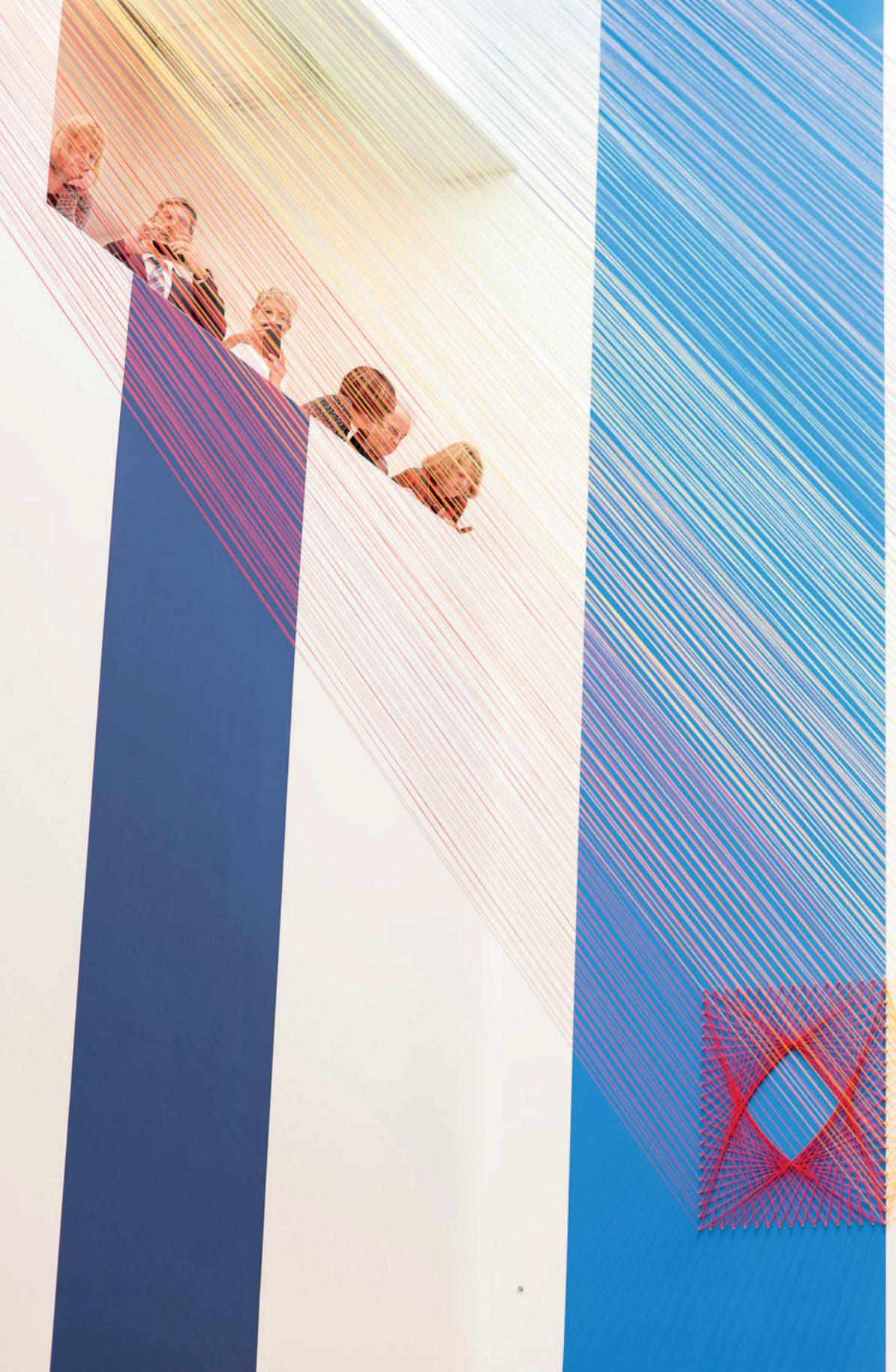
Die kürzeste Definition eines Dichters: ein Schreibender, der seinem Wort misstraut. Die kürzeste Definition eines Intellektuellen: ein Denker, der seine Existenz problematisiert. Ich bin also schon in den ersten zwanzig Jahren meines Lebens, freilich ohne es ganz zu begreifen, einem Intellektuellen begegnet, vielleicht sogar zweien. Unser Grundschullehrer versetzte mich einmal in einen heiligen Schrecken mit der Geschichte, alle Bücher könnten schon geschrieben sein, zwanzig Jahre später bemerkte ich, dass er uns lediglich Borges' »Die Bibliothek von Babel« erzählt hat. St. Ingberter Intellektuelle sind ebenso selten wie finster.

Über den Pfarrer aber, der es eine kurze, böse Überlegung für wert hielt, die Lehre von Marx könnte erfolgreicher gewesen sein als die des Nazareners, können wir heute, da Marx als mausetot gilt, allerdings so mausetot wie Jesus, nur staunen. Selbst das beste Wort, so die erwägenswerte Einsicht dieses

Pfarrers, der mich an den Landpfarrer von Bresson erinnert, ist nichts wert, trifft es auf taube Ohren. Ja, aber gerade so erging es Marxens Wort regelmäßig in St. Ingbert, wo ein Mann, der Moses hieß, Marxens Wort mit einem Megaphon in die tauben Ohren brüllte und versuchte, die Klassen so zu spalten wie sein Namensvetter die Wogen des Meeres. Ich habe diesen und jenen Moses gleichermaßen bewundert, weil sie beide so zäh, so zuversichtlich waren, allerdings der St. Ingberter Moses noch wesentlich zäher und zuversichtlicher als der biblische, der bekanntlich die Tafeln mit dem Wort Gottes im Zorn zerbrach, als er sah, was für schwache und mangelhafte Wesen die Menschen sind.

Den kommunistischen Moses habe ich zum letzten Mal gesehen, als er bei einem Konzert der damals noch unbekanntenen Toten Hosen in St. Ingbert die 30 Konzertbesucher agitieren wollte und eine der schon immer unangenehmen Toten Hosen ihm bitteren St. Ingberter Bierschaum ins Ohr träufelte wie der schändliche Claudius dem König Hamlet, »And in the porches of my ears did he pour / The leperous distilment«. Dies zum Zeichen, dass er auf taube Ohren gestoßen war. Aber das wird nichts Neues für ihn gewesen sein. Der Materialist Hamlet, des Königs Sohn, höhnt bekanntlich: »Words, words, words«, und diese höhnische Lehre konnte einer in St. Ingbert noch vor der ersten Shakespeareaufführung empfangen. Wer St. Ingbert überlebt, wird Materialist.







Albanien

Fluch der Berge?

Von Sadija Kavgić

»Lavazh«. Als ich die erste Hinweistafel dieser Art am Straßenrand in Albanien sehe, bin ich froh. Einige Tage zuvor fielen mir während der Reise durch das Kosovo ähnliche Schilder auf. Vorschnell dachte ich: »Hah, bestimmt Lavazza! Meine Lieblingskaffeesorte. Doch nicht alles fremd in diesem Land!« Nach etlichen **LAVAZH**, **LAVAZH**, **LAVAZH**, **LAVAZH**, *Lavazh*, **LAVAZH** leuchtete auch mir ein: **LAVAGE!** So wie auf dem Weg nach Stiring Wendel. Keine Kaffeehäuser, sondern Autowäschereien. Und jetzt auch hier. In einem Land, in dem Menschen bis 1990 kein privates Auto besitzen durften. Aber, was soll's? Wie mit einem Zauberstab verpuffte mit diesem Straßenschild meine Anspannung, die mich in fremden Gegenden und besonders oft auf dem Balkan überkommt. Bei diesen Ungezähmten ...

Schließlich befanden wir uns schon längst hinter der Berglandschaft im Nordwesten des Landes, die gerne so harmlos klingend Albanische Alpen genannt wird, in der slawisch sprechenden Nachbarschaft aber als »Prokletije« – »die Verfluchten« bekannt ist. Kruzitürken, bajuwarisch gesprochen. Allein die Vorstellung, was das alles bedeuten könnte, jagt einem mehr Angst ein als die Tatsache, dass die Wälder in der Gegend, in die wir jetzt hineinfahren, die höchste Dichte an Bären und Wölfen in Europa aufweisen. Zudem habe ich eine Sache mit Albanien aufzuklären. Als Kind liebte ich die Sesamriegel. Die besten machte der Konditor Bajram. Faszinierend waren nicht nur die bunten Regale seiner Backstube, sondern auch die sonderlichen Geschichten, die ihn umgaben. Als Jugendlicher verließ er seine Heimat Albanien und kam nach Tuzla, das damals in Jugoslawien lag. Als er mit seiner

Nachmittags in der Museumsstadt Gjirokaster



Lehre fertig war, eröffnete er eine Konditorei, heiratete, Kinder wurden geboren. Bajram war geschäftig, kleinwüchsig, trug stets Anzug und redete nicht viel. Als im Zweiten Weltkrieg sein Erstgeborener gefallen war, wurde Bajram noch kleiner und leiser. Sehnsucht ergriff ihn, und fortan schickte er Geld in seine alte Heimat Albanien, um dort, in seinem Geburtsort, ein Haus zu bauen. Doch dann wurden die albanischen Grenzen geschlossen. Zeit seines Lebens wurde ihm die Einreise verweigert. Schon lange gibt es sie nicht mehr, die besten Sesamriegel, den alten Bajram, der Konditorei ... Ich lebe aber und will endlich diese verdammte Grenze übertreten!

Der tatsächliche Übergang verläuft unerwartet unauffällig. Der Zöllner interessiert sich wenig für uns und bemüht sich noch nicht mal, unsere deutschen Pässe zu stempleln. Obwohl es einem noch wie gestern vorkommt, als dieses Land, elfmal so groß wie das Saarland, Nordkorea Europas genannt wurde. Doch wie kam es dazu?

Terra Albaniae

Geografisch liegt das heutige Albanien im Südosten Europas, umgeben von den Nachbarn Montenegro, Mazedonien und Kosovo (alle drei vormals Jugoslawien) und Griechenland. Das italienische Festland ist 73 Meereskilometer entfernt. Die fünfzehn Nationalparks des Landes sind von zwei Meeren (Ionisches und Adriatisches) und drei großen Seen (Shkodra, Prespa und Ohridsee) umgeben. Siedlungsreste reichen weit in die vorantike Zeit zurück. Illyrer, Griechen, Römer, Normannen, Slawen, Osmanen ... Viele Zivilisationen wechselten sich hier ab. In den meist schwer zugänglichen Gegenden lebten die Menschen nach eigenem Kanun – einem traditionellen Verhaltenskodex, der ein ausgeprägtes Gastrecht, aber auch die berüchtigte Blutrache vorsieht. Einen Rex Albaniae gab es zwar schon 1272, jedoch war eine politische, religiöse oder kulturelle Einheit der hier Lebenden nie gegeben. Erst Ende des 19. Jahrhunderts fand die Einführung einer albanischen Sprache als Schrift- und Schulsprache statt. Zu dieser Zeit (1878), als es um die neuen Grenzen auf dem Balkan nach dem Abzug der Osmanen

ging, wurde in der heutigen kosovarischen Stadt Prizren die Forderung aufgestellt, alle Albaner in einem Land zu vereinen. Doch erstmals im Jahr 1912 entstand mit Unterstützung der westeuropäischen Großmächte Albanien als Nationalstaat in Form eines Königreichs. Mit diesem Schritt wurde verhindert, dass Serbien, dessen Territorium sich durch permanente Kriegsführung gegen das Osmanische Reich bis dahin verdoppelt hatte, nun auch einen Zugang zum Mittelmeer bekam. Im Jahr 1938 waren noch über 80% der eine Million Einwohner zählenden Bevölkerung Albanien Analphabeten.

Ein Großalbanien, dem heute noch lebendigen Traum albanischer Nationalisten (apropos Großkroatien, Großserbien etc.), gab es dann zum ersten Mal als Satellitenstaat des Deutschen Reichs. Das Gebilde umfasste neben dem Albanien in den Grenzen von 1912 auch große Teile Mazedoniens, Serbiens und Kosovos. Nach dem Sieg 1945 weigerten sich die Alliierten zunächst, Albanien überhaupt als einen eigenständigen Staat anzuerkennen. Vielmehr sollte das Land, gemeinsam mit Jugoslawien, eine Balkan-Föderation bilden. Schließlich waren es Tito und die jugoslawischen Kommunisten gewesen, die den siegreichen antifaschistischen Widerstand in Albanien mit aufgebaut hatten. Doch der damalige Vorsitzende der Kommunistischen Partei Albanien, Enver Hoxha, nutzte den Bruch der Beziehung zwischen Tito und Stalin 1948 und sicherte sich mit sowjetischer Unterstützung einen eigenen Nationalstaat. Trotz seiner Studienaufenthalte in Frankreich und Belgien führte Hoxha, wider Erwarten sein Albanien in eine fast völlige Isolation. Als guter Stalinist hatte er für seine Untertanen keine demokratischen Rechte und Freiheiten vorgesehen. Jugoslawien wurde wegen seiner unabhängigen Politik zum Staatsfeind Nummer eins. Nicht nur jugoslawische Radio- und Fernsehprogramme galten als Ausdruck westlicher Verdorbenheit und wurden unter Strafe gestellt. Auch lange Haare und Vollbärte für Männer sowie Miniröcke und tiefe Ausschnitte für Frauen waren verboten. Dies galt selbst für die ausländischen Gäste, die sich gegebenenfalls gleich am Flughafen einen anständigen Haarschnitt verpassen lassen mussten. Reisen ins Ausland waren nicht erlaubt.



Atemberaubende Landschaft und nicht immer fahrtauglichen Strecken. Ein Škoda Fabia eignet sich eher weniger für die Fahrt durch Albanien.

Das Land hat bis heute keine internationale Bahnverbindung. Da jeder Bürger einen eigenen Schutzraum haben sollte, sind im Laufe der Jahre etwa 750.000 Bunker entstanden. Ganz Tirana soll von einem unterirdischen Tunnelsystem unterhöhlt sein. Die Ausübung jeder Religion wurde verboten und das Land zum ersten atheistischen Staat der Welt erklärt. Nach der Abkehr von den wechselnden Schutzmächten, der Sowjetunion und danach China, durchlitt Albanien Mitte der achtziger Jahre sogar eine regelrechte Hungerkrise. Immerhin wurde die Alphabetisierung und Elektrifizierung des Landes, wie auch die teilweise Gleichstellung der Frauen, vorangetrieben, so dass die traditionellen Machtstrukturen geschwächt wurden. 1985 starb Hoxha. Als dann 1990 Hoxhas Nachfolgerregime stürzte, setzte in Albanien eine Massenemigration ein.

Ostalbanien

Wir wurden vorgewarnt, dass wir lieber eine andere Strecke nach Ksamil, ein Urlaubsparadies im äußersten Süden des Landes, nehmen sollten. Und im Nachhinein sei ge-

sagt: Wenn einer sich schon gerne von Abenteuerlust treiben lassen will, so sollte ihm/ihr doch wenigstens ein 4x4-Geländewagen zu Verfügung stehen. Wir dagegen mühten uns mit einem Skoda Fabia mal im ersten, mal im zweiten Gang über die oft kahlen Berge, die gelegentlich fast 2.700 Meter erreichen, ab. Die Strecke ist mal gut ausgebaut, dann wieder schmal, buckelig und löchrig oder durch natürliche Erosion eingebrochen und auf eine Fahrbahn reduziert. Statt Bären oder Wölfen sehen wir unterwegs viele Partisanendenkmäler, die an die Kämpfe während des Zweiten Weltkriegs erinnern.

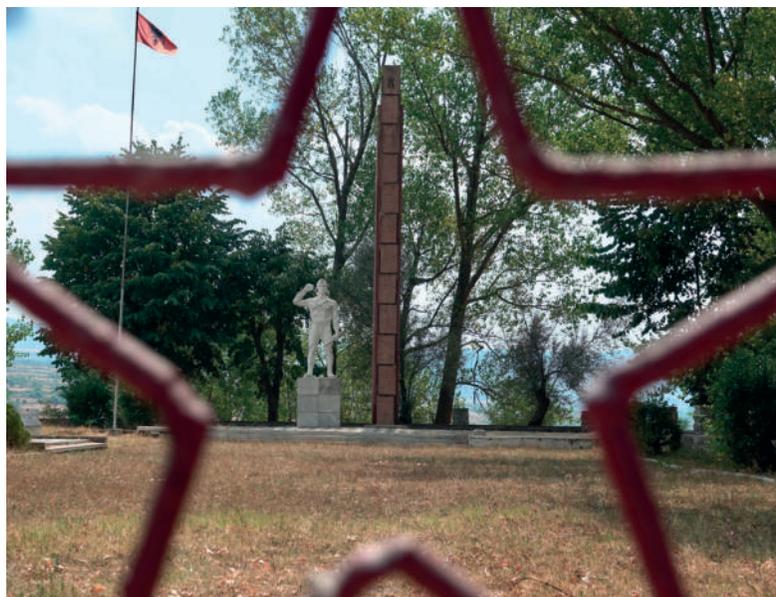
Von weitem schon ist ein älteres einstöckiges Ziegelsteingebäude zu sehen. Auf der kaum bewachsenen, unebenen und steinigen Wiese davor grasen einige gesattelte Esel und Maultiere. Im Hintergrund sind mehrere Betonbunker zu sehen. Die Straße ist neu asphaltiert und führt in den Ort hinein. Im Ortskern ist gerade eine Straßenbaustelle, und einmal reingefahren, finden wir nicht mehr hinaus. Die frische Asphaltstraße endet vor einem Privathaus. Im Basisenglisch versuchen zwei jüngere Menschen uns zu erklären, wie wir weiterfahren sollen. Doch niemand kennt den Ort, den wir auf der

Karte zeigen. Ziemlich verzweifelt fahren wir zu den Eseln zurück. Dort, oh Wunder, steht jetzt ein großer, weißer Geländewagen mit Allradantrieb. Vor ihm ein Paar, das eine Brotpause macht. Nein, es waren keine Saarländer! Aber immerhin Deutsche, die einen Reiseführer über Albanien schreiben und Touristenreisen hierhin organisieren! Waschechte, bedingungslose Albanienfans. Bis heute sind wir uns allerdings nicht sicher, ob diese Begegnung für uns ein Segen oder Fluch war. Jedenfalls veranlasste uns ihr Reiseführer, den wir kurzerhand erstanden haben, dazu, ein Albanien zu suchen, das wir nicht finden konnten.

Nach 1990

Die ersten, die das Land nach der »Öffnung« aufsuchten, waren, neben Missionaren aller Art, auch Betrüger, die der bitterarmen Bevölkerung schnelle Gewinne versprachen. Viele Albaner zahlten ihr meist im Ausland verdientes Geld in ein Pyramiden-System ein. Alpha-Pool hieß sowas Ähnliches im Saarland. Massenhaft wurden Kredite aufgenommen oder sogar Grundbesitz verkauft, um mitzumachen. Nach einiger Zeit gingen die ersten Anbieter pleite, und das System brach zusammen. Viele verloren ihr ganzes Geld. Der Anlegerzorn explodierte wortwörtlich 1997 im sogenannten Lotteriaeufstand, und das Land

In ganz Albanien soll es etwa 657 Partisanendenkmäler geben.



versank im Chaos. Die staatlichen Waffenlager wurden geplündert. In der Hauptstadt Tirana, in Durrës, dem größten Hafen des Landes, und anderen Orte wurde täglich geschossen. Es herrschte Bürgerkrieg. Albanien bat die internationale Gemeinschaft um Hilfe, die 1997 unter italienischer Führung 6.000 Mann ins Land schickte und die Lage unter Kontrolle brachte. 1999 übertrug Albanien seine Luftraumkontrolle an die NATO.

Das Chaos in Albanien nutzte auch die UCK, die paramilitärische Armee der Kosovo-Albaner. Sie sahen den historischen Moment gekommen, um die langersehnte staatliche Trennung von gehassten slawischen »Unterdrückern« zu vollziehen. Die erbeuteten Waffen benutzten sie, um gegen die serbische und andere Minderheiten im Kosovo hart vorzugehen. Serbien reagierte mit brutalen Vergeltungsmaßnahmen, auch gegen unschuldige Zivilisten. Schließlich endete der Kosovokrieg damit, dass die NATO, mit deutscher Beteiligung, Serbien 1999 bombardierte. 2008 wurde das Kosovo ein unabhängiger, de facto zweiter albanischer Nationalstaat, der sofort von der deutschen Bundesregierung bedingungslos anerkannt wurde.

Von 1997 bis 2010 verließ die Hälfte der Bevölkerung Albanien, auf der Suche nach einem würdigeren Leben. Viele versuchten übers Meer nach Italien zu entkommen, manche suchten ihr Glück in Griechenland und anderen westeuropäischen Ländern, aber auch in der Türkei und Amerika, wo es bereits große albanische Communities gab. In Deutschland (Schengener Raum) können sich albanische Staatsangehörige seit 2010 drei Monate ohne Visum aufhalten. Ende November 2017 lebten in Saarbrücken 436 Albanerinnen und Albaner. Die neuesten Statistiken für das Saarland sind leider veraltet: Demnach

lebten 2014 in Saarland 2.221 Menschen mit albanischer oder kosovarischer Staatsangehörigkeit. Diese Zahl dürfte inzwischen deutlich höher liegen. Die Eingebürgerten sind in beiden Zahlen nicht inbegriffen.

Museen unter freiem Himmel

Unser erster Halt ist die Museumsstadt Gjirokaster, UNESCO-Welterbe und Geburtsort Enver Hoxhas. Auch der bekannteste albanische Schriftsteller Ismail Kadare wurde hier geboren und widmete dem Ort seine in viele Sprachen übersetzte »Chronik in Stein«. Die hochgelegene Altstadt mutet orientalisch an. Die engen Gassen sind mit schwarzglänzenden, glatten Steinen gepflastert. Einen Spaziergang stören aufdringliche Geländewagen und Motorräder. Ein Barbierbesuch enthüllt weitere Infrastrukturprobleme. Wegen mangelnder Wasserversorgung und häufigen Stromausfällen hält der Ladenbesitzer Wasserreserven in mehreren Cola-Flaschen aus Plastik parat. Eine Gaskartusche dient ihm dazu, das Wasser aufzuwärmen. Die Preise für Übernachtung und Souvenirs sind dafür überraschend hoch, können aber verhandelt werden. Für das Essen und sonstige Dienstleistungen wird dagegen nicht viel verlangt. Zu der alten hat sich auch eine Neustadt gesellt. Leider so planlos, dass Gjirokaster die Anerkennung des UNESCO-Titels droht.

Und während sich immer mehr Touristen auf diese, für einige mystische Stadt konzentrierten, wurden in nahegelegenen Dorf Lazarat jährlich schätzungsweise 900 Tonnen Marihuana produziert. Das entspricht in etwa einem Straßenverkaufswert von 4,5 Milliarden Euro – fast die Hälfte des Bruttoinlandsproduktes Albaniens. Zehn Jahre lang übte der Staat keine Kontrolle über diese Anbaugebiete aus. Als dann im Jahr 2014 die schwerbewaffneten Polizeispezialeinheiten einrückten,

wehrten sich die Drogenbosse fünf Tage mit Waffengewalt dagegen. Achtzig Tonnen Marihuana wurden nach dem Sieg von Polizei und Armee vernichtet. Der Geruch der Brände breitete sich tagelang über dem Land aus, und am siebten Tag wurde Albanien als EU-Beitrittskandidat anerkannt.

Trotzdem ist Albanien, laut Eurostat, nach wie vor mit Abstand der größte illegale Cannabis-Produzent Europas. Die Ermittler schätzen, dass im vergangenen Jahr sogar mehr als 1.000 Tonnen geerntet worden sind. Wagen sich Touristen in die abgelegenen Berge, haben sie beste Chancen, Marihuana-Felder zu erblicken. Für die meisten Menschen ist die Arbeit im Drogengeschäft lohnender als in anderen Wirtschaftsbereichen. Freilich landen die riesigen Profite, die der Drogenhandel aus den EU-Ländern einbringt, in den Taschen weniger Paten. Diese haben keinerlei Interesse an einem stabilen Staat. Manchmal sind die ranghohen Politiker und Staatsfunktionäre selbst bei diesen Geschäften federführend. Dass Albanien dazu noch mit der Herstellung von Heroin, dem Schmuggel von Waffen, Zigaretten und Autos, sogar mit Menschen- und Organhandel in Verbindung gebracht wird, ergänzt das düstere Bild. Das veranlasst selbst die Flüchtlinge aus Syrien, die verzweifelt einen Weg in die EU suchen, den Weg durch Albanien zu meiden.

Etwa 750.000 Bunker sind im Laufe der Jahre gebaut worden, weil jeder Bürger einen eigenen Schutzraum haben sollte.



Ksamil

»Das hier ist eigentlich Griechenland«, erzählt uns Kostas, »man erkennt es doch auch am Namen, Eksamilion heißt »sechs Milion« bis zur Insel Korfu.«

Wir lieben Kostas. Er holt das eiskalte Bierglas aus dem Gefrierfach und zapft das Stella-Bier. Nach so einer anstrengenden Reise können wir uns nichts Schöneres vorstellen. Deshalb darf Kostas uns jetzt alles erzählen. Zum Beispiel, dass Enver Hoxha eigentlich ein Grieche war. Und dass Mazedonien sich so nicht nennen darf, weil das wahre Makedonien eigentlich griechisch ist. Und selbstverständlich ist Alexander der Große, auch Alexander von Makedonien genannt, ein Grieche.

»Noch ein Bier? Und was erlauben sich die Mazedonier? Nennen den Flughafen in ihrer Hauptstadt Skopje »Alexander der Große!«

Aber Kostas, was blieb denen sonst übrig? Die Mutter Teresa, die in Skopje geborene, 2003 seliggesprochene, katholische Missionarin und Fundamentalistin war doch schon für den Flughafen in Tirana verbraucht.

Als Kostas nach dem nächsten tiefgefrorenen Glas greift, frage ich mich, ob er wohl schon gehört hat, dass der albanische Nationalheld, Skanderbeg, der im 15. Jahrhundert das christliche Europa gegen die Osmanen verteidigt haben soll, eigentlich serbischer Herkunft ist? So was hörte ich neulich von einem gewissen Dragan in einer Kneipe in Skopje.

Kostas sieht blendend aus, er ist Student in Athen und ist mit Johns Tochter liiert. Jetzt überlegt er, sein Studium abzubrechen und nach Ksamil zu ziehen. Weil er sich von Johns (der eigentlich Jonnas heißt) Gasthaus einiges verspricht. Das wird jedes Jahr ein wenig ausgebaut und von Jessi liebevoll eingerichtet. Jessi kommt aus Wales und will noch unbedingt vor dem Brexit die griechische Staatsangehörigkeit erwerben. In »John's Guesthouse« wird Griechisch gesprochen. Ja, mit den Albanern kommen die ziemlich gut klar. Später am Abend ist auch Johns Bruder da, und es gibt Fisch und Wein à la Maison und den selbstgebrannten Schnaps. Weiß denn Kostas, wie damals der illyrische König Agron, den die Albaner gerne als den ihren betrachten, nach einem Sieg über die Griechen so viel Wein getrunk-

en hatte, dass er drei Tage später starb? Und seine Gemahlin die Königin Teuta, ah, lassen wir's ...

Nach 23 Uhr, als die laute Musik aus dem Ort endlich aufhört zu schallen und man jetzt auf Ksamil und die dazugehörige Inselgruppe von hier oben schaut, ja, plötzlich ist Ksamil das versprochene Urlaubsparadies. Der Mond, die Lichter, das Meer. Wenn das menschliche unsichtbarer wird, lebt die Romantik auf. Und verschwindet wieder am Tag, als deutlich wird, wie der Ort durch die planlose Bautätigkeit weitgehend zerstört wurde. Eine jetzt schon verfallende Promenade und verbaute Strände mit streng limitiertem Zugang.



Einige Abschnitte der albanischen Küste sind für Paragliding besonders attraktiv.

Die Küste entlang

Zitronenhaine und Zypressenwälder, Ferienanlagen, Campings, Badebuchten, ursprüngliche Dörfer, Klöster, Amphitheater, antike Ausgrabungsstätten, römische Villen und Tempel, warme Thermalquellen, Festungen aus venezianischer und osmanischer Zeit, uralte Kulturdenkmäler – ganz Albanien soll, laut unserem Reiseführer, voll davon sein. Doch auf unserer Durchreise bekommen wir recht wenig davon mit. Uns fallen allein die riesigen Olivenhaine auf, hunderttausende Bäume, die zu Enver Hoxhas Zeiten von »Freiwilligen« angelegt wurden.

Sarande klingt nach Lebenslust, Sonne, Meer, Romantik. Doch diejenigen, die hier das einstige malerische Küstendorf suchen, werden enttäuscht. Wir haben das Gefühl, durch eine einzige Hotelsiedlung aus Beton zu fahren, und nichts reizt uns, an diesem Ort zu verweilen. Es gibt aber viele Touristen, für die Albanien eine akzeptable, vor

allem bezahlbare Urlaubsdestination ist. Die meisten Pauschalreisen werden aus dem Kosovo, gefolgt von Serbien und Bosnien, gebucht. Zunehmend mehr Gäste kommen aus westeuropäischen Ländern. Die gut betuchten deutschen und schweizerische Touristen können hier, endlich mal, mit schweren Geländewagen durch die unwegsamen Berge brettern.

Das Opferfest, 1. September 2017, um 07:30 Uhr

Am Vorabend des Opferfestes, des höchsten muslimischen Feiertags, deutete im Hafen von Durrës nichts auf das bevorstehende Fest hin. Deshalb überraschte mich der erste Blick vom Hotelzimmerfenster am nächsten Morgen. Über den Platz, dem Entrée der Spaziermeile, zwischen Kirrnes-Geräten, kleinwüchsigen Palmen und waffentragenden Denkmalfiguren, bewegen sich eiligen Schrittes mehrere festlich angezogene Frauen. Sie tragen lange, bunte Gewänder. Einige haben eine Kopfbedeckung, die anderen zeigen offen ihre herrliche, dunkle Haarpracht. Eine Frau trägt ihre Stöckelschuhe in der Hand. Außer drei streunenden Hunden ist kaum jemand da, dem sie begegnen könnten. Sie wirken hier wie aus einer anderen Zeit projiziert, genau wie die Moschee, über die wir uns bei der Einfahrt in die Stadt gewundert haben. Weiß und wahrscheinlich wegen des bevorstehenden Feiertags hell beleuchtet, mit vier schlanken, in die Höhe ragenden Minaretten. Die Moschee wurde von drei albanischen Brüdern gestiftet, die den Prunkbau ihrem Vater gewidmet haben.

Bei den meisten Albanern spielt die Religion keine Rolle. Trotzdem gelang es fundamentalistischen Missionaren, Einfluss zu gewinnen. So wollen »die« Katholiken die Albaner zu ihrer »wahren« Religion bekehren, damit sie besser zu Europa passen. »Die« Imame dagegen stehen entweder unter dem Einfluss der Türkei (Erdogan oder Gülen-Bewegung) oder der arabischen Länder. Dschihadisten sollen bisher ein Randphänomen sein: Allerdings wurden 2016 neun Albaner wegen Rekrutierung von Kämpfern für den IS zu hohen Gefängnisstrafen verurteilt.

Die Abrissbirne

Ansonsten ist die neu gepflasterte Promenade an diesem Morgen genauso wenig idyllisch wie gestern Abend. Selbst das Meer wirkt irgendwie distanziert und unbeteiligt, so dass weder sein Geruch noch Rauschen zu vernehmen sind. Zu bedrückend ist der Kontrast zwischen den gefüllten Restaurants, Bars und Eisdielen und den vor ihnen tätigen Kleinhändlern. Vor allem die Maisverkäufer stimmen traurig. Während sie mit letzten lauwarmen Kolben noch auf Käufer warten, sind ihre zahlreichen Kleinstkinder schon unterm freien Himmel eingeschlafen. Ich frage mich, ob das etwa diejenigen sind, die aus Deutschland nach Hause geschickt wurden, als Albanien 2015 zum »sicheren Herkunftsland« erklärt wurde. Aus Deutschland abgeschoben, in Albanien aus ihren alten Wohnsitzen vertrieben, damit dort schöne, neue Wohnblocks entstehen können. Die wiederum unbewohnt und leblos bleiben, weil sie sich hier keiner leisten kann.

Es ist überhaupt eine Zumutung, wie sich im Stadtbild von Durrës die alten, neuen, abgebrannten oder halbabgerissenen Gebäude vermischen. Durrës, das einstige »Tor zum Balkan« an der Via Egnatia, ist eine der ältesten (7. Jh. v. Chr.) Siedlungen auf dem Balkan und hat Sehenswertes zu bieten. Doch die alten Denkmäler, wie zum Beispiel das 20.000 Plätze große Amphitheater aus dem 2. Jahrhundert wirken eher wie Hindernisse, die sich der Abrissbirne in den Weg gestellt haben. Eine Stadtbesichtigung sollte tagsüber gemacht werden, weil nachts die vielen Löcher im Boden und andere Barrieren eine Gefahr für Leib und Leben bilden.

Vor der schmucken Bäckerei, die an diesem Morgen stark frequentiert ist, bleibe ich stehen. Aus den reichlich gefüllten Schaufenstern lächeln mich allerlei Köstlichkeiten an. Wie verzaubert trete ich in den Laden ein. Vor dem seitlichen Glasregal steht ein älterer Mann im legeren Anzug mit Hut. Über seinem Kopf flattert ein großer Flyer »Bajram Šerif Mubarek Olsun« (auf Deutsch: »Frohes Fest«). Bajram! Der Konditor! Bajram. Das Fest! Das Opferfest. Natürlich. Und die Sesamriegel. Auch da! Ich klatsche vor Freude, zeige auf das Regal und würde den Mann am liebsten umarmen. Ich möchte ihm von Ba-



Die Landschaft ist weitgehend von halbfertigen Bauvorhaben verunstaltet.

gram aus Tuzla erzählen, von dem niemand mehr weiß, warum er so jung sein Dorf verlassen musste; von seiner Frau, die von ihrem Vater begleitet, auf dem Pferd von Albanien nach Tuzla mit dem dreijährigen Sohn Adem gekommen war, der später, achtzehnjährig, im Kampf gegen die Faschisten sein Leben verloren hat; von Bajrams Haus, das er nie gesehen hatte, von seinen Sesamriegeln. Der Mann lächelt. Die junge Verkäuferin auch. Geduldig verpackt sie mehrere Papiertüten mit Sesamriegel für mich. Während ich zahle, füllt sich der Laden wieder mit Kundenschaft. Wie viele Opfer braucht es noch, damit das stumme und wehrlose »Weiter so« aufhört? Bevor ich rausgehe, stottere ich noch die einzigen albanischen Wörter, die ich kenne: »Faleminderit, mirëdita« (auf Deutsch: »Guten Tag, danke.«).

Eine neue Zeit?

Eine Zeitlang schien es so, als würde sich Albanien erfolgreich an die EU annähern. Der Ministerpräsident Edi Rama, der eine Zeitlang in Frankreich gelebt hatte, versuchte zunächst, das Graue aus dem Leben der Einwohner Tiranas zu verbannen, indem er Häuserfassaden bunt anmalen ließ. Immerhin leben im sonnigen Tirana etwa ein Drittel der Bevölkerung. Rama versuchte, die größten Probleme anzugehen: organisierte Kriminalität, Korruption, marode öffentliche Verwaltung, schwaches Rechtssystem, Müllentsorgung, Goldgräberstimmung.

Einer der wichtigsten Reichtümer des Landes ist Erdöl. Es folgen 362 km Meeresküste, (noch) unverbaute Flüsse, Wälder, Artenvielfalt, historische Schätze ... Das große Kapital kommt überwiegend aus der EU (Banken) und China (Flughafen Tirana, Ölbohrungen ...) – auch die Türkei mischt mit (Schulen, Religion). Das Bankkapital wird zu etwa 90 Prozent von deutschen, französischen und italienischen Geldinstituten kontrolliert. Auf Drängen der EU wurden die Schutzzölle für die heimischen Landwirte abgebaut, was dazu geführt hat, dass sogar Milch, Tabak und Olivenöl importiert werden. Die Supermärkte sind voll, hauptsächlich mit importierten Produkten. Aber die Geldbeutel der Menschen sind leer.

Ein üppiges Frühstücksbuffet, wie es uns in einem Hotel in Zentrum von Durrës serviert wurde, mit zahlreichen heimischen Spezialitäten wie den kleinen, dicken Pfannkuchen, käse- oder fleischgefülltem Blätterteig, Maiskuchen, erstklassigem Frischkäse, hartem vollwürzigen Kackavall-Käse, schmackhaftem Naturjoghurt, eingelegten Oliven, Pasten, reifen Tomaten, abgerundet mit Süßigkeiten aus heimischem Berghonig und klassischem italienischen Espresso – so was bleibt den gut zahlenden Touristen vorbehalten. Wie soll es anders werden bei einem durchschnittlichen Monatseinkommen von etwa 340 Euro? Ein Drittel der Bevölkerung ist unter 30 Jahre und zum größten Teil arbeitslos. Trotz der Schulpflicht, erlangen viele Kinder aus ärmeren Familien und insbesondere viele Mädchen keinen Schulabschluss.

Die Freiheit

Wer nicht fähig ist, einen gut funktionierenden Staat zu organisieren, spielt gerne die Nationalismus-Karte aus. Leichtsinnig wird von Teilen der politischen Klasse die Idee eines Großalbaniens propagiert. So, als wäre dies die Lösung für die soziale und ökonomische Misere. Selbst Krieg wird von den nationalistischen Fanatikern, von denen sich allerdings mehr im Kosovo als in Albanien finden, keineswegs ausgeschlossen. Ist das etwa der Fluch der Berge? Es den Menschen unmöglich zu machen, in einem so gesegneten Land gut zu leben? Ihnen die Einsicht zu verwehren, dass ein menschenwürdiges Leben nicht von Landesgrenzen abhängt, sondern davon, wie die Gesellschaft organisiert ist? Die »Söhne der Adler« beschworen Freiheit, in dem sie ihre Kinder nach ihr benennen: Ilir, Ilire, Liridon, Liridona, Clirim, Clirime. Sie beschützen ihre Häuser und Felder vor Teufelswerk und hängen überall Knoblauch und Talismane auf. Leider können gegen die Übel der brutalen Ausbeu-

tung und des nationalistischen Hasses weder Knoblauch noch »vordenbösenBlickenschützende Puppen« noch Feen helfen. Allein der kontinuierliche Kampf um politische Freiheit und soziale Gerechtigkeit vermag eine bessere Welt zu schaffen.

Als wir Albanien verlassen wollen, herrscht an der Grenze zu Montenegro großer Andrang. Die kilometerlange PKW-Kolonne wird von unzähligen bettelnden Frauen und kleinen Kindern begleitet. Die unerträgliche Hitze macht das Ganze noch schlimmer. Doch plötzlich lösen die Zöllner beider Länder unbürokratisch das Problem und lassen alle Fahrzeuge ohne Kontrolle aus- und einreisen. So friedlich können die Grenzen manchmal verschwinden.

Mit den bunten Fassaden gegen das Grauen im Leben.





Im Harem der Worte und Sätze

Schreiben als Handwerk – ein Seminar an der Universität des Saarlandes

Ein Gespräch mit Prof. Dr. Sikander Singh, Universität des Saarbrücken

Um die Worte von Dichtern, von zukünftigen Dichtern vielleicht, ging es in dem Gespräch, das ich mit Sikander Singh im »Saar-Lor-Lux-Elsass Archiv« der Universität des Saarlandes geführt habe. Seit 2012 bietet er im Rahmen eines Seminars »Literarisches Schreiben« für Studenten an.

An der Universität wird immer viel geschrieben. Wir schreiben alle, aber wir schreiben wissenschaftlich. Literarisches Schreiben erfordert zunächst einmal ein grundsolides Wissen über Literatur, über literarhistorische Traditionen, auf der einen Seite, auf der anderen Seite aber eben auch ein Verfügen über den Werkzeugkasten der Sprache. Welches Stilregister brauche ich, wenn ich in einem Roman an eine bestimmte Stelle komme: Wie erzeuge ich überhaupt Spannung? All die Fragen, wie Texte funktionieren, hängen ja ganz wesentlich damit zusammen. Wir als Literaturwissenschaftler haben ja die Erfahrung von Lesern, von professionellen Lesern literarischer Texte, die alle diese Mechanismen kennen. Ich formuliere das immer etwas albern: Wir sind so was wie Eunuchen. Wir stehen vor dem Harem, wir wissen, wie es geht, aber wir können selber nicht. Genau das tun wir im Hinblick auch auf diese literarischen Texte. Wir selber schreiben keine literarischen Texte, sondern wir verstehen uns als Wissenschaftler, die eben Erfahrung mit Literatur haben. Und genau diese Erfahrung, die wir haben, teilen wir mit den Studierenden, indem wir ihre Texte lesen und unsere Lektüre-Eindrücke zurückspiegeln und zur Diskussion stellen.

Als Schreibwerkstatt werten Sie Ihr Seminar nicht. Rezepte für erfolgreiches Schreiben gibt es nicht. Doch den Wörterspielen sind keine Grenzen gesetzt.

Wir haben das ja bewusst nicht Schreibwerkstatt genannt, sondern wir haben dem ganz bewusst diesen Titel »Literarisch schreiben« gegeben. »Werkstatt« vermittelt wieder

den Eindruck, dass man tatsächlich sehr systematisch beigebracht bekommt, wie man eben vorzugehen hat. Da kommt ein Mensch aus seinem Leben mit seinem Erfahrungshorizont, mit seinem Wissenshorizont mit seinem Erlebnishorizont – und er hat das Bedürfnis, etwas zu sagen, auf eine künstlerische Weise etwas zu sagen. Ich glaube, dass dieses künstlerische Sagen in hohem Maße individuell ist. Und es gibt natürlich Techniken, wie ich bestimmte Dinge formulieren kann, wie ich sie sprachkünstlerisch gestalten kann. Aber ich möchte dafür eigentlich gar kein Rezept geben, sondern zunächst einmal das Individuelle sehen und dann eigentlich meine Beobachtungen dazu beisteuern, in welcher Hinsicht ein Text funktioniert und in welcher anderen Hinsicht ein Text vielleicht nicht funktioniert.

Verstehen Sie sich als Lehrer ? Kritiker ? Interpret? Korrektiv?

Ich bin eigentlich nur Leser. Ich bin wissenschaftlicher Leser. Ich bin wissenschaftlich geschulter Leser, der einfach auf Grund des Umstandes, dass er berufsbedingt das Privileg hat, sehr viel gelesen zu haben, natürlich auch sehr einschlägige Erfahrung im Hinblick auf literarische Texte hat. Und im Seminar teile ich eigentlich immer nur meine Lektüreindrücke mit – nicht im Sinne eines Kritikers, nicht im Sinne eines Lehrers, sondern vielmehr im Sinne einer Reflektorfigur, um demjenigen, der geschrieben hat, zu ermöglichen, noch einmal auf einer anderen Ebene über seinen eigenen Text, über das, was er da gemacht hat, nachzudenken – zu verstehen, ob er wirklich den Effekt mit dem Text erzielt hat, den er erzielen wollte, ob er wirklich präzise das gesagt hat, was er sagen wollte, oder ob es da vielleicht noch andere Möglichkeiten gibt.

Jeder Schriftsteller beginnt als Anfänger. Ist fasziniert vom Abenteuer Literatur. Der Traum von Ruhm, die Sehnsucht nach Erfolg, die Hoffnung auf einen Preis bündeln sich im Drang zum Schreiben. Ist auch bei Ihren Studenten der Roman das große Ziel?

Interessanterweise hatten wir schon fast alle Textsorten. Aber, es stimmt – es gibt eine gewisse Präferenz für den Roman, für die erzählende Prosa. Aber es sind nicht eben immer nur die großen Formen – wie eben der Roman, sondern manchmal tatsächlich eben auch Kurzgeschichten oder etwas umfangreichere Erzählungen. Es gibt aber auch Gedichte, es gibt Dramen. Was bislang deutlich noch nicht vorgekommen ist, sind klassische Hörspiele. Aber das liegt vielleicht auch daran, dass es eher eine Gattung ist, die heute so mehr und mehr in den Hintergrund getreten ist.

Schreiben als Arbeit, harte Arbeit, die Disziplin fordert. Durchhaltevermögen. Nicht jeder ist ein Genie. Korrekte Verwendung von Subjekt, Prädikat, Objekt machen noch keinen Stil. Literarisch schreiben? Ein Hin und her von Worten und Sätzen. Letztendlich für den Papierkorb, die Löschtafel?

So ist es gedacht. Wir haben auch durchaus Studierende, die nur einmal kommen. Die stellen ihren Text vor, die holen sich Lektüreindrücke und schreiben dann einfach weiter. Es gibt auch eine ganz Reihe von Studierenden, die tatsächlich über Monate, über Jahre zum Teil gekommen sind und an ihren Texten mit uns gemeinsam gearbeitet haben. Das heißt, sie haben sich eine Rückmeldung geholt, haben beim nächsten Mal die Aspekte, die sie bei dieser Rückmeldung für relevant hielten, in ihren Text eingearbeitet, einfließen lassen. Lesen den Text noch einmal vor, halten noch einmal Rückmeldung, sodass zum Teil sehr interessante und intensive Arbeitsprozesse, gemeinsame Arbeitsprozesse entstehen.

»Geh immer vom Kern der Sache aus, schwimm in einem Meer der Sprache.« (Jack Kerouac), schreibt der Kultdichter der Beat Generation, in seinem Roman »On the Road« (Unterwegs). Die Wege durch das Meer der Sprache erlebt der Newcomer oft verschlüsselt oder verklaustriert durch das Vokabular der Literaturwissenschaft. Schulen Sie Ihre Studenten entsprechend in den ersten Begegnungen mit Ihren Schreibkursen?

Interessanterweise sind die Studierenden aus anderen Fakultäten, die zu uns kommen natürlich nicht geschult in dem literaturwissenschaftlichen Jargon. Aber diesen literaturwissenschaftlichen Jargon bemühen wir auch gar nicht im eigentlichen Sinne, sondern wir nutzen unsere wissenschaftlichen Kompetenzen, um unsere Leseindrücke vielleicht ein wenig systematischer, vielleicht ein bißchen klarer und dezidierter formuliert zurückzuspiegeln. Und so gesehen entstehen mit Studierenden aller Fakultäten ganz interessante Dialoge, Gespräche über ihre Texte, wo es aber eigentlich nie um etwas im eigentlichen Sinne Wissenschaftliches geht, wie ja auch ohnehin diese Schreibwerkstatt kein wissenschaftliches Angebot ist, sondern einfach nur ein Zusatzangebot für Studierende, die eben schreiben. Das ist ein freiwillige Leistung, die Johannes Birgfeld und ich da erbringen, – weil wir sehr nette Menschen sind.

Wir legen großen Wert darauf, dass wir ausschließlich Studierende in unserer Schreibwerkstatt haben, nicht weil wir etwas gegen ältere Jahrgänge haben, sondern weil wir auch eine gewisse Homogenität der Gruppe erreichen wollen, die in sich schon sehr heterogen ist. Die Studierenden kommen aus sehr unterschiedlichen Bereichen. Sie haben ja auch unterschiedliche Anliegen. Da haben sie manchmal jemanden, der mit sehr zarten, feinen, leisen, sehr intellektualistischen Gedichten kommt und in der gleichen Sitzung spricht man über einen Fantasieroman mit allerlei wüsten Szenen. Diese Spannung eigentlich muss man in so einer Schreibwerkstatt auch aushalten, dass da jeder mit seinem eigenen, individuellen Problem kommt.

Der Dichter Werner Reinert sah sich auch als Facharbeiter. Als Handwerker ohne Hammer und Zange, wohl aber als ein Meister, der Worte und Sätze wie Werkzeuge handhabt.

Ich glaube, das ist vielleicht das, was auch für die Studierenden in besonderer Weise überraschend ist, festzustellen, dass Schreiben tatsächlich etwas sehr Handwerkliches ist, das man erst lernen muss und das sehr viel Disziplin erfordert. Dass es nicht damit getan ist, mal einen guten Einfall zu haben, sich hinzusetzen und ein paar Zeilen, ein paar Seiten auf Papier zu bringen, was immer nur ein Anfang sein kann. So dass

man dann anfängt, tatsächlich an dem Text zu arbeiten, ihn zu konzipieren, aufzubauen, durchzustrukturieren, sprachlich zu überformen und dass es ein langer, mühsamer Prozess ist, der sehr viel handwerkliches Können erfordert. An dieser Stelle spaltet sich unser Publikum ein wenig. Es gibt diejenigen, die bald feststellen, dass sie vielleicht aus einem sehr individuellen Bedürfnis heraus schreiben möchten und das auch weiter tun wollen und eben auf diese Weise weiterhin für ihre Schublade schreiben wollen, was ja auch ein legitimes Anliegen ist. Und auf der anderen Seite Studierende, die ein bisschen mehr wollen und sich da wirklich hineinarbeiten.

»Die literarische Realität, die Welt der Texte, ist heute nur noch komplex und global zu beschreiben und zu verstehen.« (Max Bense) In dieser allgemeinen Tendenz konvergieren heute Kunst und Literatur und die kritische Auseinandersetzung mit ihnen. Kritik muss sein, vor allem auch in einem Laboratorium für literarisches Schreiben. Ein Seminar als gnadenloses Kolloquium, in dem unter Umständen emotionale Kriterien einen untergeordneten Stellenwert haben?

Kritik ist gnadenlos in dem Sinne, dass sie ganz unbedingt ehrlich ist. Sie ist nie persönlich verletzend, sie greift denjenigen nie an, sondern sie liest den Text sehr genau und gibt eine ganz präzise, offene, ehrliche, rückhaltlose Rückmeldung zu diesem Text: Funktioniert der? Wie ist er aufgebaut? und alle Fragen, die damit zusammenhängen. In dem Sinne ist die Kritik gnadenlos. Die Kritik sagt nicht: ist gut oder ist schlecht, sondern fragt lediglich: Haben Sie sich bewusst gemacht, dass sie mit diesem Text in dieser oder jener Tradition stehen? Ich sehe in diesem Text dieses und jenes Element in den Vordergrund treten. Hier haben sie eine Textstelle, die meiner Meinung nach nicht funktioniert, weil sie Doppeldeutigkeiten aufweist.

Autoren spielen mit Erinnerungen, die mehr oder weniger tief in ihrer Persönlichkeit verankert sind. Eine Form der Literatur setzt sich mit den verborgenen Segmenten der Intimität auseinander. Verknüpft Erfahrungen und Beobachtungen einer Lebensgeschichte in Form einer Autobiografie.

Alles, was wir tun und sagen ist auch immer autobiografisch. Es gibt eine bestimmte Art und Weise, wie Georg Bense Fragen stellt. Die würde ein anderer vielleicht in ähnlicher Form, aber doch ganz anders stellen. Sie stellen diese Fragen auf jene individuelle Weise, weil Sie sind, wer Sie sind. Ihr Leben hat Sie dazu gemacht. Das heißt auch: in der Art und Weise, wie Sie Fragen stellen, liegt ein autobiografisches Moment. Und in der Art und Weise, wie ich antworte, liegt auch ein autobiografisches Element. Nun kann ich mich natürlich auf den Standpunkt des Psychologen zurückziehen und hinter dem, was Sie fragen, und ich dem antworte, nach der jeweiligen Persönlichkeit fragen – nach Ihrer Geschichte, nach Ihren Problemen und Neurosen und Psychosen. Das tun wir aber natürlich in der Literaturwissenschaft nicht, sondern wir betrachten den literarischen Text als Kunstwerk – und streichen sozusagen das Individuelle weg. Natürlich merkt man, wenn man einen Text liest, dass da oftmals ein sehr persönlicher Anlass dahintersteckt. Aber zu diesem persönlichen Anlass möchte ich ja gar nicht vordringen. Das Kunstwerk entsteht ja erst dann, wenn aus dem Persönlichen eine literarische Überformung und Gestaltung wird, die sozusagen mehr ist als das nur Persönliche. Alles andere ist ja nur so eine Art von Bewältigungsprosa, die vielleicht auch ihre Berechtigung hat, aber nichts mit Literatur zu tun hat. Das »Ich« ist für einen selber sehr wichtig. Aber für das Kunstwerk und das, was man tut, was man sozusagen nach außen stellt, mit dem man dann andere Menschen erreichen möchte, eine Gesellschaft bereichern möchte, einen Diskurs anstoßen möchte, für all das ist das »Ich« vollkommen unbedeutend.

Das »Ich« des Arbeiters und das »Ich« des Landarbeiters waren in der DDR besondere Bezirke, waren im Maß aller literarischen Dinge von hohem Stellenwert. »Greif zur Feder, Kumpel«, lautete die Aufforderung an die Werktätigen, zu schreiben. Aus dem Alltag heraus schreiben und für das eigene Gefühl verbunden mit den politischen Maximen der Partei, eine eigene, persönliche Form finden.

Diese Diskussion setzte sich auch in der Bundesrepublik fort. Also beispielsweise in dem damals sozialdemokratisch regierten

Nordrhein-Westfalen hat man diese Impulse aus der DDR-Kulturpolitik gern aufgenommen. Und dann entstand die Dortmunder Gruppe 61. Dieser ganze Bereich der Arbeiterliteratur! – Hm, nein! Das hat ja einen vollkommen anderen ideologischen Hintergrund. Wir sind viel unideologischer! Es gibt Studenten, die kommen hier an, sind Anfang zwanzig und haben aber schon drei historische Romane geschrieben. Es gibt aber auch Studierende, die erst im Prozess des Studiums dazu finden oder das Bedürfnis entwickeln, etwas literarisch gestalten zu wollen. So gesehen sind die Schreibenlässe sehr unterschiedlich. Ich hätte auch nichts dagegen, wenn jemand sagt, ich möchte die Arbeitswelt beschreiben. Das ist durchaus ein legitimer Anlass und solche Texte lese ich auch und werde auch solche Lektüre-Eindrücke wieder zurückspeiegeln. Aber dieser ganze ideologische Rahmen, den die Literatur der Arbeitswelt eben in den 60er, 70er Jahren bekam – der ist mir doch sehr fremd und ich glaube, der hat auch wenig mit Literatur im eigentlichen Sinne zu tun.

Grundsätzlich beschäftigen wir uns mit allen Formen. Es ist immer die Frage, was die Studierenden nachfragen. Das Angebot ist in dem Sinne kein Institutionalisiertes. Dahinter steckt kein Studiengang. Dafür gibt es auch keine Credit-Points, sondern es ist ein frei bleibendes Angebot. Und die Studierenden fragen das nach, was sie brauchen. Das heißt, wenn jemand kommt und fragt mich: Ich habe hier einen Roman und ich möchte den gern als Drehbuch umschreiben, dann unterstützen wir die Studierenden in dem Sinne, dass wir einen solchen Prozess mit unseren Rückmeldungen, mit unseren Eindrücken, mit unseren kritischen Einwendungen auch begleiten. Es ist also ein ganz offenes Verfahren, in dem prinzipiell jeder kommen kann. Da geht es aber auch gar nicht um persönlichen Geschmack. Wissen Sie, da sind oft Texte dabei, die mir persönlich nicht gefallen, das müssen sie aber auch nicht. Um fair zu sein, sage ich schon im Vorfeld: Also, wissen Sie, ein Fantasy-Roman interessiert mich an sich nicht. Ich mag das Genre nicht. Aber sie haben trotzdem einen tollen Text geschrieben, der funktioniert. Ich kann das dann argumentativ unterfüttern, warum dieser Text funktioniert und an welchen Stellen er vielleicht

nicht funktioniert. Natürlich geht mir mehr das Herz auf, wenn es ein Text ist, der ein Thema aufgreift, das mich interessiert. Aber das ist etwas, was wir in der Wissenschaft täglich praktizieren. Die Differenz zwischen einer nüchternen, sachlichen Beobachtung und einem ganz subjektivem Geschmacksurteil.

Literarisches Schreiben als Lehr- und Lernfach? Geht dies über spontane Notizen und zerfledderte Manuskriptseiten hinaus?

Das wird nicht nur zu Beginn des Semesters thematisiert, sondern in gewisser Weise thematisieren wir das fortwährend, weil ja jeder einzelne Text in seiner Individualität einen wiederum vor eine Herausforderung stellt. Vor die Herausforderung nämlich eines kritischen Lektüreindrucks. Und zu diesem kritischen Lektüreindruck gehört natürlich auch, dass ich meinen persönlichen Geschmack benennen kann. Da kommt uns, glaube ich, auch sehr zum Vorteil, dass wir das zu zweit machen. Wir kommen oftmals auch zu sehr unterschiedlichen Ergebnissen. Das macht es aber interessant für die Studierenden und bereichernd, weil wir sehen, wie unterschiedlich ihr Text auf Leser wirken kann, und wie Leser dann ihre Urteile begründen können. Und dann stellt sich natürlich für den Studenten die Frage: Ist es das, was ich wollte? Habe ich das erreicht, was ich mit meinem Text wollte? Funktioniert er auf diese Weise oder nicht? Oder was muss ich tun, um einen völlig anderen Leseindruck zu erzeugen? Ich sehe mich auch nicht in der Lage, einfach so im Schnellverfahren, wie vielleicht Lektoren das in Verlagen leisten, zu sagen: Ja, es ist ein gutes Buch oder es taugt nichts. Mittlerweile habe ich bei Lektoren in den Verlagen eher den Eindruck, dass es nicht um gute oder schlechte Bücher geht, sondern um Bücher, die sich verkaufen oder solche, die sich nicht verkaufen. Der Sinn liegt tatsächlich darin, dass man über diese Texte spricht und zu einem Verständnis dessen kommt, was da in einem Text passiert.

»Nur im Traum gelingt alles mühelos.«

Fernando Pessoa



Die Roten und die Blauen

Von Maja Andrack

»Ich kann die Leute nicht verstehen, die sagen, die Nase in dem Bild ist toll. Es gibt keine Nase im Bild, das ist ein Dreieck«, sagt Maja Andrack. Die 1971 in Skopje/Jugoslawien geborene Künstlerin lebt und arbeitet seit fast einem Vierteljahrhundert im Saarland/Deutschland. 1994 hat sie eine Serie von großformatigen, abstrakten Arbeiten vorgelegt. Ohne Nase.

Schauen wir mal die Serie der grau-roten Bilder genauer an. Maja Andrack nennt die sechs Bilder einfach »Die Roten«. Das ist sehr lustig, weil zumindest auf dem ersten Bild kein einziger roter Farbton zu entdecken ist. Sechs gelbe Farb-Akzente leuchten in einem Geflecht von Dreiecken, Parallelogrammen und Rauten. Die Dreiecke sind ungleichmäßig, manche sind gebrochen wie Prismen. Durch die unterschiedliche Intensität der Grautöne entsteht eine sehr plastische, räumliche Wirkung. Der Betrachter wird förmlich in das Bild hineingesogen, man entdeckt immer neue perspektivische Zusammenhänge und Ebenen. Meine erste Idee war: Escher, aber ohne den Irritations-Klamauk des Absurd-Treppenmalers. Maja Andrack bestätigt: »Es hat insofern mit Escher zu tun, als es mit Raum zu tun hat.«

»Die Roten sind in der Reihenfolge von Grau nach Rot zu lesen«, sagt die Künstlerin. Dabei gibt die Struktur des grauen Bildes den Takt für alle sechs Bilder der Serie vor. Im zweiten Bild sind aus den sechs gelben Leuchtschritten schon unzählige gelb-orangerote Farbfelder geworden. Im dritten und vierten Bild erweitern sich diese farbigen Flächen, besetzen jeweils andere, wechselnde geometrische Formen und Dreiecke. Im fünften und sechsten Bild dominieren die roten und dunklen Farbfelder, die weißen und grauen Akzente treten immer mehr in den Hintergrund, sie verschwinden nahezu. »Die Bilder sind erzählerisch, sie erzählen von Entwicklungen«, sagt Maja Andrack. Die Bilder der Serie wan-

deln sich von einem blutleeren Panorama in eine rote Detonation. Ich bin als Betrachter Zeuge dieser Explosion. Wie in Slow Motion entzünden sich die gelben Funken und lösen ein rotglühendes Inferno aus. »Das Rote ist das Wichtigste an allen Bildern. An den Grauen fehlt das Rote einfach, trotzdem sind es die Roten«, sagt die Künstlerin.

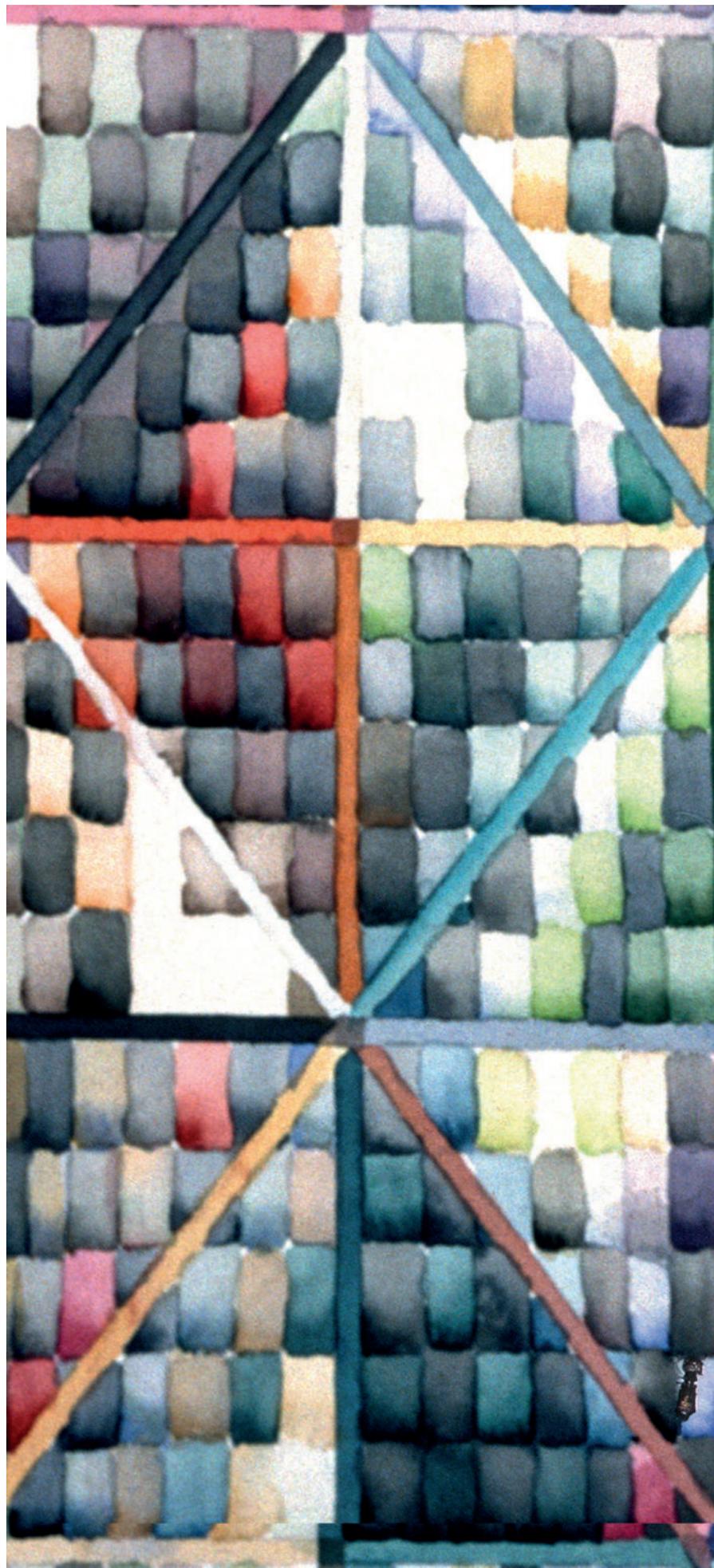
Obwohl das ursprüngliche Motiv, die erste Inspiration, eine Pflanze war, haben »die Bilder nichts mit Gegenständlichkeit zu tun«, sagt Maja Andrack. Die Künstlerin ließ sich vielmehr von dem mathematischen Kosmos eines Euklids inspirieren. Auch bei den beiden Bildern der Serie »Blau« ist der mathematisch-geometrische Ansatz offensichtlich. Statt Dreiecken beherrschen allerdings kleine Rechtecke und ein strukturierendes Gitter die Bilder. Dabei ist die Ausrichtung von Gitter und Rechtecken jeweils konträr. Die Rechtecke des bunten Blattes weisen streng ausgerichtete horizontal-vertikale Strukturen auf – mit einem Gitter aus diagonalen Linien. Dagegen sind die Rechtecke des blau-dominierten Blattes diagonal ausgerichtet – darüber ein Netz aus vertikalen und horizontalen Linien.

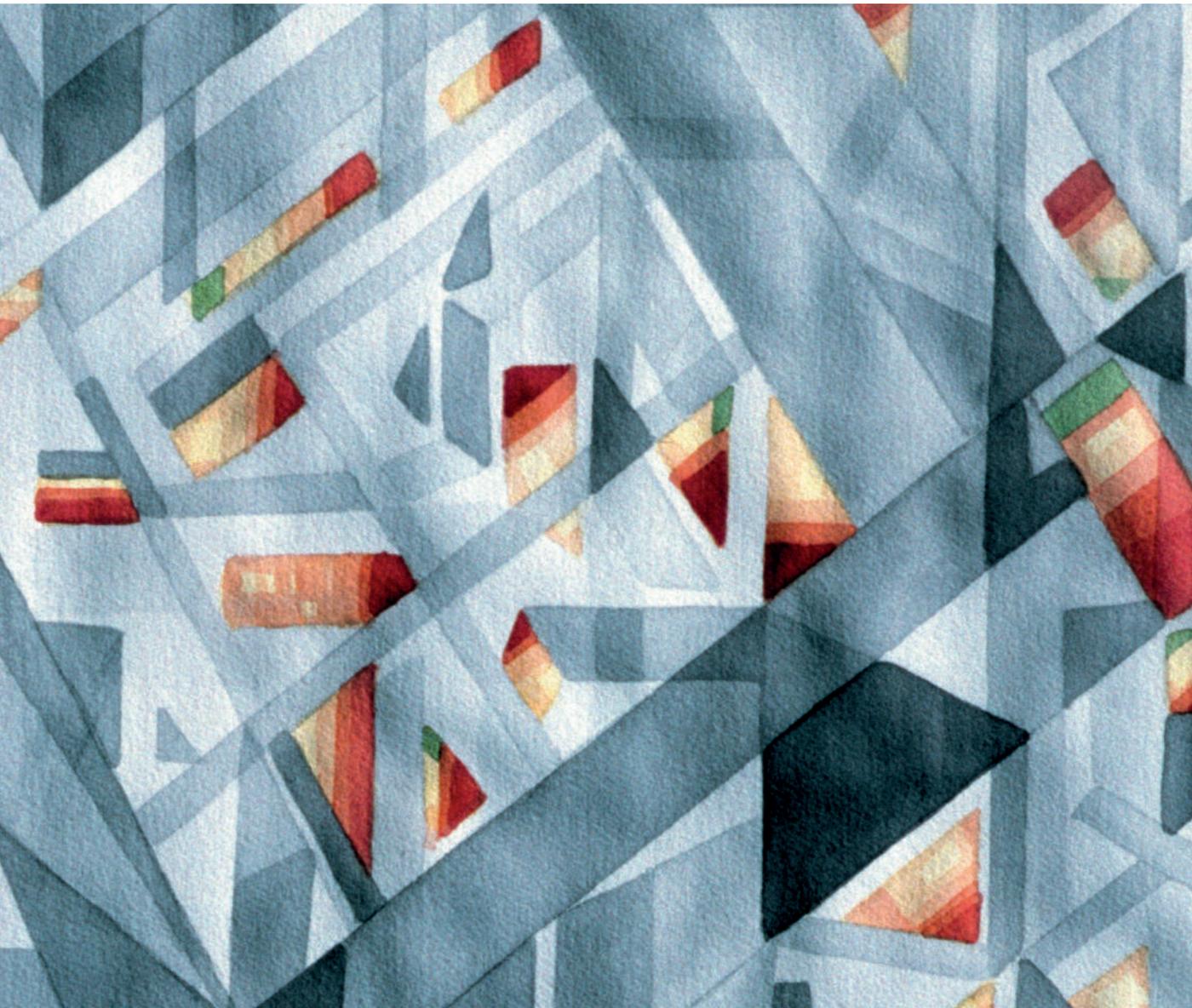
Die beiden Bilder laden den Betrachter dazu ein, sich einfach in ihrer abstrakten Dynamik zu verlieren – oder aber frei zu assoziieren. In dem blauen Bild sehe ich zum Beispiel die Aufsicht eines regennassen Straßenverkehrs einer futuristischen Megacity. Das ist meine Sichtweise, jeder Betrachter wird eine andere haben. Auf jeden Fall – da kann ich Maja Andrack beruhigen – ist mit Sicherheit keine Nase zu entdecken.

Wenn Maja Andrack heute mit Papier arbeitet, nimmt sie dasselbe Format. Es sind keine Zwillingsbilder mehr wie bei der ersten Serie. Ausschnitte davon sind hier in der folgenden Galerie zu sehen. Sie sind anders und doch eine Fortsetzung der alten Papierarbeiten.

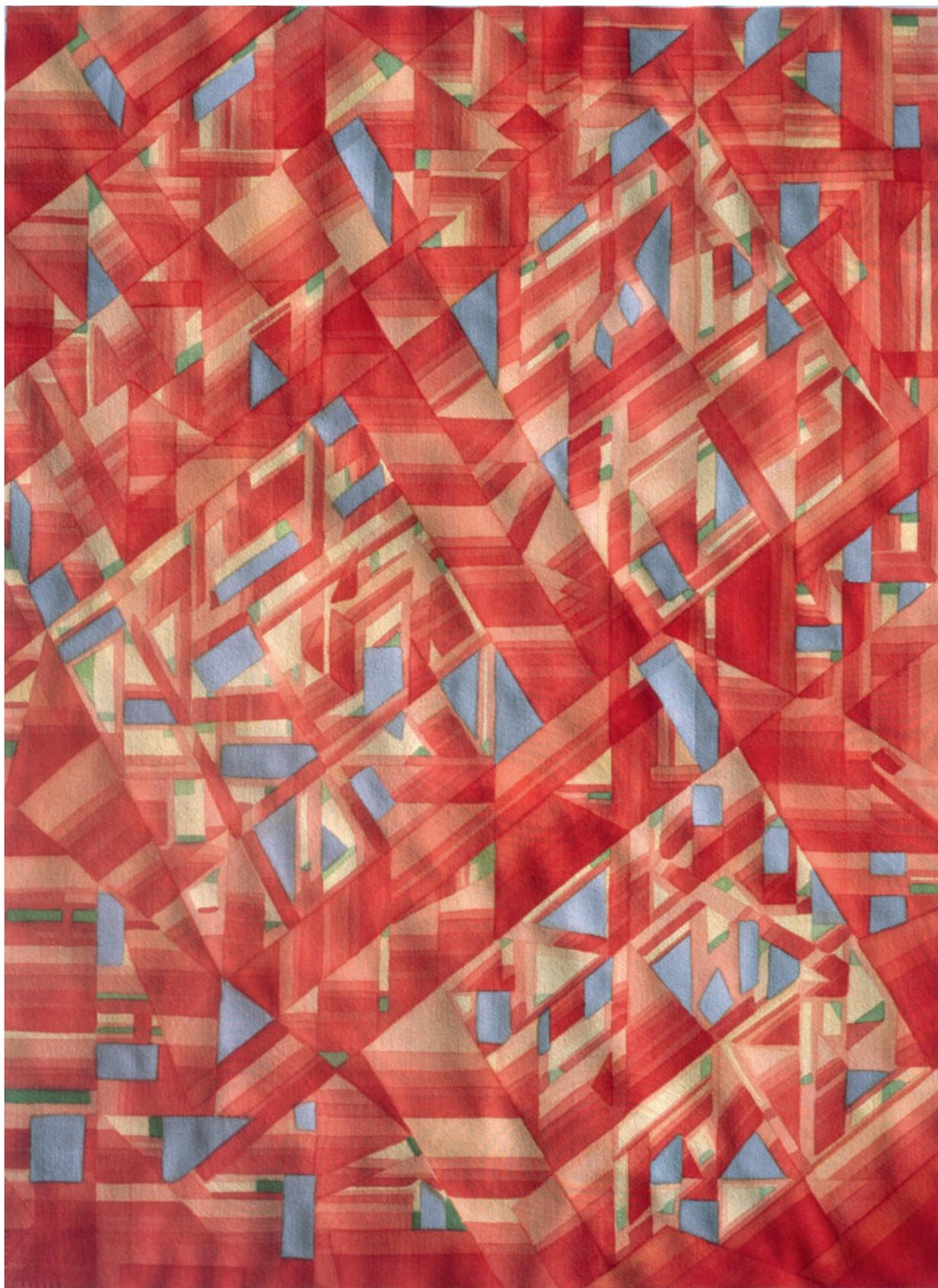
*Manuel Andrack
Saarbrücken, Oktober 2017*



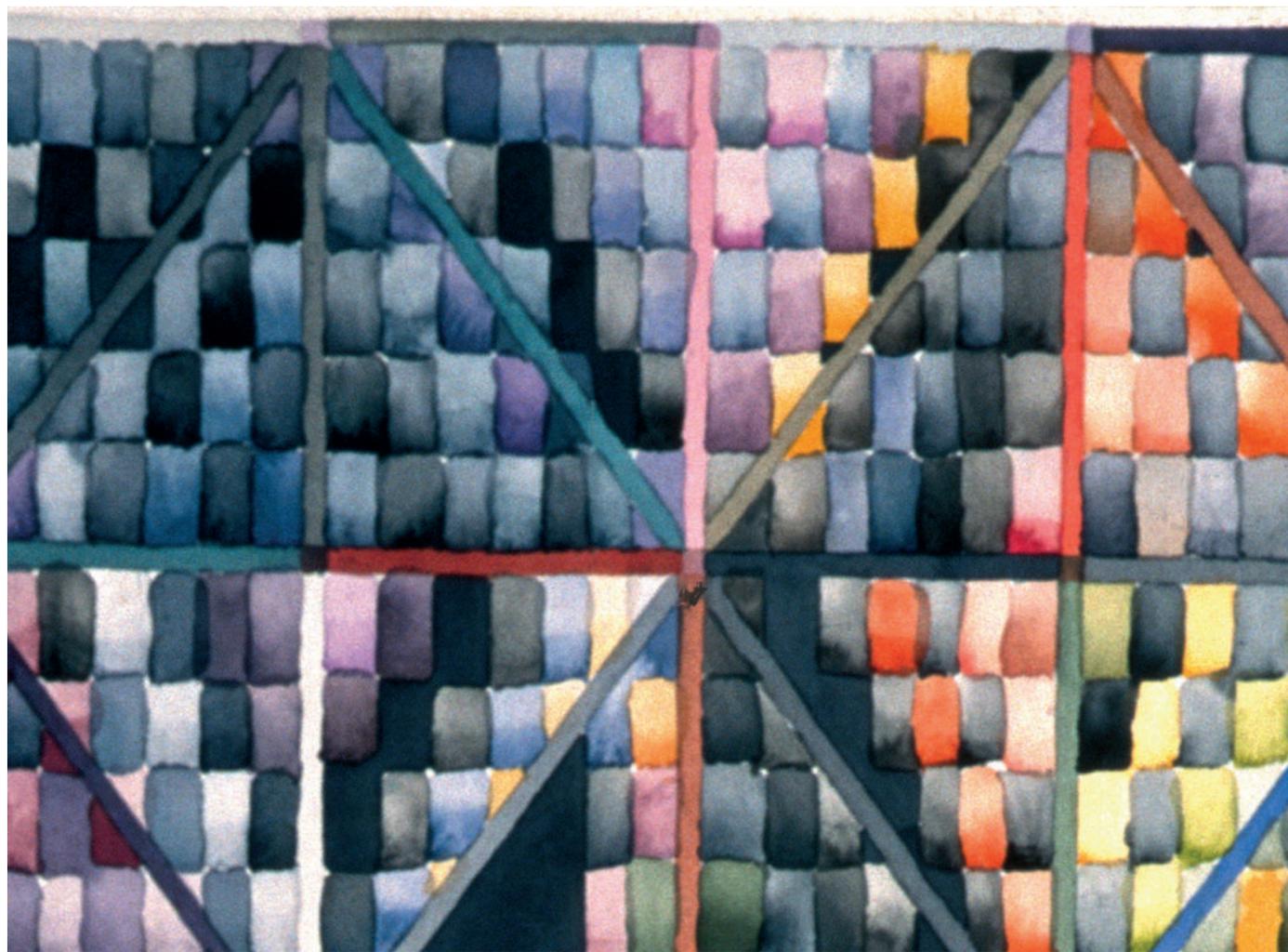


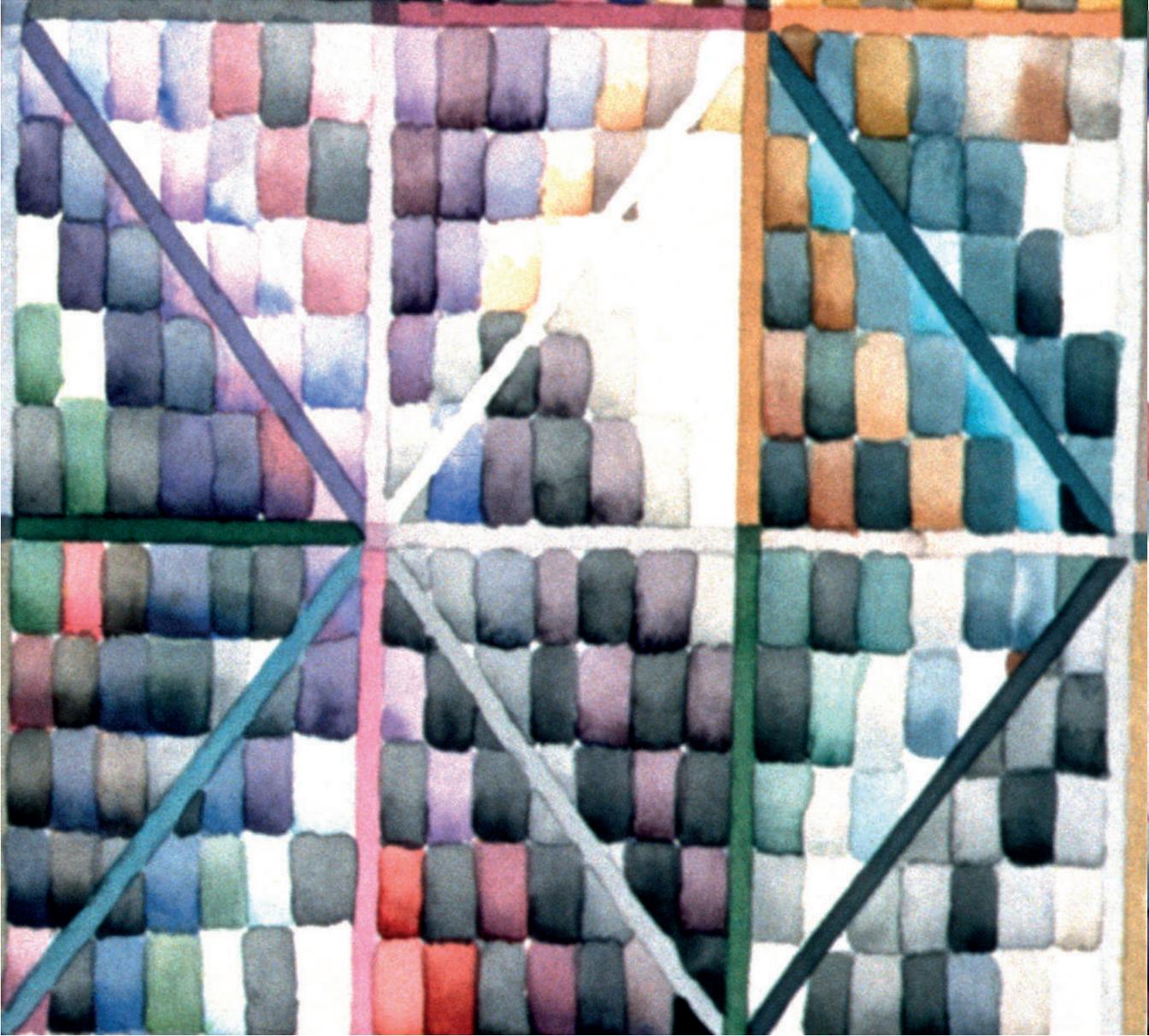


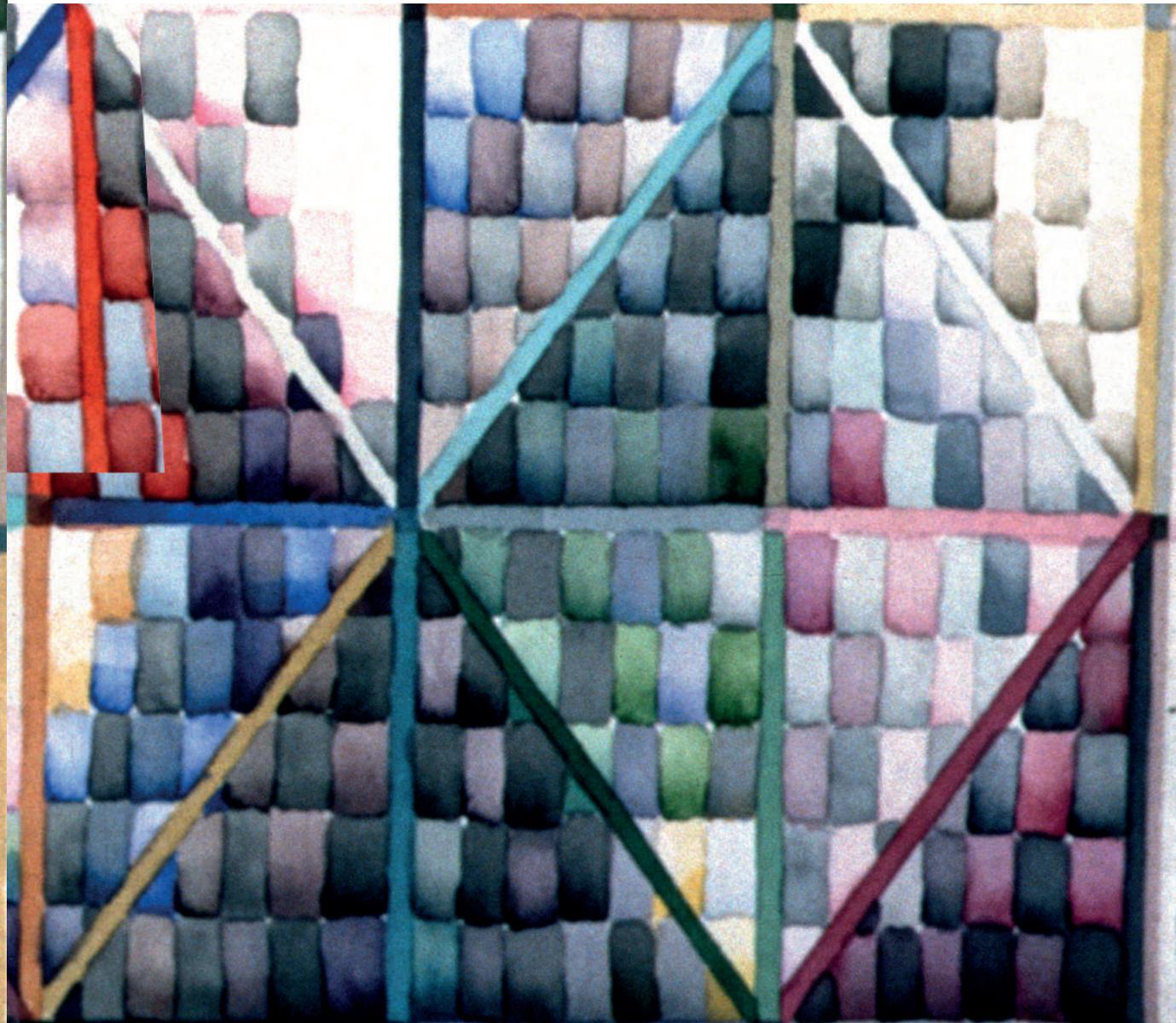
Die Roten, Nr.3, Aquarellfarbe, 57x77 cm / Ausschnitt



Die Roten, Nr.4, Aquarellfarbe, 57x77 cm

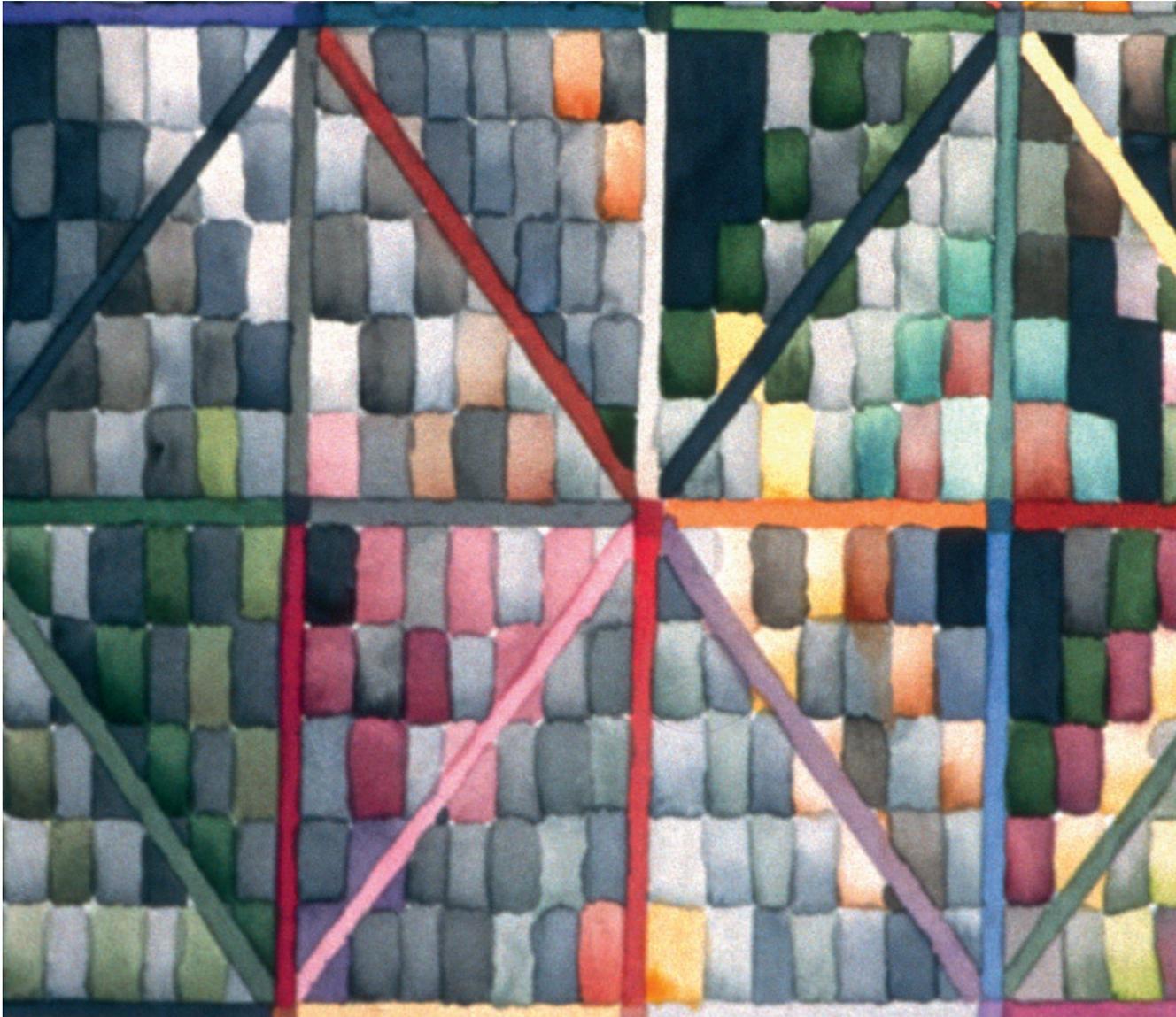








Die Roten, Nr.1, Aquarellfarbe, 57x77 cm / Ausschnitt





Alles für die Kunst

(SRF 2013)

FIGUREN

Christiane (50)

John (30)

ATELIER

(PINSELSTRICHE AUF EINER LEINWAND)

CHRISTIANE: (*mault*) Wenn ich gewusst hätte, wie kalt es hier ist ... (*seufzt*) Aber was tut man nicht alles.

JOHN: Ein Portrait ist immer ein schönes Geschenk.

CHRISTIANE: Denken Sie an das Dekolleté. Wie gesagt, es kann ruhig ein bisschen üppiger sein. Das Bild ist für sein Büro. Wenn Sie wüssten, was dort für junge Dinger ein- und ausgehen ... (*Pause*) Ich hab' übrigens keinem gesagt, dass ich hier bin. Nicht, dass sich einer verplappert.

JOHN: Nicht bewegen!

CHRISTIANE: Ich bewege mich nicht. Ich zittere!

JOHN: Die Kunstwelt wird begeistert sein.

CHRISTIANE: Mein Mann, der muss schwärmen. Von dieser wunderbaren Frau in Öl, gemalt von seinem Lieblingskünstler!

JOHN: Eigentlich mache ich das nur Ihrem Gatten zuliebe. Das Portrait, meine ich. Ich arbeite nämlich nicht mehr als Maler.

CHRISTIANE: (*erstaunt*) Nein?

JOHN: Ich habe mich der Skulptur zugewandt. Objekte aus Holz, Stein. Aber auch moderne Materialien. Plastik, Kunstharz ...

CHRISTIANE: Deswegen riecht es hier so merkwürdig ...

JOHN: Das ist eine meiner neuen Arbeiten, die noch ein wenig ausdünstet. (SCHRITTE)

Nicht bewegen!

CHRISTIANE: Ich muss mal!

(BLEIBT STEHEN)

(*entsetzt*) Aber ... da kann man ja überhaupt nichts erkennen!

JOHN: Wieso?

CHRISTIANE: Ich sitze eine halbe Ewigkeit auf diesem Hocker und alles, was Sie vorweisen können, sind Schmierereien ...

JOHN: Volle künstlerische Freiheit, das war meine Bedingung.

CHRISTIANE: Aber doch nicht so!

JOHN: Ihrem Mann wird es gefallen.

CHRISTIANE: Das Bild soll ihn an mich erinnern! An seine Frau! Besonders an die vollen Lippen und das Dekolleté ...!

JOHN: Ihre Lippen sind dort.

CHRISTIANE: (*konsterniert*) In der Ecke?!

JOHN: Seit Picasso haben alle Körperteile das Recht, sich von ihrem angestammten Platz zu lösen. Verfremdet bekommen sie neue Bedeutungen ...

CHRISTIANE: Lippen gehören ins Gesicht! Aber dazu müsste ich natürlich erst mal eins haben ... auf diesem ... (*verächtlich*) Gemälde ...

JOHN: Sie müssen nur genau hinsehen. Hier zum Beispiel ist Ihr Kinn.

CHRISTIANE: (*hysterisch*) Dieses Bild bezahle ich nicht! Wissen Sie, was ich glaube? Sie können überhaupt nicht malen ...

JOHN: Ich war an der Akademie!

CHRISTIANE: Der große Künstler ... Und kriegt nicht mal eine Nase hin!

JOHN: (KRAMT ZWISCHEN GERAHMTE LEINWÄNDEN. ZIEHT EINE DAVON HERAUS)
Hier sind Portraits ... Aufträge aus letzter Zeit, die ich angenommen habe, obwohl ich mich der Skulptur ... Bitteschön.

CHRISTIANE: (*skeptisch*) Die Nase sitzt jedenfalls an der richtigen Stelle. Und ein Gesicht gibt es auch.

JOHN: Oder hier ...
(ZIEHT EINE ANDERE LEINWAND HERVOR)

CHRISTIANE: Sie können's doch! Und wieso klappt das bei mir nicht?

JOHN: (*sucht nach Worten*) Ihr Gatte ist Sammler. Mein Sammler! Mein Wichtigster! Ich kann seine Frau nicht malen, als wär' ich irgendein Kleckser vom Montmartre.

CHRISTIANE: Und das?!

(NIMMT EINE WEITERE LEINWAND HERAUS)

JOHN (*heftig*) Nicht! ... Das ist noch nicht fertig!
(WILL IHR DAS GEMÄLDE WEGNEHMEN)

CHRISTIANE: Das ist doch ... (*erstaunt*) Ich werd' verrückt! Die Sekretärin meines Mannes! Wie kommt die denn hierher?

JOHN: (*zögernd*) Och ... wir haben uns kennen gelernt ... bei einer Ausstellung, die Ihr Gatte mit meinen Werken ... Da hat sie gefragt, ob ich sie porträtiere ...

CHRISTIANE: (*lacht auf*) Porträtieren ist gut ... Die Frau ist nackt!

JOHN: Ein Akt.

CHRISTIANE: Und es sieht auch noch gut aus!

JOHN: Jedes Sujet findet nun mal zu seiner eigenen Form ...

CHRISTIANE: Ach, und bei mir ist es dieses idiotische Geschmiere?! Je hässlicher, desto abstrakter!

JOHN: Gnädige Frau, Sie steigern sich da in was hinein ...

CHRISTIANE: Oder hat er Ihnen das befohlen?!

JOHN: Ich versteh' nicht ...

CHRISTIANE: Aber ich, Sie haben meinem Mann erzählt, dass ich Modell sitzen will. Und jetzt verlangt er, dass Sie mich »verfremden«! Wenn er mich schon dauernd vor der Nase haben muss.

JOHN: (*beteuert*) Ihr Gatte hat damit nichts zu tun!

CHRISTIANE: Das würde ich an Ihrer Stelle auch sagen. Ihr wichtigster Sammler! Die Kleine haben Sie bestimmt auch in seinem Auftrag gemalt.

JOHN: Ich?!

CHRISTIANE: Glauben Sie, ich weiß nicht, was hier läuft?! Ich habe ihn schon die ganze Zeit in Verdacht, mit seiner Sekretärin ... Aber das haben wir gleich ...
(TIPPT EINE NUMMER IN IHR HANDY)

JOHN: (*entsetzt*) Sie wollen es ihm erzählen?!

CHRISTIANE: Mal sehen, wie er reagiert.

JOHN: Das dürfen Sie nicht!

CHRISTIANE: Wieso?!

JOHN: Das ... das Verhältnis von Sammler zu Künstler ist ein ... äh ... höchst sensibles ...

CHRISTIANE: (*verwundert*) Ich hab' da gerade so eine Eingebung ...

JOHN: ... das würde mich die Existenz kosten!

CHRISTIANE: (*lacht auf*) Sie haben auch was mit ihr! Und er hat keine Ahnung! So ist es doch, nicht wahr?!

JOHN: (*verzweifelt*) Nein, nein ...!

CHRISTIANE: Und jetzt haben Sie Angst, dass er nichts mehr von Ihnen kauft, wenn er es erfährt! Nicht zu fassen! Sammler und Künstler teilen sich die gleiche Frau. Die gleiche Muse ... Oder soll ich Nutte sagen?

JOHN: Ich flehe Sie an ...

CHRISTIANE: Wissen Sie, im Grunde ist mir das egal. Mein Mann geht fremd, seit ich ihn kenne. Eine mehr oder weniger ... Dennoch kränkt es mich. Können Sie das verstehen?

JOHN: Aber ja! Auch die Frau eines Sammlers ist ein Mensch!

CHRISTIANE: (*kühh*) Sie wollen, dass ich es ihm verschweige?

JOHN: Sie täten der Kunstwelt einen großen Gefallen.

CHRISTIANE: Das wird aber nicht billig.

JOHN: Gnädige Frau, wenn Sie Geld wollen –

CHRISTIANE: Geld hab' ich wie Heu. Was mir fehlt, ist ... das Gefühl, jemandem etwas zu bedeuten! Wichtig zu sein! Unverzichtbar! (*entschlossen*) Ich will Ihre Muse werden!

JOHN: (*perplex*) Meine Muse?!

CHRISTIANE: Wir unterhalten uns über Kunst, übers Leben ... Natürlich befriedige ich auch Ihre körperlichen Bedürfnisse. Das gehört schließlich dazu. Und ich inspiriere Sie zu neuen Werken. Zu Meisterwerken!

JOHN: (*windet sich*) Muse ... So was ... wird man nicht auf Befehl ...

CHRISTIANE: Wie Sie wollen. Dann spreche ich eben mit meinem Mann.
(TIPPT DIE NUMMER INS HANDY)

JOHN: (*bastig*) Und ... und wenn mir an Ihrer Seite nichts einfällt? Wenn Sie sich ... wider Erwarten ... als Inspiration erweisen, die keine ist ...
(DIE NUMMER WIRD WEITER EINGETIPPT)

Okay, okay ... Womit fangen wir an?!

CHRISTIANE: (*personnen*) Als Ihre Muse spüre ich genau, wohin es Sie drängt ... Zu einer Skulptur! Einem neuen Werk aus diesem stinkigen Zeug ...

JOHN: Kunstharz.

CHRISTIANE: Wie machen Sie das eigentlich?

JOHN: (*tonlos*) Ich lege Objekte in eine Form, verfremde sie ... also, die Objekte –

CHRISTIANE: Genau wie bei meinem Portrait! Das Ohr hier, die Nase dort. Picasso.

JOHN: Dann gieße ich die Form aus. Mit Kunstharz. Damit wird das Objekt für immer konserviert. Die Methode ist nicht neu, aber sie eröffnet mir Sphären ...

CHRISTIANE: Toll! Aber ... mit lebenden Wesen machen Sie das nicht, oder? Ich meine, hoffentlich nicht! Wenn ich mir vorstelle, Sie legen einen Hund da rein ... oder eine Katze ... und übergießen das arme Tier ... Von einem Menschen ganz zu schweigen ...

JOHN: Ja ... ja (*nachdenklich*) Sie bringen mich da auf eine Idee ...

CHRISTIANE: (*stolz*) Die ideale Muse! Sag' ich doch!

»Himmelspforten«

(SRF 2017)

FIGUREN

Alte Frau (70)

Jonas (35)

WOHNUNG

ALTE FRAU: Noch ein Stückchen Kuchen? Oder ein Tässchen Kaffee?

JONAS: Tut mir leid, aber ich muss wirklich los.

ALTE FRAU: (*bedauernd*) Wo ich so selten ... nie Besuch kriege. Der Florian hat sich auch ewig nicht gemeldet.

JONAS: Das geht halt nicht so einfach ... von da, wo er jetzt ist. Aber er denkt immer an Sie. Meine Oma, hat er gesagt, ist die beste auf der ganzen Welt.

ALTE FRAU: (*gerührt*) So ist er, mein Enkel ...

JONAS: (*ungeduldig*) Wenn Sie mir dann vielleicht das Geld ... Sie wissen doch: Florian wartet darauf!

ALTE FRAU: Ich hol's Ihnen ...

(SCHRITTE)

Am Anfang war ich schon ein bisschen skeptisch. Wo die Polizei immer warnt. Dass da Leute anrufen und sagen, sie wären mit einem verwandt. Und sie bräuchten dringend Geld. Viel Geld!

JONAS: (*scheinheilig*) Der berühmte Enkeltrick. Davon hab' ich gehört.

ALTE FRAU: Und dann schicken sie jemanden, um es abzuholen. Aber in Wahrheit sind die gar nicht mit einem verwandt.

(ÖFFNET EINE SCHUBLADE)

JONAS: (*beschwichtigend*) Sie waren doch am Telefon. Sie haben gehört, dass es Florian war. Er kann halt bloß nicht persönlich –

ALTE FRAU: Zehntausend Franken. Ist das recht so?

JONAS: Wunderbar!

ALTE FRAU: Seine Stimme war auch so merkwürdig ...

(KOMMT ZURÜCK)

JONAS: Das lag an der Verbindung.

ALTE FRAU: Die kriegen das einfach nicht hin!

JONAS: Was?

ALTE FRAU: Mit dem Telefonieren! Da stirbt einer, und die schaffen es nicht, dass man sich wenigstens ab und zu –

JONAS: (*irritiert*) Wer stirbt?

ALTE FRAU: Florian!

JONAS: Sie meinen, Ihr Enkel ist tot?!

ALTE FRAU: Das wissen Sie doch!

JONAS: Äh ... ja, ja, natürlich ...

ALTE FRAU: So ist das nun mal. Manche gehen mit 70, so wie mein Peter. Andere mit 23. Deswegen versteh' ich ja, dass er nicht selbst vorbeikommen kann.

JONAS: (*lacht auf*) Stimmt!

ALTE FRAU: Aber ... so viel Geld ... Was will er denn damit?
 JONAS: Das ist wegen der Schulden. Hab' ich Ihnen doch erklärt.
 ALTE FRAU: Ich dachte, da oben sei alles umsonst.
 JONAS: Das denkt jeder. Aber ich sag' Ihnen: die nehmen es von den Toten! Zigaretten, Alkohol ... oder ein neues Auto ...
 ALTE FRAU: (*skeptisch*) Ein Auto ... ?
 JONAS: Das ... das nennen die nur so. Die fahren natürlich auf Wolken, is' doch klar.
 ALTE FRAU: (*beginnt zu schluchzen*)
 JONAS: Glauben Sie mir, Ihrem Enkel geht's gut. Der braucht nur ein bisschen ... Kleingeld.
 ALTE FRAU: Das meine ich nicht! Der Florian schlägt sich schon durch. Aber mein Peter ...
 JONAS: Peter?
 ALTE FRAU: Mein verstobener Mann! Das war so ein ganz Zarter, der sich nie was traut. Sehen Sie, der Florian meldet sich, wenn ihm was fehlt. Aber Peter? Kein Sterbenswort! Seit er mich verlassen hat! (*schluchzt erneut*) Vielleicht hat er auch Probleme und ich weiß nichts davon!
 JONAS: (*hat eine Idee*) Sie haben Recht! Ich sollte Ihrem Peter auch was mitbringen! Sicherheitshalber!
 ALTE FRAU: Aber ... ich hab' doch schon alles abgehoben!
 JONAS: Muss ja kein Bargeld sein. Schmuck, alte Münzen ... Die im Himmel sind da nicht so wählerisch.

KELLER

(EINE SCHWERE TÜR WIRD GEÖFFNET)

ALTE FRAU: Mein Peter hat immer gesagt, man kann nicht vorsichtig genug sein. Deswegen hat er alles im Keller versteckt.
 JONAS: Dieses ewige Misstrauen ... Kein Wunder, dass die meisten Leute glauben, ich will sie über den Tisch ziehen. Dabei tu' ich es für einen guten Zweck! Ich bin so eine Art Geldbote. Zwischen den Lebenden und den Toten ...
 ALTE FRAU: Die Tür, die muss man übrigens gut festmachen. Immer schön das Hölzchen drunter.
 JONAS: Und wo sind die Klunker jetzt?
 ALTE FRAU: Da vorne. In dem Regal.
 (SCHRITTE)
 Was ich Sie die ganze Zeit schon fragen wollte: wie kommen Sie denn eigentlich dahin? Zu den Toten ...
 JONAS: Öh ... ja ... ganz normal. Auch durch so 'ne Tür ...
 ALTE FRAU: Und dann?
 JONAS: Warten die dort auf mich.
 (ÖFFNET EINEN KARTON)
 (*begeistert*) Das sieht gut aus! Broschen, Halsketten, Uhren ... Da wird sich Ihr Peter aber freuen.
 ALTE FRAU: Und wo ist diese Tür?
 JONAS: Keine Ahnung. Da kann man jede nehmen. Wenn man weiß, wie's geht.
 ALTE FRAU: Also auch die da?
 JONAS: Meinetwegen auch die!
 ALTE FRAU: (*ratlos*) Aber die führt doch bloß in den Heizungsraum. Und von da geht's nicht weiter.
 JONAS: (*allmählich ungehalten*) Ja, glauben Sie, die hängen da ein Schild hin?! ,Eingang zum Himmel, zweiter Stock rechts'? Das ist geheim! Außerdem braucht man ein Klopfzeichen ... und ein Codewort ... und einen maschinenlesbaren Ausweis ...

ALTE FRAU: Ich versteh' das nicht. Ich meine, es gibt Millionen ... was sag' ich, Milliarden Tote! Wie können Sie die beiden da finden?

JONAS: Notfalls hilft uns der liebe Gott.

ALTE FRAU: Ich trau' der Sache nicht. Wissen Sie was?! Nehmen Sie mich einfach mit. Vier Augen sehen bekanntlich mehr als zwei.

JONAS: (*lacht auf*) Tut mir leid, aber das geht nicht! Man kann nicht einfach ... so nach drüben. Dafür braucht man ... eine Ausbildung!

ALTE FRAU: Ach ja? Welche?

JONAS: Das ... das ist sehr kompliziert. Ich hab' so Kurse besucht ...

ALTE FRAU: Ich auch!

JONAS: Jetzt machen Sie keine Geschichten! Ich pack' diesen ganzen Kram hier ein und das Geld und dann –

ALTE FRAU: (*misstrauisch*) Oder sind Sie am Ende doch ein Betrüger?! Einer, der versucht, mit dem Enkeltrick -

JONAS: Hören Sie, ich kann niemanden mitnehmen! In den Himmel. Das ist gegen die Vorschriften!

ALTE FRAU: Was denn für Vorschriften? Die will ich jetzt aber mal sehen!

JONAS: (*entnervt*) Meinen Sie, ich schlepp' die mit mir rum?!

ALTE FRAU: In der Bibel steht davon jedenfalls nichts!
(DIE KELLERTÜR FÄLLT INS SCHLOSS)

JONAS: Was machen Sie denn da?
(RÜTTELT AN DER TÜR)

ALTE FRAU: Das hat keinen Zweck. Die geht nur von draußen auf. Deshalb muss man sie ja gut festmachen. Mit dem Hölzchen ...

JONAS: (*fassungslos*) Und jetzt?! Hier ist doch sonst keiner!
(RÜTTELT ERNEUT)

ALTE FRAU: Wir gehen durch die andere Tür!

JONAS: Aber ... die führt doch bloß in den Heizungsraum!

ALTE FRAU: Das sieht nur so aus! (*flüstert aufgeregt*) Das Klopfzeichen ... und das Codewort ... und der maschinenlesbare Ausweis ... Schon vergessen? (*Pause*) Florian und Peter warten auf uns!

Das »Schreckmümpfeli« (eine Verballhornung von »Bettmümpfeli«, schweizerisch für »Betthupferl«) ist eine Hörspielreihe des Schweizer Rundfunks, die es bereits seit 1975 gibt. Jeweils montags um 23 Uhr 4 wird auf SRF 1 ein solcher Kurzkrimi mit schwarzem Humor ausgestrahlt. Etliche Folgen können auf der Internetseite des Senders nachgehört werden. Im Christoph-Merian-Verlag erscheinen Sampler mit ausgewählten Episoden als Hörbuch.

Can't keep safe what wants to break

Von Hans Gerhard

Als sie wieder bei den Autos stehen am dunklen Waldrand, die Klippen und den Horizont im Rücken, fällt der Blick der jungen Frau auf den Fön. Dessen Griff ragt aus einer Plastiktüte auf dem Beifahrersitz des Autos, mit dem er angereist ist, und seine Glatze ist nicht zu übersehen, er hat seine Kappe abgenommen und in die Anoraktasche gestopft. Als sie unwillkürlich anfängt zu grinsen, räuspert er sich und holt Luft, dann sagt er hastig: »Können Sie haben.«

»Was?« »Den Fön. Können Sie mitnehmen.« Er drückt auf seinen Schlüssel, alle Lampen leuchten auf und die Zentralverriegelung brummt. Er öffnet die Autotür, zieht das Gerät samt Kabel aus der Tüte, hält es der jungen Frau entgegen.

Die steht verdutzt in der offenen Lederjacke, den offen getragenen, lockigen Haaren, den festen Stiefeln. In der leichten Brise bewegt sich ein grünes Bändchen, das sie sich in die rotgefärbten Locken geflochten hat. Ihr Mund steht etwas offen, was ihr rundes Gesicht noch etwas größer macht. »Ich schmeiß ihn sonst weg. Dürfte klar sein, warum.« Er streckt den Fön aus, sie ergreift ihn automatisch. Nach kurzem Schweigen, kurzem gegenseitigen Mustern, fährt er sich über den kahlen Schädel und lacht verlegen, sie zuckt die Achseln und sagt »Danke schön.« »Wir sind dann jetzt wohl klar«, sagt er. Er verschließt seinen Wagen. »Den klaut hier keiner«, murmelt sie. »Mag sein. Schönen Tag noch«, dann dreht er sich um und ist im Begriff, loszugehen. »Moment«, ruft sie, »ich wollte Ihnen noch einen schönen Urlaub wünschen.« Er hält inne, »Danke schön.« »Also wenn was ist, rufen Sie an. Immer. Egal, was ist. Und Sie denken bitte daran, die Fenster zu schließen, wenn Sie das rote Licht blinken sehen. Das ist wirklich ganz wichtig.« »Ist mir klar«, sagt er. »Nochmal danke, tschüss.« Sie blickt ihm nach, als er den Pfad zum Leuchtturm in Angriff nimmt, der Leuchtturm, in dem er die nächsten drei Wochen als Pensionsgast verbringen wird, ohne Internet, ohne Fernseher, ganz allein.

Sie besieht sich den weinroten Fön, den sie immer noch in der Hand hält und runzelt die Stirn. Als sie in ihr Geländefahrzeug steigen will, stoppt sie, dreht sich abrupt um und läuft dem Mann hinterher, den Fön wie eine Pistole in der rechten Hand, der Stecker schwingt am Kabel über dem steinigen Boden wie ein Pendel, jetzt hat sie den Mann erreicht, sie stehen sich gegenüber, hinter ihr der Nadelwald, aus dem ihre Autos nacheinander aufgetaucht sind, hinter ihm die Klippen, der Leuchtturm, das Meer. Sie lächelt. »Rufen Sie bitte an«, sagt sie. »Im Hotel. Wenn Sie mal reden wollen.« Er schüttelt den Kopf und wendet sich ab. »Irgendwann wollen alle reden«, ruft sie ihm hinterher, »ich gebe Ihnen zwei Tage!« »Die Wette gilt!«, ruft er zurück, ohne anzuhalten. Er hat den Leuchtturm fest in den Blick genommen, er lässt die junge Frau auf dem Pfad zurück. Die fixiert unschlüssig den Fön, dann kehrt sie zu ihrem Wagen zurück und fährt davon.

Nun, nachdem die Formalitäten abgeschlossen sind, setzt er sich an den Schreibtisch, auf dem er einen Laptop platzieren könnte, wenn er einen mitgebracht hätte. Hinter der bis auf das Notfalltelefon unberührten Platte hängt ein weiß lackierter Heizkörper, dahinter das niedrige, aber breite Fenster mit Blick auf den Ozean, das Wetter ist trübe, das Wasser bewegt, aber die Wellen unorganisiert, es bilden sich keine eindeutigen Fronten, stattdessen schwappen die Kronen in schmalen Zickzacklinien hin und her, als könnten sie sich nicht einig werden. Der Leuchtturm, wohl schon lange in eine Ferieneinsiedelei umgewandelt, steht zwanzig Schritte

vom Rand der etwa dreißig Meter hohen Klippe entfernt, direkt vor dem schwarzgrauen Sockel eine hölzerne Bank, auf dem Moos ein Einweckglas voller Zigarettenkippen.

Wenn er sie jetzt anrufen wollte, mit dem Knopf Nummer 1, dann wüsste er noch nicht einmal ihren Namen, wen sollte er verlangen? Aber das ist natürlich kein richtiges Problem, und jetzt muss erst einmal alles zu wirken beginnen.

Hoch ist er nicht, der Leuchtturm, nur drei Stockwerke, eckig, dunkel, gedungen, aber die stählerne Eingangstür wurde violett angestrichen, dahinter die Treppe, ein paar alte Kisten mit niemals benötigter Ausrüstung, und oben die Wohnung, renoviert, über einer Dachluke der Aufsatz mit der alten Lampe, die ausgebaut worden ist, um Platz für einen Liegestuhl zu schaffen. Das Klo ist unten im Sockel; es wird erst nach seiner Abreise wieder geleert werden, so geräumig ist der geruchssicher versiegelte Tank, der Wasserbehälter ist ebenfalls bis zum Rand gefüllt und sollte reichen, er kann natürlich nachbestellen, bei Bedarf.

Sein erster Spaziergang früh am nächsten Morgen führt ihn links vom Leuchtturm weg, den Rand der Klippen entlang, eine kleine Weile bergab und dann eine kleine Weile bergan, Richtung höchster Punkt. Immer mal wieder tritt er ganz dicht an den Abgrund und lugt vorsichtig hinab, zehn, zwanzig Meter, vielleicht mehr, und unten nicht einmal Sand, nur schwarze Felsen, zwischen denen dunkelgrüne Algenstreifen eingeklemmt sind und von der Brandung aufgewühlt, aber nicht fortgerissen werden.

Er steht, von hinten gesehen, direkt im Himmel und in diesen zerfetzten Wolken. Er breitet zögernd die Arme aus und reckt sein Gesicht in den Wind. Er lässt die Arme wieder sinken und tritt ein paar Schritte zurück, die Augen fest verschlossen. Er grunzt und erschreckt vor dem Geräusch. Dann geht er weiter den kleinen Pfad entlang, die Klippen hinauf.

Dort bemerkt er das Kreuz. Aus Holz. Direkt am Klippenrand platziert, zwischen den Steinen, mit Schrauben fixiert. Dunkelbraun lackiert. Und mit einem silbern gerahmten Foto versehen, in Schwarzweiß, etwas gelbstichig, aber vielleicht sieht das in diesem diffusen Licht auch nur so aus, und es zeigt einen jungen Mann im Anzug, der schüchtern lächelnd nicht direkt zum Betrachter blickt sondern die Augen niedergeschlagen hat.

Keine Daten. Es könnte seit dreißig Jahren hier stehen, aber dafür sieht es eigentlich zu neu aus. Die beiden Männer schauen sich eine Weile an, das Meer rauscht, unterhalb dieses Punktes, des höchsten, die Wellen gischen sicher fünfzig Meter unter dem Felsrand, kaltes Kochen, der Wind wird stärker.

Nachdem er sich das Kreuz eine Weile genau betrachtet hat, unter dem immer bewölkeren Himmel, in diesem seltsam trüben Licht, da nur das Grundrauschen der See zu vernehmen ist, nach intensivem Augenkontakt mit dem Abgebildeten, diesem Schwarzweißbild, seinem beinahe kindlichen Ausdruck, dreht er sich abrupt um und marschiert zielstrebig in Richtung Leuchtturm, Augen stur geradeaus, auf den steinigen Pfad gerichtet, die Klippe hinab und zum Gebäude hin. Im Treppenhaus angekommen hält er auf den Stufen inne und betrachtet die Kisten und Kästen, die Tuae und Planen, das Werkzeug, all die Dinge die nicht mehr ständig gebraucht werden und doch noch kein Gerümpel sind.

Dann geht er weiter hinauf, lässt die Luke auf ihren Schienen in die Tiefe fahren und betritt seine Behausung, die bis auf seine beiden großen Reisetaschen genauso aussieht wie gestern, als er angekommen ist. Der größeren dieser beiden Taschen entnimmt er jetzt sein immer noch in eine Plastiktüte gewickeltes Necessaire, legt es auf den Tisch, stopft sich die zusammengeknüllte Tüte in die Anoraktasche und verlässt die Wohnung, nicht ohne die Luke wieder zu verschließen, obwohl nur er über den Code für den Schließmechanismus an der eisernen Eingangstür des Leuchtturms verfügt.

Und stapft die Treppe herab, ohne das Lager erneut zu betrachten, verlässt das Gebäude, wieder den steilen, steinigen Pfad am Klippenrand entlang, bis er den höchsten Punkt und schließlich das Kreuz erreicht hat. Er keucht ein wenig, während er wieder dem jungen Mann auf dem Foto ins Gesicht sieht, als würden sich die niedergeschlagenen Augen ihm zuwenden, wenn man sie nur lange genug fixiert hat. Er kniet sich auf die Steine und das Moos und beginnt die Plastiktüte, gelb und blau, mit dem Schriftzug eines Discounters, aufzufalten schließlich vorsichtig über das Holzkreuz zu stülpen und herunterzuziehen. Sodann steht er auf, tritt zwei Schritte zurück und mustert sein Verhüllungswerk. Er massiert sein Kinn, sei-

nen haarlosen Skalp, dann weicht er noch etwas weiter zurück, blickt in den Himmel und seine Wolken, die sich immer höher auftürmen. Vielleicht ist bereits eine Sturmwarnung ausgegeben, denn das Wetter verschlechtert sich zunehmend.

Dann verschränkt er seine Hände auf dem Hinterkopf und atmet tief durch.

Das Sturmwarnungslämpchen leuchtet nicht auf. Er blickt aus dem Panoramafenster in den Himmel, es bewölkt sich, vielleicht wird es wirklich ernst werden, aber noch ist das nicht der Fall. Die Wellen schwappen immer noch ungerichtet herum, er vernimmt das Geräusch, das entsteht, wenn sie sich lustlos an den Klippen brechen.

»Ich habe ja gleich gewusst, dass Sie keine zwei Tage durchhalten werden«, lacht sie, nachdem sie von einer anderen Frau, offenbar älter, an den Apparat gerufen worden ist. »Das ist aber etwas anderes«, antwortet er. »Ich habe tatsächlich ein Anliegen.« Vor ihm auf dem Schreibtisch liegt ein Ringbuch, er kritzelt, während er spricht, Formen und Figuren auf das linierte Papier. Er erklärt die Situation und warum er sich schon jetzt, am ersten vollen Tag, leider gezwungen sieht, das Hotel anzurufen.

»Ich werde jetzt nicht dahin fahren und dieses Kreuz abbauen, nur damit Sie nicht an ... nur weil Sie ... also ich finde, ganz ehrlich, da stellen Sie sich auch ein bisschen an.« Er schweigt. »Ich habe gewusst, dass das mit Ihnen nicht lange gutgeht.« Er räuspert sich. »Das hat nichts mit mir zu tun. Es geht um das Kreuz. Nur um das Kreuz. Ich möchte einfach nicht jedes Mal, wenn ich dort hingehere ... das ist doch wohl normal. Ich möchte hier Urlaub machen. Ich möchte mich entspannen. Ich möchte mal alleine sein. Nur für eine Weile. Ich möchte einfach nicht jedes Mal, wenn ich ... das ist doch nicht zu viel verlangt.«

»Sie haben es rausgezogen, richtig? Sie haben es da rausgepult. Und jetzt liegt es da rum. Und jetzt soll ich zwei Stunden da rausfahren und es mitnehmen.« »Ich habe es nicht rausgezogen. Es steht immer noch da. Aber ja, bitte, es wäre schön, wenn Sie es entfernen ... solange ich hier bin.« Er redet weiter: »Was ist denn dabei? Es doch wohl nur normal, dass die Leute ... sie können nicht erwarten, dass Sie nirgendwo ... ich meine ... «Ich wollte hier alleine sein«, murmelt er. »Ich fahre jetzt nicht eine Stunde durch die Gegend, nur weil Sie nicht ertragen können, dass es außer Ihnen noch andere Leute ... naja, gibt.« »Dann lasse ich mir etwas einfallen«, sagt er. »Sie lassen es in Ruhe«, antwortet sie. »Daran müssen Sie sich gewöhnen. Das ist sozusagen ... nein, das sage ich jetzt nicht.«

»Das nehme ich jetzt so zur Kenntnis«, sagt er.

Das Wetter wird immer schlechter, er kann nicht nach unten gehen und sich auf die Bank setzen, er kann nicht auf das Dach seiner Behausung, es bleibt nur der Blick aus dem Fenster, oder, wenn er auf die graugrüne Wand schauen will, die der Wald auf der Landseite bildet, jenseits des Pfades, auf dem sein Auto steht, dann muss er die Treppe herunter und die Stahltür öffnen. Aber hier oben ist es ebenso gut und warm. Sie haben es rausgezogen, richtig?

Sie haben um nichts gewettet, es wäre auch zu einfach, denn er kann sich natürlich immer einen Vorwand aussuchen. Er fährt sich über die Glatze, auf seinem schmalen Bett sitzend, langsam zieht er die Jacke aus, die er immer noch trägt und hängt sie an den Garderobenständer.

»Sorgen«, sagt er unvermittelt laut, »Sorgen um Sie machen.« Es ist noch lange nicht spät genug, um schlafen zu gehen. Er tigert eine Weile durch die warme Wohnung, mal hastiger, mal unentschlossener, dann macht er sich wieder abmarschbereit, und es hat ja auch keinen Sinn, darauf zu warten, dass der Regen aufhört oder sich abmildert, ob sie den Fön verwendet, man könnte sie fragen, ob sie den Fön schon ausprobiert hat, er setzt sich die Mütze auf und geht die Treppe hinunter, vor die Tür.

Doch plötzlich geht er wieder nach oben, er entnimmt einer der beiden großen Taschen ein Buch, er setzt sich, er schmunzelt, als er zu lesen beginnt. Ob sie den Fön schon einmal ausprobiert hat?

Am nächsten Morgen setzt er sich ohne Umschweife an den Schreibtisch und beugt sich über seinen Schreibblock, er bringt Worte zu Papier. Aber nach einiger Zeit schaut er wieder aufs Meer, die Wellenkronen sind hinter den Regenschleiern nicht mehr differenziert auszumachen, das Sturmwarnungslämpchen blinkt immer noch nicht, obwohl das Wetter schlechter geworden zu sein scheint.

Er besteigt erneut die Klippe. Wieder macht ihm die körperliche Anstrengung sichtlich zu schaffen. Er spürt den Wind, der unablässig an ihm zaust. Er steht auf hellgrauem Felsen, vereinzelt Flechten, Brocken, Splintern. Dahinter das Meer, ganz nah, er müsste nur zwei kleine Schritte gehen, dann hätte er das Kreuz erreicht und dann ... Es ist das Gelb, es sieht aus wie eine Boje auf dem Trockenen, obwohl der Regen jetzt schon deutlich auf das Plastik klatscht. Man kann, da sich die klamme Folie um das Holz spannt, sogar erahnen, was genau sich darunter befindet. Und was sollte es auch sonst sein. Und fast kann man den jungen Mann auf der Fotografie in ihrem ovalen Rahmen vor sich sehen, durch den umgekehrten Schriftzug hindurch.

»Ich fange jetzt nicht an, mit dir zu reden«, murmelt er und bemerkt es, aber im Regenrauschen ist es kaum zu vernehmen, deshalb kann man ja weiter, »Mit dir reden sollen«, sagt er, »worüber ich alles ...«. Seine Stimme geht in Keuchen über, dann bricht er ab.

Rasch bückt er sich und erfasst die Arme des Kreuzes unter der Tüte mit beiden Händen, er ist überrascht von dem Widerstand, der ihm entgegengebracht wird, er wechselt in die Hocke, er verstärkt seinen Griff, er ruckelt und wackelt, und mit einem gepressten Schrei reißt er es aus seiner Verankerung, setzt sich auf den Hosenboden und beschmutzt seine Hose, aber er hat es, er hält das Bündel in die Höhe, reckt es in die Wolken, verzieht das Gesicht, ächzt, spürt die Tropfen auf seinem Gesicht und den Händen, dann richtet er sich auf und betrachtet sein Werk.

Er hat es beschädigt. Es saß auf einem Metalldorn, der in das Erdreich, in den Felsen, in die Klippen eingelassen worden und nun verbogen ist, und obendrein ist der Schaft des Kreuzes eingerissen, man kann es durch die Lackierung deutlich sehen, zwei dunkelgelbe, schmale Wunden ziehen sich durch das Holz.

Er richtet sich auf, stößt einen weiteren unüberlegten Satz aus und wischt sich kalten Regen aus dem Gesicht. Den Klippenpfad herab, er hält sich die Tüte als Schutz über den Kopf, dennoch laufen ihm die Tropfen in kleinen und größeren Fäden in den Kragen und die Ärmel, sinnlos alles, er klemmt sich das Kreuz schließlich doch unter den Arm. So erreicht er, inzwischen mit vollkommen durchnässten Kleidern und einem flauen Gefühl in der Brust, von dem er sich nicht sicher ist, wann genau es eingesetzt hat, den Leuchtturm.

Erst steht er auf der Treppe, sein Blick ruht auf einer schwarzen, kühlschrankgroßen Blechkiste, die längs auf der rechten Seite liegt, halb von einer dunkelgrünen Kunststoffplane bedeckt. Er geht eine Stufe zurück und hält die Tüte prüfend über das Geländer, aber er entscheidet sich anders. Draußen schwingen sich Wind und Wetter immer majestätischer auf. Er geht wieder in die Wohnung, steuert zielstrebig den Wandschrank über der Küchenzeile an, öffnet die linke Klappe, räumt Geschirr beiseite und legt das Bündel auf das Brett, dann schließt er die Tür, zu schnell, es knallt, er flucht laut.

Er bleibt vor dem Herd stehen, unbeweglich, von seinem Anorak tropft es stetig herab. Er steht in einer kleinen, klaren Pfütze und starrt auf den dunkelgelb lackierten Küchenschrank, er versucht, sich abzuwenden, aber er bringt es nicht fertig.

Er öffnet die Klappe, er zieht die nasse Tüte mitsamt ihrem Inhalt wieder hervor, er murmelt und zerrt das Plastik herunter, er will sich die Beschädigung genau betrachten, die unübersehbaren Risse, die gebrochene Unterseite. Er besieht sich das Loch, in dem der Metallstift, den er verbogen auf der Klippe zurückgelassen hat, irgendwie fixiert gewesen sein muss, Leim, wie auch immer, die Konstruktion bleibt unerklärlich, er fährt mit dem Finger über das Holz, er zieht ein Küchenmesser aus der Schublade und stochert damit in dem kleinen Loch herum, und jetzt, nachdem ihm nichts klar geworden ist, legt er Holz und Klinge vor sich auf die Küchenablage und versinkt in Grübeln. Dann klingelt das Telefon.

»Ich wollte mich nur mal kurz bedanken. Für den Fön. Ich störe Sie doch nicht?« Sie geraten ins Plaudern. Nach einer Weile wird ihre Stimme ernster.

»Wegen dem Kreuz. Ich hab nämlich nochmal nachgedacht, das ist ja sicher ... aber vielleicht kann man sich da etwas einfallen lassen. Man muss es ja nicht gleich abbauen.« »Hab ich auch nicht«, sagt er schnell. »Ich weiß«, fährt sie fort. »Aber vielleicht ... kaschieren?« Er lacht leise.

»Sie könnten doch bestimmt so eine alte Plane aus dem Lagerraum nehmen, diese dicken, grünen. Die können Sie doch fixieren, ich kann Ihnen auch Heringe oder so etwas mitbringen.« »Was? Heringe? Wieso Heringe?« »Heringe für Zelte.« » Ich weiß, was Heringe sind. Aber ich glaube nicht, dass das eine gute Idee ist. Es ist viel zu nah an der Klippe, wenn ich da mit einem Hammer rumfuhrwerke, dann können Sie schon mal ein zweites Kreuz einpacken, wenn Sie die Latrine leeren kommen.« Sie schweigt, dann sagt sie: »Es war auch nur ein Vorschlag. Sie haben Recht. Wenn Sie sich das da oben nicht zutrauen, dann lassen Sie das Kreuz so, wie es ist.«

»Ich habe mich kindisch angestellt. Was soll schon mit dem Kreuz sein?« Stille. Er blickt auf das Meer, den Hörer locker an der Ohrmuschel.

»Bitten Sie mich jetzt nicht, Ihnen von ihm zu erzählen«, sagt sie. Kilometer entfernt, an dem leeren Schreibtisch, auf dem das Telefon steht, mit der Sturmwarnungslampe, die jederzeit zu blinken beginnen könnte, schüttelt er den Kopf, dann sagt er: »Ich komme eigentlich ganz gut damit klar. Inzwischen.« »Seine Eltern kommen jedes Jahr«, sagt sie, aber er antwortet nicht, nur ein tiefer Seufzer.

»Sie können mit mir über alles reden. Ich weiß, Sie kennen mich nicht. Aber vielleicht ist das ja mal ganz gut so. Es ist ein bisschen wie im Internet, eine Wildfremde hört Ihnen zu ... hat es was mit dem Fön zu tun?« Er grunzt. Er antwortet nicht. »Es ist Ihre Entscheidung«, sagt sie. »Ja«, sagt er, »ganz genau. Meine Entscheidung. Nur, dass es nicht interessiert, wie ich irgendwas finde. Oder auch, wie Sie irgendwas finden. Wie irgendjemand ... es ist eben im Moment so, dass ich mich von allem entferne, immer weiter entferne, und es ist nicht mal so, dass ich darunter leiden würde, es ist mir einfach nur noch egal, und ich habe keine Ahnung, ob sich das irgendwann noch mal ändert, ob ich mich ändern muss, aber was soll das denn überhaupt heißen, sich ändern, mich ändern, und ...« – er stockt. Es knackt.

»So, jetzt bin ich wieder da«, sagt sie. Erwartungsvoll. Er lehnt sich auf dem Schreibtischstuhl zurück und fährt sich mit der rechten Hand über die Glatze. »Das – das ist schon in Ordnung«, sagt er leise. »Und machen Sie sich bitte keine Gedanken wegen des Kreuzes. Ich glaube ... ich glaube, ich komme wirklich inzwischen ganz gut damit klar, kann ganz gut ... damit umgehen.« »Vielleicht denken Sie wirklich noch mal über diese Plane nach«, sagt sie. »Ich könnte auch kommen und sie anbringen. Es ist nicht so viel los im Moment.« »Nein, nein«, wehrt er ab, »die Tüte ... die Tüte leistet mir da ganz gute ... also es erfüllt alles seinen Zweck, im Moment.« »Was denn für eine Tüte? Sind Sie sicher ... Sie sind nicht ... also im Moment.« »Nein, nein«, sagt er mit einem leisen Lachen, »das ... ich glaube, ich gehe jetzt noch ein bisschen spazieren.« »Was? Bei dem Regen?« Und er legt auf. Sieht wieder hinauf aufs Meer, das sich nicht verändert zu haben scheint. Nach einer Weile richtet er sich mechanisch auf.

»Verplappert hat er sich«, sagt er, und »Er war doch nicht für mich. Wozu brauche ich denn ...« – er verstummt. Er steht vor dem Herd, unbeweglich, von seinem Anorak tropft es, auf seiner Glatze ein Regenwasserfilm wie Öl. Er steht in einer kleinen, klaren Pfütze und starrt auf den dunkelgelb lackierten Küchenschrank, er versucht, sich abzuwenden, aber er bringt es nicht fertig.

Er ergreift das Kreuz, stopft es wieder in die Tüte, legt das Bündel wieder ab, dreht sich um, geht zwei Schritte, kehrt aber sofort wieder zurück, er zerrt das Plastik erneut herunter, er will sich die Beschädigung nochmals genau betrachten, den unübersehbaren Riss, die gebrochene Unterseite. »Er war doch überhaupt nicht für mich. Da kann man ihn doch auch verschenken. Was soll ich denn fragen, über dich? Was will ich denn wissen, überhaupt?« Dann setzt er das Messer an, unten am Schaft Er schnitzt. Er trägt kurze, dünne Streifen und Splitter ab, damit er unten eine Spitze bekommt, damit es hält, neben den Bröckchen, in der Erde, auf dem Felsen, dort, wo er das nutzlose Fundament zurückgelassen hat, verbogen und kahl, aber direkt daneben, dort kann man es sicher ...

Er trägt es wieder durch den Regen, durch den immer stärker werdenden Sturm, obwohl es erst Mittag ist, herrscht draußen Dämmerung, ist der Wald eine schwarze, gleichgültige Wand, der Boden verschlammte, es ist kalt und kaltes Wasser schlägt an seine Gesichtshaut, auf den bereits nassen Kopf, er schnieft, flucht, schnieft wieder.

Und einige Minuten ist er damit beschäftigt, das unten unbeholfen angespitzte Holz in die Klippe zu rammen, im strömenden Regen, in gegen die Böen geduckter Haltung, aber es hält, wenn man es ein wenig gegen einen größeren Brocken lehnt, dann geht es, ein Blitz zuckt auf und erleuchtet die Stelle. Das schiefe Kreuz, neben dem verbogenen Dorn, zwischen Fels und Flechten, es wird halten, obwohl es tost und tost. Er ist gerade im Begriff, sich zu erheben, als er den Ruf hört.

Er hat nicht schnell genug gearbeitet. Sie nähert sich ihm auf dem Pfad zur Spitze der Klippe, natürlich hat er ihr Auto nicht gehört, aber sie ist gut zu erkennen trotz der Fellmütze und der Winterjacke, eine andere als gestern, jetzt grollt der Donner, kurz darauf wieder Blitzschlag. »Was machen Sie denn hier?« Er wehrt ab. »Es ist alles in Ordnung. Ich habe es wieder reingesteckt.« Er deutet auf das Kreuz, jetzt, im Dunkeln, kann man es nicht erkennen, aber nach erneutem Blitzschlag leuchtet die Klippe auf, liegt das Kreuz inmitten der Felsbrocken, liegt das Gesicht des jungen Mannes im Dreck, dann ist es wieder düster und dann: »Das ist doch ... Sie kommen jetzt mit mir mit!« »Was?« »Sie kommen jetzt mit mir mit! Glauben Sie, ich will das ...«, sie greift nach seinem Arm, »nicht noch mal mitmachen, Sie lassen das jetzt!« Sie deutet auf das ruinierte Kreuz: »Das ist doch ... wir müssen hier weg, Sie kommen jetzt mit zum Auto!«, aber er schüttelt vehement den Kopf, sie sind beide durchnässt, in den Blitzen flackern ihre sich nahen Gesichter und sind unmittelbar wieder verschwunden.

Jetzt dreht er sich um. Und geht, springt, die paar Meter zum Klippenrand, auf dem das Kreuz gestanden hat, wieder zurück. Auf die Steine stellt er sich, den Rücken zum Abgrund, und breitet die Arme aus. »Hier! Hier!«, schreit er, überrascht von der Leichtigkeit, mit der er den Sturm übertönt. Sie geht einen Schritt auf ihn zu, bricht aber ab. »Was machen Sie denn da? So kommen Sie doch zurück.« Er schüttelt den Kopf. Der Wind fasst ihm unter den Anorak, aber noch ist sein Stand sicher. Er schaut nach dem Leuchtturm zu seiner Linken, zum Waldrand, auf die zwei Autos, die er nur erahnt, und zu der jungen Frau, die ihm jetzt wie angewurzelt gegenübersteht, ihr rundes, offenes Gesicht ist ebenfalls klatschnass, das kann alles Mögliche sein.

Als sich ein paar Sekunden lang nichts tut, gibt er seine Kreuzhaltung auf, geht in die Hocke und legt die Hände vor Wangen und Augen. Langsam nähert sie sich ihm. Beide sind nass bis auf die Haut. Die junge Frau fragt, ob jetzt alles in Ordnung sei. Man könne es wieder reparieren. »Es ist ja meine Schuld. Allein das mit dem Fön. Wir gehen jetzt zum Leuchtturm. Obwohl es ja inzwischen keinen Unterschied macht. Merken Sie eigentlich, dass es kaum noch regnet?« Nach einigen Sekunden beginnt er zu nicken. »Es ist alles in Ordnung«, murmelt er fast unhörbar durch seine Finger. »Es ist alles in Ordnung, ich sollte ihn vorbeibringen, ich sollte ihn ... jedes Jahr kommen sie, ich weiß nicht, was ich jedes Jahr machen soll, das ist doch alles ...«, er blickt auf zu ihr, schaut ihr in die Augen, sie legt ihm ihre rechte Hand auf die Schulter.

So verharren sie einen Moment, aber dann fängt er an, den Kopf zu schütteln, immer noch in der Hocke, auf das Kreuz starrend, und sagt: »Ich möchte jetzt lieber alleine sein.« Und dann noch: »Ich rufe Sie morgen an. Aber jetzt möchte ich lieber alleine sein.«

Helmut

Von Christina Haubrich

1

›Helmut wohnt hier nicht mehr.‹ Das klang wie eine Einleitung, ›... wohnt hier nicht mehr.‹ Da musste noch mehr gesagt werden. Der Satz erzeugte Fragen.

Helmut rückte sich auf dem Sitz der Bushaltestelle etwas bequemer zurecht. Ihm gefiel dieser Satz, und das machte ihm Angst. Er war ihm vor zwei Tagen in den Sinn gekommen, als er wie jeden Morgen beim Wachwerden auf der Bettkante verharret und in die Baumkrone vor dem Schlafzimmerfenster geblickt hatte.

Auf diese Weise den Tag zu begrüßen war ihm eine Gewohnheit geworden. Sobald er bemerkte, dass er nicht mehr schlief und Inges Atem zu seiner Linken ihm verriet, dass er die Morgenstille noch eine Weile für sich hatte, rappelte er sich leise hoch. Da saß er dann, am Rande der noch warmen Matratze, mit sehr geradem Rücken, in Unterhose und Hemd, die Hände auf den Knien vor dem dicken Bauch. Er erkannte das kleine Rasseln in seiner Brust und verscheuchte den Gedanken an das Nichtrauchen. Sein Blick fiel aus dem Fenster. Er betrachtete den Baum. Es war ein Ahorn, mit einem starken, gesunden Stamm und ausladenden Ästen. Die Narben des Astlochs lagen gerade auf Augenhöhe. Helmut sah die Bögen des Holzes, das Farbenspiel der Rinde. An manchen Stellen gab es kleine Mooskissen, und etwas Efeu hatte auch schon den Weg bis hier oben gefunden. Eine Meise bearbeitete eilig wie ein Fressroboter den Stamm. Dann verschwand sie mit einem Ruck und einem Bogenflug rüber zur anderen Straßenseite.

An keinem Tag war dieses Schauspiel gleich, aber dafür verlässlich. Der Baum war da, und Helmut genoss das Bild und die Stille. So also auch vor zwei Tagen. Er schaute in die Baumkrone. Und etwas stimmte nicht. Er blickte in die Äste. Er besah sich den Stamm, stemmte sich sogar etwas in die Höhe, aber den Fehler konnte er nicht finden. Helmut stutzte. Alles war wie immer ein bisschen anders, aber das Bild stimmte trotzdem nicht. Waren es die Meisen? Hatte Inge vielleicht das Schlafzimmerfenster geputzt? Helmut seufzte. Er sollte vielleicht in die Gänge kommen, sicher schon spät, also dann. Beim Aufstehen wollte er dem Fenster schon den Rücken kehren. Da sah er, was fehlte.

Das Licht in Frau Busemanns Wohnung gegenüber war noch aus. Im Januar konnte er bis in ihr Wohnzimmer sehen. Das war ihm unangenehm, aber mit der Zeit hatte er sie so ein bisschen kennengelernt. Er wusste, dass sie früh aufstand und vor ihm das Haus verließ. Er hatte sich daran gewöhnt, dass ihre Morgenrituale im Winter wie ein Film hinter der Baumkrone abliefen und irgendwann nicht mehr darauf geachtet. Jetzt lag die Wohnung dunkel und leer, das konnte er deutlich erkennen, denn die Fensterquadrate waren kahl und unbespielt. Keines der Mobiles oder Windspiele war mehr zu sehen. Auf dem Balkon fehlten die Blumentöpfe und der Wäscheständer. Frau Busemann war fort. Und dann kam schon dieser Satz geflogen und ließ sich auf Helmut nieder wie ein verirrter, schwatzhafter Papagei. ›Helmut wohnt hier nicht mehr.‹

Jetzt, an der Bushaltestelle, schmeckte er diese Worte. Sie hatten sich in ihm festgesetzt wie ein Keim. Er malte sie aus. Er drehte und wendete sie und machte ihnen Platz. Seine Freude darüber erfüllte ihn mit Ehrfurcht, aber nicht, weil er vorhatte umzuziehen. Das wollte er nicht. Vielmehr staunte er über den inneren Helmut, der sich da in ihm zu rühren begann. Der offenkundig solche Dinge tat wie Kistenpacken zwecks Wohnungswechsel. Nur Inge fehlte in diesem Bild. In Gedanken stellte er sie dazu, aber sofort merkte er, dass sie im Weg war.

Das Bild stimmte, wenn er sie an der Wohnungstür sah, wie sie den Satz zum Briefträger sagte. So war es richtig. Das verwirrte ihn.

Helmut drückte sich von der Sitzbank hoch und zündete sich seine erste Zigarette für heute an. Er tat ein paar Schritte in die Richtung, aus der der Bus zu erwarten war. Es war noch Zeit, und es nieselte. Er nahm wieder Platz im spärlichen Schutz der Haltestelle und rauchte. Von gegenüber kam Tom herangegangen. Er war sechzehn und wohnte mit seiner Mutter und seiner kleinen Schwester unter Frau Busemanns Wohnung im Erdgeschoß. Helmut und er kannten sich nur vom gemeinsamen Warten auf die 103. Manchmal sprachen sie ein bisschen miteinander, aber morgens war es dafür oft zu früh. In der rechten Hand das Handy, näherte Tom sich der Bürgersteigkante. Seine schräge Kopfhaltung erlaubte es ihm, sowohl den Verkehr als auch das Display im Auge zu behalten. Eine leichte Bewegung der Muskeln in diesem Jungengesicht mit den fleckig wachsenden Bartstoppeln verriet Helmut, dass er zur Kenntnis genommen worden war wie eine weitere Message im Chat. Er nickte ihm zu. Der Junge hob kaum merklich das Kinn zum Gruß. Dann stellte er sich in die andere Ecke der Haltestelle und fertig.

Helmut trat die Zigarette aus und sank zurück in seine Gedanken. Er dachte an Inge. Das tat er gern. Inge gab ihm das Gefühl, kein Zufall zu sein. Und das tat er für sie: Er war in Inges Leben eine Anwesenheit, die sie mit dem Erdboden verankerte, so wie die Gewichte an den Stangen der Marktstände dafür sorgten, dass die Stoffbedachungen nicht davonflogen. Helmut sorgte dafür, dass Inge nicht abhob, und ihre eigenen Schritte spürte. Für ihn bedeutete das keine sonderliche Mühe. Er war ein Mann des Alltags. Die vielen kleineren und größeren Handlungen des täglichen Tuns waren für Helmut so etwas wie ein gängiger Refrain, der ihm leicht im Ohr klang, eine beruhigende Melodie, die er mochte. Und das tat Helmut noch für Inge: Er wärmte ihr den Tag vor, immer wieder aufs Neue. Das fiel ihm leicht. Wenn er sich am Morgen erhob, durften die schläfrigen Nachtgefährten, die sich aus den Träumen gestohlen und auf die Schränke und hinter die Kommoden gesetzt hatten, noch etwas verweilen, aber nicht zu lange, dann gluckerte die Kaffeemaschine ihr Lied und der Kühlschrank sprang zustimmend an. Helmut öffnete das Küchenfenster weit und die Traumgestalten verschwanden. Dann trug er Inge den Kaffeebecher ans Bett. Der Duft des Getränks versicherte ihr, was er schon wusste. Auch dieser Tag würde in Ordnung sein, weil er da war. Zu dieser Empfindung mischten sich dann kleine Geräusche, das Knistern der Zeitung, das Knarren der Stuhllehne und gelegentlich ein kleiner Lacher, wenn er sich über die Meldungen amüsierte. Wenn Inge dann das Wohnungslied erkannte, konnte sie aufstehen, und wenn sie bei Helmut am Küchentisch angekommen war, hatte sie ihn im Wachsein schon eingeholt. Wenn sie sich kurz angesehen und erkannt hatten, dass ihr Tag der gleiche war wie seiner, dann war es Mittwoch oder Freitag für beide, dann stimmte die Richtung, dann konnte es losgehen. Das war aber nicht immer so. An manchen Tagen hatte Inge etwa donnerstags noch zuviel Montag in den Knochen, dann schmerzte sie der Rücken, oder Schlimmeres, und Helmut musste die Heutebrücke bauen. Meist kriegte er das ganz gut hin, indem er sie an sich drückte, sie passte mit ihrer schmalen Schulter gut in seine Achselhöhle, dann platzierte er eine fürsorgliche Frage und drückte ihr einen Kuss auf den Scheitel. Den Steg konnte Inge überqueren und trotz Rücken den Donnerstag in Angriff nehmen. Einfach, meistens.

Ein Klaps an den Arm riss Helmut aus den Gedanken. Er musste eingeknickt sein. »Komm, dein Bus ...«, rief Tom ihm zu und verschwand im Inneren der 103. Er wankte zu den Vordertüren. Der Busfahrer sah ihn müde an. Helmut winkte ihn weiter. Er würde heute nicht einsteigen. Er würde nach Hause gehen und sich krankmelden. Der Tag hatte einen Fehler, und Helmut musste das richtigstellen, irgendwie. Der Bus setzte sich in Bewegung. Im Vorbeifahren sah er Tom am Fenster. Er war schon wieder in sein Handy vertieft. Eine Abgaswolke wehte Helmut ins Gesicht. Noch einen Moment stand er da, sah dem Gefährt hinterher und ließ den Regen gewähren. Dann ging er heim.

Helmut war ein dicker Mann. Ihm machte das nichts aus. Und Inge auch nicht. Soviel er wusste.

»Ich passe nicht mehr in den Rahmen ...«, sagte er jetzt zu ihr. Er saß am Küchentisch, als sie nach Hause kam. Er sah ein bisschen besorgt aus. Die Hände lagen auf seinen Oberschenkeln, die Handflächen nach oben. »Was sagst du?«. Im Flur klackerten die Kleiderbügel, die abgestreiften Schuhe polterten, dann stand sie in der Tür, mit leicht geröteten Wangen. »Was sagst du, ich hab dich nicht richtig gehört?«. »Ich passe nicht mehr. In den Rahmen«, brachte Helmut hervor. Sie huschte an ihm vorbei Richtung Spüle, warf ihm einen amüsierten Seitenblick zu, und ihr Geruch blieb für einen Moment an ihm haften. Sie lachte, dann spritzte sie ihm mit den nassen Händen ein paar Tropfen zu. »Wie bist du dann in die Küche gekommen?« Dabei betrachtete sie abwechselnd ihn und den Türrahmen und lächelte, dann sah sie in seine Miene und verstand, dass es ernst war.

Geräusche von Bewegungen, wenn keiner was sagt. Bartstoppeln kratzen am Hemdkragen. Atem, ein Räusperrn. Trockene Hände reiben Krümel vom Tisch. Elektrisches Knistern, wenn Finger durch Haarsträhnen fahren. Im Sommer ist es noch mehr. Nackte Füße gehen über Holzsteg, ein gutes Geräusch. Ein warmer Kopf legt sich dumpf auf ein Handtuch im Gras. Klatsch, eine Mücke am Bein verfehlt. Handtuchhärte auf Gänsehaut.

Jetzt war nicht Sommer, dachte Inge. Jetzt waren es 22°C wärmer in der Küche als draußen im Januar. Hier, wo Helmut und Inge am Tisch saßen. Sie sprachen nicht. Sie hörten viel. Jeder in seinem eigenen Kopf. Herzschlag.

Inge spürte, wie es in ihr klopfte, Achtung da draußen, ein Schreck? »Okay«, sagte Inge zur Tischkante, die nichts erwiderte. Typisch. In solchen Momenten half auch die vertraute Kücheneinrichtung nicht weiter. Inge sah Helmut in die Augen. Grün.

Es hatte ein bisschen gedauert damals am Holzsteg am See. Sie hatte ihn gefragt. »Heiratest du mich?« Ihm in die grünen Augen gesehen. Mit klopfendem Herzen die Antwort herbeigehorcht. Die nicht kam, erstmal. So war Helmut. Er überstürzte nichts. Er hatte sie angesehen, eine Zigarette angezündet und ihr in den Mund gesteckt, sich selbst die zweite. Sie hatten geraucht, auf den See geblickt und es so gelassen. Am Ende der Zigarette hatte er sich auf dem Handtuch auf die Seite gelegt und war eingeschlafen, mit seiner Nase an ihrer Schulter, Duftkontakt.

»Unter einer Bedingung.« Am nächsten Morgen saß er schon am Steuer des Wagens, sie hatte sich gerade neben ihm niedergelassen, um die Rückfahrt zu verdösen, da sagte er das. »Versprich mir, dass wir uns niemals die Tür versperren, wenn einer mal raus muss.«

Das Gelb der Zuckerdose erinnerte Inge an einen Film aus ihren Kindertagen. Die Wissenschaftler hatten eine Formel entwickelt, ein Getränk gebraut und ihre eigenen Körper auf Millimetergröße reduziert. Auf diese Weise konnten sie in einem Miniatur-U-Boot durch die Adern des menschlichen Körpers reisen. Was hätte sie darum gegeben, jetzt. Sie sah sich auf dem Knopf des Zuckerdosendeckels sitzen und Helmut betrachten. Wie eine Stubenfliege hockte sie dort. Helmut mochte die nicht, aber er zerschlug sie nie. Er wedelte sie fort und ließ sie am Leben. Würde er sie auch verscheuchen? Oder auf seinen Handrücken setzen?

Die Spannung in der Küche war wie eine dritte Person. Die Heizungsluft stand ab. Inge wollte das Fenster öffnen. Auf ihrem Weg an Helmut vorbei roch sie seinen Schweiß. Das öffnete ihr das Herz und den Verstand. Sie blieb vor ihm stehen. »Wir könnten ja ... « Sie stockte und musterte die Äderchen auf seinem Nasenrücken. Helmut hob den Kopf und ergriff den Blusenknopf auf ihrem Bauch. Er drehte ihn ein bisschen hin und her, dann ließ er die Hand wieder sinken. »The right frame of mind«, sagte er und überlegte, wo er das schon mal gehört hatte. »Ein Songtext vielleicht?« Inge blieb vor ihm stehen und wartete ab, was jetzt kam. Helmut begann zu summen und fasste wieder den Blusenknopf. Er drehte daran und summte. Dann lachte er leise. »Weißt du noch?«, brummte er in ihren Bauch. Ja, sie wusste es noch. Schon lange her war das, damals am See, in einem anderen Sommer. Sie hatte seine Brustwarzen zu Radioknöpfen gemacht, und dann hatten sie eine ganze Playlist zusammenfantasiert, und als sie die 80er durchhatten und die 90er verschmähten, waren sie einfach auf der

Wiese eingeschlafen. Am nächsten Morgen mussten sie auf der Rückfahrt bei einer Apotheke Halt machen, weil die Stechmücken ganze Arbeit geleistet hatten.

Helmuts Hand rutschte mit einem Ruck von ihrem Bauch. Der Knopf war ab. »Behalt ihn.« Inge küsste ihn auf die Stirn, dann drehte sie sich um und verschwand im Bad. Helmut sah ihr nach. Sein Blick blieb am Türrahmen hängen. Er ließ den Kopf an die Wand sinken. Dann steckte er den Knopf zu dem Schlüssel in seiner Hosentasche.

Im Bad zog Inge den Deckel vom Lippenstift. In stoppschildroten Buchstaben malte sie ein Wort auf den Spiegel. ENDLICH.



Madame Opingle

Von Jörg W. Gronius

Das erste Mal sah ich sie auf einem Empfang des Bundespräsidenten kurz nach dem Fall der Berliner Mauer. Weizsäcker hatte Theaterleute aus Ost und West ins Schloß Bellevue geladen, die damals, aus Opportunismus gegenüber den Ostlern, eine kurze Zeit lang »Theaterschaffende« genannt wurden. Einer der Programmpunkte jenes Abends war eine Lesung aus Musils »Mann ohne Eigenschaften« durch den Burg-Schauspieler Wolfgang Gasser. Ich kannte ihn von unserer Wiener Hermann-Broch-Produktion, und er bat mich, ihn zu begleiten.

Ich erhielt eine offizielle Einladung des Bundespräsidialamts, die man persönlich bestätigen mußte mit Angabe der Nummer des Personalausweises. Diesen habe man am Eingang vorzuzeigen, einer Durchsuchung auf Waffen oder vergleichbare Gegenstände müsse man sich unterziehen.

Es war Winter, und ich trug meinen dicken Wollmantel über dem schwarzen Anzug. Gelbe Taxis und schwarze Limousinen karrten die Intendanten, Verwaltungsdirektoren, Bühnen- und Kostümbildner, Schauspielerinnen und Schauspieler über die weitläufige Auffahrt heran. Ich war mit dem Bus gekommen und stapfte zwischen all den Berühmtheiten auf den hell erleuchteten Eingang zu. Dort standen zwei gelangweilte Polizisten, die weder meinen Ausweis noch sehen wollten, ob ich etwas unter dem Mantel verbarg. Den ließ ich an der Garderobe mit dem Gedanken, wer den Präsidenten heute abend erschießen wollte, könnte es tun. Nun war jedoch Weizsäcker allenthalben – sogar bei vielen Linken – dermaßen beliebt, daß niemandem der Präsidentenmord zu einem Vorteil gereicht hätte.

Drinnen begrüßte mich, nachdem ich bei Präsident und Präsidentengattin meine Aufwartung gemacht und mich als Dramaturg des Herrn Kammerschauspielers Gasser vorgestellt hatte, Wolfgang selbst mit den Worten: »Was möglich war, ist wirklich geworden.«

Gasser las auf ausdrücklichen Wunsch des Präsidenten aus Musils Roman die Seiten 16 bis 18, auf denen Möglichkeits- und Wirklichkeitssinn entfaltet werden. »Der Mann ohne Eigenschaften« sei Weizsäckers Lieblingsroman, hieß es, und die Abschnitte über Möglichkeits- und Wirklichkeitssinn seine Lieblingsstelle. Das ist kein Wunder, stehen diese Abschnitte doch so weit vorne im Roman, daß man danach getrost aufhören kann zu lesen. Niemand hat den Roman komplett gelesen. Das ist wegen der entsetzlichen Langeweile von Musils Erzählen auch gar nicht anders möglich. Es handelt sich bei dem Ruhm dieses Werkes um den größten literaturgeschichtlichen Irrtum der Welt, dem leider der sechs Jahre jüngere, unendlich viel bedeutendere Wiener Romancier und Essayist Hermann Broch zum Opfer fiel. Aus dem Schatten des einschläfernden Musil-Fragments ist sein Werk einfach nicht hinauszubugsieren. Seine Romane »Die Schlafwandler« und »Der Tod des Vergil« sind mitreißende Monumentalepen des 20. Jahrhunderts. Der Essay »Hofmannsthal und seine Zeit« ist der Schlüssel zu Geist und Kultur der Doppelmonarchie, »Der Mann ohne Eigenschaften« dagegen nur reine Papierverschwendung.

Weizsäcker hatte also Musils Wälzer angelesen, war gähnend auf der Seite mit Möglichkeits- und Wirklichkeitssinn angekommen, klappte das Buch erleichtert zu mit den Worten: »Das isses«, und sagte zu seiner Sekretärin: »RufenSe den Gasser an.«

Nach etlichen Begrüßungen, Lobesreden auf den Fall der Mauer und Laudatien auf das DDR-Theater, las Gasser die paar Absätze über Möglichkeits- und Wirklichkeitssinn, was den Gästen – es war ja ein Stehempfang – das Fehlen von Sitz- oder besser noch Liegegelegenheiten bewußt machte. Als jemand halblaut sagte: »Wirklichkeitssinn und Müdigkeitssinn« gab es einen aufmunternden Lacher. Der Applaus für Gasser blieb mager, denn am anderen Ende

des Saales hatte sich ein Kreis gebildet, der die Aufmerksamkeit auf sich zog. Man drängelte sich förmlich um ein Geschehen, das sich irgendwie am Boden abzuspielen schien. Einen Moment kämpfte ich mit meiner Loyalität zu Gasser, trottete mit meinem Glas dann aber auch hinter allen anderen her. Nur Gasser und die engeren Mitarbeiter des Präsidialamts blieben bei den Wezsäckers.

»Sie schwebt, sie schwebt«, hörte ich staunende Rufe und suchte mit den Blicken an den Köpfen vorbei oder über sie hinweg die Ursache zu entdecken. Und richtig: eine schlanke junge Frau lag rücklings auf dem Boden, die Arme locker am Körper und den Kopf leicht nach hinten gelegt – nein, eben nicht! Sie lag nicht, sondern schwebte liegend über dem Boden, mindestens zwei Handbreit, wenn nicht mehr. Nun kamen auch der Präsident und seine Entourage näher, das Wunder zu betrachten.

»Das gibt es nicht, das gibt es nicht«, sagte die Präsidentengattin, für die man schnell Platz gemacht hatte, immer wieder, und das Sektglas in ihrer Hand zitterte. Die Schwebende hatte die Augen geschlossen, schlug sie jetzt aber auf, lächelte und hob sich langsam noch etwas höher, so daß unter ihrem Rücken mindestens vierzig Zentimeter freie Luft war. »Möglichkeits- und Wirklichkeitssinn«, flüsterte Gasser, der inzwischen neben mir stand, »er wollte Theaterleute, jetzt hat er Theater.«

Die Schwebende schloß wieder die Augen, und ihr Körper, übrigens in ein frackähnliches Hosenkostüm gekleidet, senkte sich behutsam auf den Boden. Sofort griffen helfende Männerhände nach ihren Armen und halfen ihr in den Stand. Der Applaus übertraf den für Gasser um ein Vielfaches.

Sie war der Mittelpunkt des restlichen Abends. Man überschüttete sie mit Fragen und Komplimenten, reichte ihr Gläser mit Sekt und Saft, fragte, was man für sie tun könne und wollte einfach wissen, wie sie das machte: das Schweben. Sie lächelte über alle Fragen, Komplimente und Köpfe hinweg, war einfach nur geheimnisvoll charmant. Enttäuscht zog sich ihr Publikum langsam zurück.

Nachdem die meisten Gäste sich verabschiedet, entfernt oder einfach verkrümelt hatten, blieben Gasser und ich noch beim Präsidentenpaar sitzen. Die Schwebende wurde dazu und um ihren Namen gebeten: Opingle, Madame Opingle. Woher sie das könne? Was sei der Trick? Nein, kein Trick, sie könne das eben. Sie wäre bei allen Vorsprechen in Schauspielschulen abgelehnt worden mit der Begründung, sie könne nicht stehen. Also habe sie sich das Schweben angeeignet.

Der Präsident zeigte sich äußerst gesprächig und unverkrampft. Er wirkte erleichtert, daß der offizielle Teil des Abends überstanden war und man nun in einem kleinen Kreis noch »beim Glase Wein«, wie er mit sonorer Stimme sagte und seinen Mitarbeiter einschenken hieß, »einfach ein bißchen quatschen« konnte. Wezsäcker beklagte sich über den baulichen Zustand seines Amtssitzes: »Sie kriegen das hier nicht geheizt!« Auch der fehlende Etat zur Anschaffung von Kunstwerken bereitete ihm Verdruß. »Die paar Graupners«, er wies auf die Wände mit drei der berühmten Polsterbilder, »und das wars dann schon.«

Bevor eine Diskussion über Malerei in dritter Dimension in Gang kam, drängte die Gattin zur Verabschiedung. Wezsäcker fragte uns, ob wir mit seinem Dienstwagen noch irgendwohin wollten. Gasser wollte unbedingt in die Paris Bar. Ich gab zu Bedenken, daß dort ohne Reservierung kein Platz zu kriegen sei. Wezsäcker sagte, man solle das seinem Chauffeur überlassen. Wir brachen auf, der Wagen stand bereit. Als wir in der Kantstraße vorfuhren, stand der Wirt der Paris Bar mit weißer Schürze schon vor der Tür, nahm uns in Empfang und führte uns an einem frisch gedeckten Tisch. Ich setzte mich neben Madame Opingle.

Aus einem Roman im Entstehen, der »eine andere Geschichte der O.« erzählt, die Geschichte der Madame Opingle.



Ankündigungen und ungenutzte Möglichkeiten

Zum Umgang mit dem industriellen Erbe des Saarlandes

Von Harald Glaser

In ihrem jährlichen Bericht an die Landesregierung nimmt die Arbeitskammer des Saarlandes aus Arbeitnehmersicht zu Fragen der Landespolitik Stellung. Der Schwerpunkt des Jahresberichts 2017 lag auf Kultur und Kulturpolitik. Bei der Erfüllung ihrer gesetzlichen Aufgabe, die »kulturellen Interessen«¹ der saarländischen Arbeitnehmer wahrzunehmen, misst die Arbeitskammer dem industriellen Erbe einen besonderen Stellenwert zu. Der folgende Beitrag stellt eine überarbeitete Fassung des betreffenden Kapitels aus dem Jahresbericht dar.²

Der Steinkohlenbergbau und die Eisen- und Stahlindustrie haben das Saarland und die Lebensbedingungen seiner Bewohner über Jahrzehnte geprägt. Insbesondere wegen der Kohlevorkommen wurde das Industriegebiet an der Saar nach beiden Weltkriegen von Deutschland abgetrennt, was zur Entstehung des Saarlandes als politischer Einheit führte. Die Montanindustrie brachte wirtschaftliche und gesellschaftliche Verhältnisse hervor, die bis heute nachwirken. Mit der Umstrukturierung der Eisen- und Stahlindustrie, dem Ende des Bergbaus und dem allgemeinen wirtschaftlichen Strukturwandel ist die Frage, wie mit der materiellen und immateriellen Hinterlassenschaft der Industrie zu verfahren sei, in den Blickwinkel der öffentlichen Aufmerksamkeit gerückt.

Wenn die Herausbildung eines historischen Bewusstseins als Bestandteil politischer und kultureller Bildung dazu beitragen kann, gegenwärtige Entwicklungen einzuordnen, in ihren Voraussetzungen zu begreifen und willentlich zu beeinflussen, dann bieten die Sachzeugen der Vergangenheit einen allgemein zugänglichen, fassbaren Anknüpfungspunkt für die Auseinandersetzung mit Geschichte auch über Fachkreise hinaus. Vorausgesetzt ist, dass sie

mit ihren ursprünglichen Merkmalen und in ihren Zusammenhängen erkennbar bleiben und erschlossen werden.

Die Debatte um »Industriekultur« im Saarland

In der Auseinandersetzung um den Umgang mit dem industriellen Erbe im Saarland lassen sich verschiedene Abschnitte unterscheiden:

1. Mit der Stilllegung des Neunkircher Eisenwerks fand das Thema Anfang der 1980er Jahre erstmals verstärkte Beachtung.

– Nachdem in Neunkirchen die Erhaltung eines aussagekräftigen Ensembles gescheitert war, stellte sich die Frage der Bewahrung einer vollständigen Werksanlage aufs Neue bei der Einstellung der Roheisenerzeugung in Völklingen 1986. Durch die Aufnahme der Völklinger Hütte in die UNESCO-Liste des Weltkulturerbes erhielt das industrielle Erbe einen dauerhaften kulturpolitischen Stellenwert.

2. Das im Jahre 2000 erstellte Gutachten »IndustrieKulturSaar« (sogenanntes Ganser-Gutachten) erhob den Anspruch, alle bedeutenden Industriedenkmäler des Saarlandes zu erfassen und Vorstellungen zu ihrer künftigen Verwendung zu entwickeln. »Industriekultur« sollte als Triebkraft der Strukturpolitik genutzt werden, sei es über die Ansiedlung innovativer Unternehmen (Stichwort »Zukunftsstandorte«), sei es durch »Industriekultur-Tourismus«. Zur Umsetzung wurde die inzwischen aufgelöste »IndustrieKulturSaar GmbH (IKS)« gegründet.

3. Aus Anlass der Einstellung des Steinkohlenbergbaus 2012 wurde im früheren Bergwerk Reden die Ausstellung »Das Erbe« eröffnet. Die Landesregierung gab ein Gutachten in Auftrag, das die Grundlage für Erhalt und Nutzung der Bergbaudenkmäler liefern sollte.

Die Arbeitskammer hat die Debatte von Beginn an kritisch begleitet. Sie hat sich für die Erhaltung der kennzeichnenden Anlagen und Landschaftselemente eingesetzt und gefordert, dass die mit ihnen verbundene Wirtschafts- und Sozialgeschichte erforscht und möglichst am authentischen Ort der Nachwelt vermittelt wird. Dabei wären Lebens- und Arbeitsbedingungen der arbeitenden Bevölkerung besondere Beachtung zu widmen. Durch die Unterstützung von Zeitzeugenbefragungen ehemaliger Belegschaftsangehöriger der Völklinger Hütte und des Drahtwerks St. Ingbert hat die Arbeitskammer einen eigenen Beitrag zur Dokumentation industrieller Arbeits- und Lebenserfahrungen geleistet.³

Zum zehnjährigen Jahrestag des Gutachtens »IndustrieKulturSaar« wies die Arbeitskammer in ihrem Jahresbericht 2010 auf den Gegensatz zwischen dem dort erhobenen Anspruch und den erzielten Ergebnissen hin und empfahl einen »Neustart« in drei Handlungsfeldern:

- Vernetzung der Standorte, um unter Einbeziehung von Wohnen, Landschaft und der Stätten der Arbeiterbewegung die Gesamtheit der industriellen Vergangenheit abzubilden;
- inhaltliche Neubestimmung mit Berücksichtigung von Sozialgeschichte und Herrschaftsverhältnissen;
- Beteiligung und höhere Wertschätzung der ehrenamtlich Tätigen vor Ort.⁴

Seit dem Ende des Bergbaus hat die Aufmerksamkeit für das industrielle Erbe wieder nachgelassen, wesentliche Aufgaben harren aber weiterhin einer Lösung. Im Folgenden soll eine Bestandsaufnahme vorgenommen werden: Was wurde versucht, um die seit der Entdeckung der »Industriekultur« erklärten Ziele zu erreichen und welche längerfristigen Tendenzen kennzeichnen den Umgang mit dem industriellen Erbe im Saarland?

Entsorgung im Internet: Die Erinnerung an den Bergbau

Nach der erklärten Absicht der Landesregierung sollte »die Erinnerung an den Bergbau und die Anerkennung für die Menschen, die ihn betrieben haben, zu einem festen kulturellen Bestandteil der Lebenswirklich-

keit unseres Landes werden.«⁵ Als »zentrales Element der Erinnerungskultur«⁶ war die Ausstellung »Das Erbe« vorgesehen. Es soll hier nicht erörtert werden, inwiefern »Das Erbe« die Erwartungen erfüllte. Stattdessen wollen wir verfolgen, was aus der Ausstellung geworden ist und welche Schritte zur Förderung einer wie auch immer beschaffenen »Erinnerungskultur« unternommen wurden.

Nachdem zeitweise eine Neuauflage und Erweiterung im Gespräch waren, wurde »Das Erbe« Ende November 2015 geschlossen. Die erhofften Besucherzahlen waren nicht erreicht worden; insbesondere die ehemaligen Bergleute und ihre Traditionsvereine ließen das erwartete Interesse vermissen.⁷ Kritiker bemängelten, dass keine Mittel für ein Rahmenprogramm oder eine Überarbeitung zur Verfügung gestanden hätten.⁸

Möglicherweise griff auch der Ansatz zu kurz: Eine Ausstellung, die sich vorrangig an ehemalige Bergleute und an Traditionsvereine wendet, hat mit 70.000 Besuchern ihre Zielgruppe wohl erreicht, zumal für viele frühere Bergleute die Pflege von Erinnerungen nicht im Vordergrund ihres »Lebens nach dem Bergbau« stehen dürfte. Damit ist die Frage angesprochen, welcher Stellenwert dem industriellen Erbe überhaupt beigemessen wird. Erschöpft er sich in »Erinnerungskultur« oder wird die Vergangenheit auch in ihrer Bedeutung für die Gegenwart wahrgenommen? Für letzteres könnte die Montanindustrie zahlreiche Ansatzpunkte bieten, zum Beispiel:

- die Folgewirkungen der Prägung einer Region durch Bergbau und Eisen- und Stahlindustrie: wirtschaftlich, sozial, ökologisch, kulturell und mental;
- die Voraussetzungen, Formen und Auswirkungen des Strukturwandels;
- der Wandel von Arbeitsbedingungen und innerbetrieblichen Beziehungen im Laufe einer über zweihundertjährigen Industriegeschichte;
- die wirtschafts-, umwelt- und arbeitspolitischen Fragen, die sich mit der »Globalisierung« dieser Industriezweige verbinden.

Als Ausgleich für die Beendigung der Ausstellung wurde der digitale Auftritt von »Das Erbe« auf *Google Arts & Culture* angepriesen.⁹

Fotos und Gegenstände, die in Reden gezeigt wurden, sind jetzt weltweit im »Netz« zu sehen. Indessen beschränken sich die Erläuterungen auf ein Mindestmaß; Zusammenhänge und Hintergründe bleiben im Unklaren. Die Möglichkeiten, die eine digitale Aufbereitung bietet, um weiterführende Informationen einzubinden, wurden nicht genutzt. Ungeachtet dessen sind Zweifel angebracht, ob *Google Arts & Culture* ein geeignetes Medium für eine Ausstellung über die Geschichte des Bergbaus im Saarland darstellt, die zudem ehemalige Bergleute ansprechen soll.

Ein virtuelles Dasein fristet auch das zweite Vorhaben zum Bergbau, die Saarländische Bergbaustraße. Zusätzlich ist eine Broschüre erschienen, die aus dem Internet heruntergeladen werden kann. Eine Beschreibung der Standorte und eine Veröffentlichung mit näheren Erläuterungen – wie zunächst angekündigt – wurden nicht verwirklicht.¹⁰

Davon abgesehen, dass eine virtuelle eine reale Route nicht ersetzen, sondern bestenfalls ergänzen kann, bleibt auch hier die Gestaltung hinter den Möglichkeiten des Mediums zurück. Weder werden die dürftigen Standortbeschreibungen mit vertiefenden Auskünften verknüpft noch wird auf die Gruppen hingewiesen, die sich mit der Bergbaugeschichte beschäftigen. Dabei sah der Beirat der Initiative Saarländische Bergbaustraße im September 2015 »im Internet-Auftritt die zentrale Leistung: Weil dort alle Vor-Ort-Tätigen aktuelle Infos einspeisen könnten.«¹¹ Stattdessen findet der Nutzer Links zu den Internetseiten der betreffenden Gemeinden, auf denen er mit Glück und Geduld auf Mitteilungen zum jeweiligen Bergbaustandort stößt.

Erhaltung von Bergbaudenkmalen nach

»Zufall und Glück«

Anlässlich der Einstellung des Bergbaus beauftragten *Ruhrkohle-AG* (RAG) und Landesregierung das Büro für Industriearchäologie in Darmstadt, die zur Dokumentation unverzichtbaren Anlagen zu ermitteln, Nutzungskonzepte zu entwerfen und eine grobe Kostenschätzung vorzunehmen. Zunächst ist zu bemerken, dass

das Gutachten die Gesamtheit der Denkmale nicht erfasst, da es sich auf Förderanlagen beziehungsweise auf Einzelbauten beschränkt, die von Förderanlagen übrig geblieben sind. Auch wurden, von Ausnahmen abgesehen, nur Objekte im Eigentum der RAG beurteilt.¹² Folglich fanden weder die Siedlung in Maybach noch die Zeugnisse des Bergbaus in Von der Heydt und am Gegenortschacht/Brennenden Berg in Dudweiler Berücksichtigung.

Einwände rief vor allem die Beschränkung einer möglichen Landesförderung auf vier nach nicht unbedingt nachvollziehbaren Kriterien ausgewählte »Premiumstandorte« hervor. Andere erhaltenswerte Objekte wie die Gasmaschinenzentrale in Heinitz erscheinen dadurch als nicht »förderungswürdig.«¹³ Zwar hoben die Gutachter hervor, die Wertung als »Nicht-Premium-Standort« bedeute keine Abrissgenehmigung, doch entstand angesichts der unzureichenden finanziellen Ausstattung vieler Gemeinden die Befürchtung, dass der Erhalt der restlichen Denkmale nicht gesichert sei.¹⁴ Die Ausweisung von Standorten besonderer Bedeutung dürfte außerdem dazu beigetragen haben, dass die hohe Bewertung anderer Anlagen weitgehend unbeachtet blieb.¹⁵ Das Denkmalamt bemängelte die Unterscheidung in »unverzichtbare« und »weniger wichtige« Anlagen vor dem Hintergrund der Vielfältigkeit der Hinterlassenschaft als »aus denkmalfachlicher Sicht [...] bedenklich«. Auch lege das Gutachten »keinen Schwerpunkt auf die Verknüpfung der Standorte und eine diversifizierte Betrachtung«¹⁶.

Der neue Koalitionsvertrag vom Mai 2017 bestätigt die Befürchtungen. Demnach soll lediglich ein Standort als Gesamtheit erhalten bleiben; hinzu kämen einzelne Teile der übrigen »Premiumstandorte«. Beides steht unter dem Vorbehalt, dass sich RAG bzw. Nachfolger »massiv« beteiligen – ohne dass Vorstellungen entwickelt werden, wie diese Beteiligung und eine künftige Trägerschaft beschaffen sein könnten. Hinsichtlich der restlichen Standorte werden »auch Rückbau und Abrissoptionen« in Erwägung gezogen.¹⁷

Von daher ist mit der weiteren »Bereinigung« der »Denkmalandschaft« zu rechnen. Wieweit diese bereits fortgeschritten ist, zeigt ein Blick in die Bestandserfassung des

Landesdenkmalamt von 2006.¹⁸ So stehen von den Tagesanlagen der Grube Warndt nur noch der Förderturm und wenige Gebäude. Diese bei ihrer Stilllegung vollständig erhaltene Schachanlage galt nicht nur als einzige unveränderte Großanlage der fünfziger und sechziger Jahre in der Bundesrepublik, sondern stand auch für die deutsch-französischen Beziehungen und die saarländische Sonderentwicklung nach den beiden Weltkriegen. Nachdem das Warndtabkommen zwischen Frankreich und der Bundesrepublik den jahrzehntelangen Streit um den Abbau von Warndtkohle durch französische Bergwerke beigelegt hatte, wurde das Bergwerk Warndt errichtet, um die Kohlevorkommen vom Saarland aus zu erschließen. Es hätte eine räumliche Verbindung zwischen Völklinger Hütte und Bergwerk Wendel herstellen und das lothringische Bergbaumuseum inhaltlich ergänzen können.¹⁹

Für die vier ausgewählten Standorte entwirft das Gutachten Entwicklungsziele, die den Leitbildern Arbeit, Energie, Landschaft und Grenze zugeordnet werden. Die Leitbilder wurden aus der Geschichte des Bergbaus entwickelt; ihre Stichhaltigkeit soll hier nicht beurteilt werden. Die Zuordnung eines Leitbildes zu einem Standort begründet sich nicht aus dessen Vergangenheit, sondern erfolgte »unter Berücksichtigung bereits erkennbarer Nachnutzungsansprüche«²⁰.

Diese sind unterschiedlich weit entwickelt. Während zu Luisenthal Planungen der RAG vorliegen und in Velsen eine Nachnutzung in Teilen (Lehrstollen, Kaffeeküche) bereits stattfindet, bezeichnen die Leitbilder für Itzenplitz und Camphausen Potenziale, die sich nach Ansicht der Gutachter mit dem Standort verbinden. Die Problematik des Ansatzes zeigt sich am Beispiel Luisenthals, wo für die Energiegewinnung aus natürlichen Ressourcen (Leitbild »Energie«) ausgerechnet die Gebäude mit dem höchsten Denkmalwert abgerissen werden sollen.²¹ Da mögliche Widersprüche zwischen Nachnutzung und Denkmalschutz nicht angesprochen und die Erhaltungskriterien nicht gewichtet werden, entscheidet letztlich die »Macht des Faktischen« über Bewahrung und Zukunft des industriellen Erbes.

Vier Jahre nach Erstellung des Gutachtens bestehen weder inhaltliche (Konzept) noch organisatorische (Lenkungs-, Entschei-

dungsgremium) Grundlagen für eine gezielte Erhaltung und Neunutzung auch nur der wichtigsten Bergbaudenkmale. Während sich schon für die sogenannten Premiumstandorte keine Lösung erkennen lässt, wurde die Verantwortung für den »Rest« den Gemeinden überlassen. Vielerorts sind grundlegende Voraussetzungen wie die künftige Trägerschaft, Sicherheitspflichten, die Übernahme von Altlasten und die weitere Beteiligung der RAG ungeklärt. Wo Initiativen vor Ort bestehen, wie in Itzenplitz, können sie ihre Vorstellungen nicht verwirklichen, da RAG und Land zu keiner Entscheidung finden.²²

Auch zum Vorschlag der RAG aus dem Jahre 2014 für eine Trägerschaft nach dem Vorbild der Stiftung Industriedenkmalpflege und Geschichtskultur im Ruhrgebiet steht eine Entscheidung weiterhin aus. Nach diesem Modell würde das Unternehmen die Denkmale zuzüglich der ersparten Abrisskosten in die Stiftung einbringen, während das Land den größten Teil des Stiftungsvermögens beisteuern müsste. Im Ruhrgebiet gelang es auf diesem Weg, Zeit für die Entwicklung neuer Nutzungen zu gewinnen. Als Alternative wurde ein Gestattungsvertrag erwogen, der es bei unveränderten Eigentumsverhältnissen ermöglichen würde, die Denkmale mit Zuschüssen des Landes oder der RAG-Stiftung durch einen unabhängigen Träger zu sanieren. Damit könnte dem Umstand Rechnung getragen werden, dass die RAG selbst keine Mittel für den Denkmalerhalt ausgeben darf. Zugleich wäre das Land der Notwendigkeit enthoben, das Kapital für eine Stiftung aufzubringen.²³ Doch welcher Weg auch immer eingeschlagen werden sollte, die Erhaltung des industriellen Erbes wird Kosten verursachen.

Die Gutachter plädierten »ausdrücklich dafür, den für eine angemessene Standortentwicklung erforderlichen Diskussionen Raum zu geben und durch eine zeitnahe und sorgfältige Grundsicherung ausreichend Zeit für ein solches prozesshaftes Vorgehen zur Verfügung zu stellen«²⁴. Stattdessen wird wie bisher verfahren: Erhalt und Nutzung folgen »keinem systematischen Ansatz, sondern [sind] von vielen Faktoren – wie örtlichem Engagement, denkmalpflegerischen Bewertungen, politischen Einflussnahmen, industriegeschichtlicher (!) Initiativen, oft aber auch nur von Zufall und Glück – abhängig«²⁵.

Die Völklinger Hütte: herausragendes Industriedenkmal und Weltkulturerbe

Die Völklinger Hütte wurde als Beispiel der Roheisenerzeugung des 19. und 20. Jahrhunderts, das überdies für die Entwicklung und erstmalige Anwendung wegweisender technischer Neuerungen steht, 1994 in die Liste des UNESCO-Weltkulturerbes aufgenommen. Ihr außergewöhnlicher Wert besteht darin, dass sie vollständig erhalten ist und weitgehend den Zustand wiedergibt, der mit dem Ausbau des Werks in den 1930er Jahren erreicht war.

Die Völklinger Hütte ist ein Denkmal der Technik- und Industrie-, der Sozial- und der Umweltgeschichte. Als Kulturdenkmal von internationalem Rang verkörpert sie die Zweite industrielle Revolution, die von der Montanindustrie geprägt war und maßgeblich zu den weltumspannenden Entwicklungen des 19. und frühen 20. Jahrhunderts beitrug. Über Bau- und Technikgeschichte hinaus bezeugt das frühere Hüttenwerk die Geschichte industrieller Arbeit. Mit der Völklinger Hütte verbinden sich Aspekte der deutschen Geschichte

und der deutsch-französischen Beziehungen. Schließlich bildet sie ein Wahrzeichen des Saarlandes, das als Region mit eigenen Merkmalen seine Entstehung der Montanindustrie verdankt. In der saarländischen Sonderentwicklung nach den beiden Weltkriegen kam der Völklinger Hütte auf Grund der Rolle der Familie Röchling ein zusätzlicher Stellenwert zu.

Der Denkmalsbereich wurde mit Landes-, Bundes- und EU-Mitteln zum größten Teil restauriert. Weite Teile des Geländes sind für Besucher zugänglich. Durch die Einrichtung einer Denkmalbauabteilung ist die bauliche Unterhaltung auf Dauer gesichert. Auch erfolgte die Erschließung weitgehend ohne störende Eingriffe in den Denkmalbestand. Hier wurden die im staatlichen Konservatoramt schon kurz nach der Stilllegung entwickelten Vorstellungen größtenteils umgesetzt. Andererseits beeinträchtigt die Schwerpunktsetzung auf Großausstellungen die Wirkung der Völklinger Hütte als Industriedenkmal; gleichzeitig entspricht die Erschließung und Aufbereitung für Besucher nicht dem, was möglich und dem Ort angemessen wäre.

Abb. 1: Gebläsehalle, Raumwirkung kurz nach der Stilllegung (Foto: Archiv Saarstahl AG).



Denkmalunverträglich: Ausstellungen im Gebläsehaus

Am deutlichsten zeigt sich die Prioritätensetzung im Gebläsehaus, das mit seinem Maschinenbestand einen Höhepunkt jeder Besichtigung darstellen könnte. Durch die Verwandlung des größten Teils der Maschinenhalle in eine Ausstellungs- und Verkehrsfläche wird die Raumwirkung entscheidend beeinträchtigt. Stellwände und Abgrenzungen, die Verdunkelung der ursprünglich durch große Fenster und ein durchgehendes Oberlicht belichteten Halle und die Blicklenkung durch die Beleuchtung lassen Ausmaße und Gliederung des Raumes nicht mehr erkennen. Die Bodenfliesen aus den verschiedenen Bau- und Umbauphasen wurden mit Teppichboden belegt; die Verhängung der Fenster verdeckt die Ölschichten auf den Scheiben und die Jugendstilornamente an den Wänden. Damit entsteht ein unzutreffender Eindruck des früheren Arbeitsumfeldes.²⁶

Noch immer stört der 1998 für die Ausstellung »Prometheus« errichtete Vorbau die Außenwahrnehmung des Gebläsehauses. Auch andere Maßnahmen lassen eine ge-

wisse Sensibilität für eine denkmalgerechte Gestaltung vermissen. So wurde ein bewusst unauffällig und transparent ausgeführter Aufzug durch eine farbige Wand in einen störenden Blickfang verwandelt. Die Unterbrechung des Sichtbezugs zwischen Gebläsehaus und Sinteranlage durch die Bedachung des für Besucher ausgebauten Verbindungsstegs wäre ebenfalls vermeidbar gewesen. Zumindest – und dies ist nicht hoch genug einzuschätzen – lassen sich die Änderungen rückgängig machen und haben nicht zur Zerstörung von Teilen des Denkmalbestandes geführt, wie bei dem zweiten deutschen Weltkulturerbe der Hochindustrialisierung, der Zeche Zollverein in Essen.²⁷

Der Internationale Rat für Denkmalpflege (ICOMOS), der die UNESCO zu denkmalpflegerischen Fragen des Weltkulturerbes berät, hat wiederholt die Übernutzung des Gebläsehauses für Ausstellungen beanstandet.²⁸ Inzwischen beabsichtigt die Weltkulturerbe Völklinger Hütte GmbH, den benachbarten Wasserturm zugänglich zu machen und größere Ausstellungen dort zu zeigen. Fraglich ist nur, ob die Einwände hinsichtlich des Gebläsehauses auf den Wasserturm nicht gleichfalls zutreffen. Auch hier ist die ursprüngliche Ausstattung – in diesem Fall

Abb. 2: Blick in die Gebläsehalle während der Ausstellung: Buddha – Sammler öffnen ihre Schatzkammern – 232 Meisterwerke buddhistischer Kunst aus 2.000 Jahren, 2016/17 (Foto: Weltkulturerbe Völklinger Hütte / Hans-Georg Merkel).



handelt es sich um die Wasserbecken – erhalten. Neugierig darf man auch sein, wie im angrenzenden Pumpenhaus Gastronomie eingerichtet werden soll, ohne den Innenraum mit den dazugehörigen Maschinen zu verändern.²⁹

Gleichzeitig werden vorhandene Flächen nicht oder nur extensiv genutzt. In einem Teil des Gebläsehauses wurde bereits Anfang der 1990er Jahre eine Bühne für Veranstaltungen errichtet. In einem Anbau am Ende des Gebäudes entstand ein Eingangsbereich, der einen unmittelbaren Zugang zu diesem Teil der Halle ermöglicht. Der Anbau bietet ebenfalls Raum für Ausstellungen. Nach dem Umbau des früheren Erzbunkers stehen zusätzlich 1.000 m² zur Verfügung. Von daher sei die Frage erlaubt, ob die Weltkulturerbe GmbH überhaupt weitere Ausstellungsflächen benötigt.

Besichtigungsangebot mit Lücken

Zu wünschen übrig lässt auch die geschichtliche Aufarbeitung und Vermittlung. Zwar gibt es inzwischen ein Besucherzentrum, es werden geführte Besichtigungen angeboten und der Besucherweg kann seit 2014 auch ohne Führung begangen werden. Im Science-Center Ferrodrom besteht Gelegenheit, sich mit physikalischen Vorgängen vertraut zu machen. Außerdem wird die Eisenerzeugung angesprochen und werden Exponate zur Geschichte der Völklinger Hütte gezeigt. Eine unverständliche Einschränkung stellt die Begrenzung des vollständigen Besichtigungsprogramms auf das Sommerhalbjahr dar. Das Ferrodrom ist während der Wintermonate geschlossen. Öffentliche Führungen werden ebenfalls nur im Sommerhalbjahr angeboten. Vermisst wird zudem ein dauerhaftes museumspädagogisches Angebot.

Davon abgesehen erscheint das Besucherzentrum in der früheren Sinteranlage wenig geeignet, die erforderlichen Einstiegsinformationen für eine anschließende Besichtigung zu vermitteln. Die über den Raum verteilten Informationsstationen lassen weder Gliederung noch Zusammenhang erkennen und dürften eher Ratlosigkeit auslösen als der Orientierung zu dienen. Der hier gezeigte Film erweckt den Eindruck einer unaufhaltsamen Erfolgsgeschichte, geprägt

von technischem Erfindungsgeist, die nur durch den Zwangsarbeitereinsatz im Zweiten Weltkrieg getrübt wurde. Sie fand ein jähes und unerklärtes Ende in der Stahlkrise – um nach der Wiederauferstehung der Völklinger Hütte als Zentrum für Kunst und »Industriekultur« neuen Höhepunkten entgegenzustreben.

Was fehlt, ist eine kritische Auseinandersetzung mit der Geschichte der Eisen- und Stahlherstellung im Allgemeinen und der Völklinger Hütte im Besonderen. Ein erster Schritt wurde mit der Ausstellung »Die Röchlings« unternommen, die sich ungeachtet inhaltlicher Einwände zu einer Dauerausstellung erweitern ließe.³⁰ Sie müsste ergänzt werden durch ein Ausstellungs- und Veranstaltungsprogramm, das sich den Fragestellungen widmet, die mit der Völklinger Hütte als Weltkulturerbe und als Denkmal der regionalen wie der internationalen Industriegeschichte verbunden sind.

Die Entwicklung der Völklinger Hütte zeigt, wie die besonderen Voraussetzungen des regionalen Wirtschaftsraumes zur Wahl bestimmter technischer Lösungen beitragen. Dass in Völklingen eine der ersten Großsinteranlagen entstand, war durch die Beschaffenheit der Minette und insbesondere durch die erschwerte Erzversorgung nach dem Verlust der lothringischen Erzvorkommen in Folge des Ersten Weltkrieges bedingt. Die Eigenschaften der Saarkohle erklären die hier angewendete Kokereitechnik, die durch das Stampfen der Kohle und die Beschickung der Koksboxen von der Seite (statt von oben) gekennzeichnet ist. Damit sind nur zwei Beispiele für Zusammenhänge genannt, die verdeutlicht werden könnten. Hinzuweisen wäre auch auf die enge Verbindung der Hütte zur Stadt Völklingen und auf die Spuren, die sie im Stadtbild hinterlassen hat. Davon ist zwar im Katalog zur Ausstellung »Die Röchlings« die Rede, doch mangelt es insgesamt an einer allgemein zugänglichen Darstellung der wichtigsten Sachverhalte. Sie müsste einem museumsdidaktischen Konzept folgen und auf die Stationen des Besucherweges Bezug nehmen.

Die umfassendste Information für Einzelbesucher bieten die Audioguides, die aus dem Internet heruntergeladen werden können. Hilfreich wäre ein Verleih von Audiogeräten an der Kasse. Die Audioguides

geben Auskunft über Unternehmensgeschichte und Produktionsabläufe, handeln die Arbeit in der Hütte aber eher allgemein ab. Da die Anlagen vollständig erhalten sind und sich Erweiterungen, Erneuerungen und Gebrauchsspuren an vielen Stellen noch ablesen lassen, bietet der Denkmalbereich hervorragende Möglichkeiten, Hüttentechnik und Hüttenarbeit in ihrer Entwicklung an Ort und Stelle nachzuvollziehen. Diese Möglichkeit wird nicht genutzt. Außerdem wurden die Arbeitsvorgänge kurz vor der Stilllegung in einem Film der Bundesanstalt für Arbeitsschutz festgehalten.³¹ Ausschnitte aus dem Film sind in der Kokerei zu sehen, mangels Kommentar dürfte es Besuchern ohne Vorkenntnisse aber schwer fallen, die gezeigten Arbeitsverläufe zuzuordnen. Hier wäre an weitere Medien wie Hör- und Filmstationen oder Tablets zu denken, die in Museen inzwischen verbreitet sind.

Das »Paradies« auf einem Teil des Kokereigeländes zeigt, wie die Natur eine Industriebranche »in Besitz« nimmt. Die Idylle trägt, gehört dieser Bereich doch zu den am stärksten mit Schadstoffen belasteten Teilen des Hüttengeländes. Der Gegensatz zwischen Naturerlebnis und Last der Vergangenheit bleibt unausgesprochen. Dabei könnte der Widerspruch zwischen dem Eindruck, der sich dem Besucher bietet, und der Geschichte, die sich dahinter verbirgt, zu einer Auseinandersetzung anregen sowohl mit den Folgelasten des Industriezeitalters als auch mit den Versuchen, sie zu »bewältigen«.

»Regionalwirtschaftliche Effekte« auch ohne »Bespielung«

Die Schwerpunktsetzung auf publikumswirksame Veranstaltungen und Ausstellungen wird damit begründet, dass »ein derart umfangreiches Denkmal wie die Völklinger Hütte dauerhaft nur unterhalten werden kann, wenn sowohl eine attraktive, erlebnisorientierte Präsentation für die Öffentlichkeit, als auch in einem für die Integrität und Authentizität (so von der UNESCO gefordert) – verträglichen Rahmen ergänzende Nutzungen ermöglicht werden«³². Ohne diese Annahme grundsätzlich in Frage zu stellen, ist zweierlei zu berücksichtigen: Zum

einen verursacht die Sanierung von Industrie- (und anderen) Denkmalen nicht nur Kosten, sondern trägt zur wirtschaftlichen Belebung und daraus folgenden Steuereinnahmen bei. Dies hat die Studie einer Unternehmensberatung für die Weltkulturerbe GmbH im Einzelnen belegt.³³ Zum anderen stellt die Völklinger Hütte allein als Industriedenkmal einen Anziehungspunkt dar, wertet das Saarland als kulturelles Reiseziel auf und steigert die Einnahmen aus dem Tourismus. Laut einer Besucherbefragung nannte über die Hälfte der Befragten den »Hüttenpark« als »Hauptbesuchsgrund«. Das trifft insbesondere auf Besucher zu, die von weiter her anreisen. Diese wiederum tätigen die höchsten Ausgaben, zum Beispiel indem sie ihren Aufenthalt mit einer Übernachtung verbinden.³⁴

Der Beitrag publikumswirksamer Ausstellungen wird vor diesem Hintergrund möglicherweise überschätzt. Vor allem aber erscheint auch aus wirtschaftlichen Überlegungen heraus die Forderung begründet, die Völklinger Hütte als Industriedenkmal für Besucher zu erschließen. Die Erfahrung aus dem Ruhrgebiet, »dass die Objekte nicht einer ständigen »Bespielung« bedürfen, sondern als Denkmale selbst mit ihren originären Qualitäten das Interesse einer großen Öffentlichkeit finden«³⁴ dürfte sich für die Völklinger Hütte als einem der bedeutsamsten Denkmale der Industriegeschichte bestätigen. Wünschenswert wäre im Übrigen, dass Ausstellungen und Veranstaltungen einen inhaltlichen Bezug zum Weltkulturerbe aufweisen. Als auf den Ort zugeschnittenes und zugleich erfolgreiches Beispiel kann das Kulturfestival »Schichtwechsel« gelten, das über mehrere Jahre in der Völklinger Hütte stattfand und diese als Kulturort bekannt machte.

Statt »Mittelpunkt der Tourismuswerbung« virtuelle Bruchstücke: die Route der Industriekultur

Nach dem sogenannten Ganser-Gutachten sollte eine Route der Industriekultur den »Mittelpunkt der Tourismuswerbung«³⁶ bilden. Das Staatliche Konservatoramt – die damalige Landesdenkmalschutzbehörde

– erstellte einen Entwurf, der die wichtigsten Standorte zu einer touristischen Straße verknüpfte und eine Erweiterung nach Lothringen und Luxemburg vorsah. Ähnlich wie die Bergbaustraße ist auch dieses Vorhaben auf die Kurzbeschreibung einzelner Denkmale im Internet geschrumpft.³⁷

Eine Route der Industriekultur müsste im öffentlichen Raum wahrnehmbar sein, an Ort und Stelle über die Standorte und ihre Vergangenheit Auskunft geben und das industrielle Erbe als Gesamtheit erfahrbar machen. Sie könnte durch Veröffentlichungen und weiterführende Besichtigungs- und Informationsangebote ergänzt werden und sollte bestehende örtliche Initiativen einbeziehen. Ein Vorbild in größerem Maßstab bietet die Route der Industriekultur im Ruhrgebiet. Neben der Völklinger Hütte und den Zeugen des Bergbaus müssten Verkehrsbauten und der Werkwohnungsbaubau Berücksichtigung finden. Hervorzuheben wären insbesondere die Cristallerie in Wadgassen als wichtigstes verbliebenes Baudenkmal der einst bedeutsamen Glasindustrie des Saarlandes und die Alte Schmelz St. Ingbert als weiteres herausragendes Zeugnis der Eisen- und Stahlindustrie.

Das Hauptgebäude der früheren Glasfabrik in Wadgassen blieb erhalten, da es noch rechtzeitig vor dem Zerfall in ein Einkaufszentrum einbezogen wurde. Nach dem Abriss der ehemaligen Glashütte von Vopelius und Wentzel in St. Ingbert 2001 stellt die Cristallerie Wadgassen das letzte größere Denkmal der saarländischen Glasindustrie dar. Durch die Neunutzung ist der bauliche Erhalt gesichert. Auch konnten im Innenraum die beiden älteren Schmelzöfen bewahrt und eine Verkleidung der gusseisernen Stützen sowie der Eisenträger vermieden werden. Die Erhaltung dieses Denkmals zeigt ebenso wie der Verlust der St. Ingberter Glashütte, dass Industriedenkmalschutz im Saarland über weite Strecken von sachfremden Erwägungen und Zufällen abhängt.³⁸

Unter Wert gehandelt: Die Alte Schmelz St. Ingbert

Die Alte Schmelz St. Ingbert weist zwei »Alleinstellungsmerkmale« auf: Zum einen steht sie für eine Eisenhütte des frühen 19.

Jahrhunderts mit Fortentwicklung bis heute. Zum anderen handelt es sich um eine für die frühe Eisenindustrie kennzeichnende Gesamtheit aus Wohn- und Werksgebäuden, die außer den Bauten für Produktion und Verwaltung eine Arbeitersiedlung mit Schlafhaus, Direktorenvillen und die Reste eines Parks umfasst. Dem Park, den die Eigentümerfamilie Krämer in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts anlegen ließ, kommt als einem der ersten Landschaftsgärten bürgerlicher Auftraggeber im südwestdeutschen Raum ein eigener besonderer Denkmalwert zu.

Die Arbeitersiedlung kann als Beispiel einer vorbildhaften Sanierung gelten, da es gelang, den Anforderungen des Denkmalschutzes zu entsprechen und die Wohnungen für die Bewohner zu erhalten. Der Fortbestand der Siedlung ist nicht zuletzt ihnen zu verdanken, da sie sich frühzeitig gegen Abrisspläne des Drahtwerks zur Wehr setzten. Vergleichbare Fälle finden sich im Ruhrgebiet, im Saarland bildet die Alte Schmelz eine Ausnahme. Das gilt gleichermaßen für die von den Bewohnern gegründete Wohnungsbaugenossenschaft, der die Gebäude heute gehören.

Für den im Besitz der Stadt befindlichen Kernbereich des früheren Werksgebietes ist eine Sanierung mit Mitteln aus dem Städtebauförderprogramm vorgesehen. Hier soll ein »MINT-Campus« entstehen mit Angeboten für Jugendliche, um Interesse an den Naturwissenschaften zu fördern und naturwissenschaftliches Wissen zu vermitteln. Ein Verein ist in Zusammenarbeit mit Universität, Schulen und Unternehmen in dieser Richtung tätig.³⁹

Was fehlt, ist ein Erhaltungs- und Entwicklungskonzept, das auch die Gebäude in Privatbesitz und diejenigen Teile des Ensembles einschließt, die sich im Eigentum des Drahtwerks befinden. Vor allem müssten die Überreste des Landschaftsgartens einschließlich der Umfassungsmauer und die als Denkmäler ausgewiesenen Gebäude im Werksgebiet gesichert werden. Dies erscheint umso dringlicher, als das frühere Modellager der Gießerei bereits wegen Baufälligkeit abgerissen wurde. Gefährdet ist der Denkmalbestand nicht nur auf Grund unzureichender Erhaltung, sondern auch durch Neunutzung. So wurden bei

der Schaffung einer Infrastruktur für Veranstaltungen in der früheren Mechanischen Werkstatt die freigelegten Überreste des Hochofens überbaut und damit die Möglichkeit verspielt, die industriearchäologische Stätte für Besichtigungen zugänglich zu machen. Ein dabei errichteter Neubau stört den Gesamteindruck. Im früheren Oberen Werk wurde im Zuge der Umnutzung zum Gewerbegebiet die frühere Werksmauer abgerissen. Dabei verschwand nicht nur ein kennzeichnender Bestandteil des Denkmalsbereichs, sondern mit der Maueröffnung, durch welche die Frauen und Kinder der Hüttenarbeiter diesen das mitgebrachte Essen reichten, auch ein sozialgeschichtlich aussagekräftiges Detail.

Angebote für Besucher beschränken sich auf Führungen. Überlegungen zur Einrichtung eines Industriemuseums wurden nicht weiterverfolgt. Hier besteht Handlungsbedarf, um die Alte Schmelz als Industriedenkmal für Besucher zugänglich und einem weiteren Kreis von Interessierten bekannt zu machen. Hervorzuheben bleibt noch, dass Anstöße zu Erhaltung und Neunutzung im Wesentlichen von dem Verein Initiative Alte Schmelz e.V. ausgingen, während sich das Land und lange Zeit auch die Stadt eher zurückhaltend zeigten.

Grenzübergreifende Zusammenarbeit als unerfüllter Anspruch

Eine grenzübergreifende Zusammenarbeit hinsichtlich des industriellen Erbes mit Lothringen und Luxemburg liegt auf Grund der historischen Bezüge, der räumlichen Zusammenhänge und auch unter touristischen Gesichtspunkten nahe. Zu denken wäre an Forschungsprojekte, Veröffentlichungen, grenzübergreifende Themenrouten, Zusammenarbeit zwischen Museen und die Schaffung eines Rahmens für einen ständigen Austausch der beteiligten Einrichtungen und Initiativen. Es fehlt auch nicht an Entwürfen und Absichtserklärungen.

Als gemeinsames Vorhaben der Denkmalschutzbehörden sind um 1990 drei Bände über Industriegeschichte und Industriedenkmal in Lothringen, Luxemburg und dem Saarland erschienen.⁴⁰ Die Industriestraße Saar-Lor-Lux, die auf dieser Bestandsauf-

nahme aufbauen sollte, ist bis heute nicht zustande gekommen. Die Regionalroute SaarLorLux der Europäischen Route der Industriekultur (ERIH) erfüllt nicht den Anspruch, der an eine Industriestraße zu stellen ist. Zum einen besteht sie nur virtuell (ein Schicksal, das offenbar immer mehr »industriekulturelle« Vorhaben ereilt), zum anderen beschränkt sie sich auf eine Kurzbeschreibung von wenigen Standorten mit festem Besichtigungsangebot.⁴¹

Über die ebenfalls seit Jahren angekündigte Zusammenarbeit zwischen Weltkulturerbe GmbH und dem Bergwerksmuseum in Kleinrosseln wurde im Oktober 2016 ein Kooperationsvertrag abgeschlossen.⁴² Ob den Worten dieses Mal Taten folgen, bleibt abzuwarten.

Magere Bilanz

Im Rückblick ist festzustellen, dass den vollmundigen Absichtserklärungen, die im »Ganser-Gutachten« formuliert und seitdem bei gegebenen Anlässen, wie zuletzt bei der Beendigung des Steinkohlenbergbaus, wiederholt wurden, »nur wenige überzeugende und bleibende Ergebnisse gefolgt«⁴³ sind. Der »Neustart«, den die Arbeitskammer 2010 empfahl, hat nicht stattgefunden.

Die Vernetzung der Standorte, die Aufarbeitung und Darstellung der Sozialgeschichte und eine stärkere Einbeziehung der Initiativen und Betroffenen vor Ort stehen weiterhin auf der Vorschlagsliste. Die Schwerpunktsetzung der Weltkulturerbe GmbH auf Großausstellungen beeinträchtigt die Wirkung der Völklinger Hütte als Industriedenkmal; gleichzeitig entspricht die Erschließung und Aufbereitung für Besucher nicht dem, was möglich und dem Ort angemessen wäre. Das betrifft insbesondere die Hütte als Stätte industrieller Arbeit. Die bisherigen Ansätze zur Bewahrung des Bergbauerbes sind nicht geeignet, die Denkmale und die Erinnerung an den Steinkohlenbergbau in einer Form zu erhalten, die der einstigen Bedeutung dieses Wirtschaftszweiges gerecht würde.

Die Schwächen des Denkmalschutzes im Saarland, die allgemein gelten, treten bei der Erhaltung des industriellen Erbes besonders deutlich hervor.⁴⁴

Anmerkungen

1. Vgl. § 2 Abs. 1 Gesetz über die Arbeitskammer des Saarlandes. Vom 8. April 1992. In: *Amtsblatt des Saarlandes* 1992, S. 590-594.
2. Vgl. Arbeitskammer des Saarlandes (Hrsg.): Bericht an die Regierung des Saarlandes 2017, Saarbrücken 2017. Der Jahresbericht ist abrufbar unter: <https://www.arbeitskammer.de/publikationen/jahresbericht-an-die-regierung/bericht-2017-kultur-und-kulturpolitik-im-saarland-bestandsaufnahme-herausforderungen-und-empfehlungen.html>. – Die gedruckte Ausgabe kann bei der Arbeitskammer bestellt werden: <https://www.arbeitskammer.de/publikationen/broschueren-shop.html>
3. Eine Zusammenfassung ist unter www.arbeitskammer.de/zeitzeugenbefragung abrufbar.
4. Vgl. Arbeitskammer des Saarlandes (Hrsg.): Bericht an die Regierung des Saarlandes 2010, Saarbrücken 2010, S. 253-263.
5. Koalitionsvertrag für die 15. Legislaturperiode des Saarlandes (2012-2017), Saarbrücken 2012, S. 58.
6. Ebd., S. 59.
7. »... möglicherweise, weil sie nicht von Anfang an in die Planung der Ausstellung so einbezogen waren, wie sie sich das vorgestellt hatten.« Wirtschaftsstaatssekretär Jürgen Barke (SPD), zit. n. SR.de: Die »Erbe«-Ausstellung gibt es nur noch virtuell, 27.11.2015.
8. Vgl. ebd.
9. Vgl. www.google.com/culturalinstitute/beta/partner/staatskanzlei-saarland. »Wir haben durch Google Culture ein Instrument der Öffentlichkeitsarbeit, das an Modernität seines Gleichen sucht.« Jochen Wagner, Leiter der Saarland-Öffentlichkeitsarbeit, zit. n. Der Bergbau als Saarland-Werbung, *Saarbrücker Zeitung*, 21./22.11.2015, S. B1.
10. In der Beschreibung der Saarländischen Bergbaustraße vom Dezember 2013 heißt es: »Schilder bilden eine sichtbare Klammer. Sie kennzeichnen einzelne Orte als Teil eines großen Ganzen« (Initiative Saarländische Bergbaustraße beim Wirtschaftsministerium: Saarländische Bergbaustraße, S. 11). Nach Erstellung des Bergbaugutachtens soll das Land aber nur noch bereit gewesen sein, Fördermittel für die dort herausgestellten »Premiumstandorte« zur Verfügung zu stellen (Vgl. *Saarbrücker Zeitung*, 18.9.2015). Die Bergbaustraße als Ganzes war von Beginn an als virtuelle Route vorgesehen. Der »Netzwerkgedanken« sollte es erlauben,

- die Etappenorte zu thematischen Paketen zu verbinden,
- durch die Zusammenfassung mehrerer Etappenorte »komplexere Zusammenhänge zu dokumentieren« und
- »das Miteinander der Akteure« zu fördern (Saarländische Bergbaustraße, S. 3). Die Begründung ist nicht nachvollziehbar, da sich alle drei Ziele ebenso mit einer Ausschilderung vor Ort, begleitenden Veröffentlichungen und der Zusammenarbeit zwischen den Beteiligten erreichen lassen.

11. *Saarbrücker Zeitung*, 18.9.2015.

12. Vgl. Bergbaudenkmale im Saarland. Denkmal- und Nutzungskonzeptionen, S. 6; Supplement: Standortkonzeption, S. 58. Vgl. *Saarbrücker Zeitung*, 4.12.2012. Laut *Saarbrücker Zeitung* »ging es [...] vor allem darum, auch ökonomische und touristische Entwicklungspotenziale als Bewertungs-Kriterien aufzunehmen« (*Saarbrücker Zeitung*, 27.8.2013). Von ökonomischen und touristischen Entwicklungspotenzialen als Bewertungs-Kriterien ist im Gutachten selbst keine Rede. Mitautor Rolf Höhmann bemerkte bei der Vorstellung des Gutachtens jedoch: »Die vier Premiumstandorte hätten sich vor allem dadurch qualifiziert, dass dort bereits »Entwicklungsansätze« sichtbar seien und kein alarmierender Sanierungsbedarf bestünde« (*Saarbrücker Zeitung*, 28.8.2013). Bei der Bewertung der einzelnen Standorte werden Schwierigkeiten der Erhaltung und Neunutzung zwar nicht als Gründe genannt, die gegen eine Erhaltung sprechen, es fehlt aber andererseits eine ausdrückliche Stellungnahme für die Erhaltung trotz solcher Hindernisse. Vgl. z.B. zu Heinitz: Bergbaudenkmale im Saarland. Denkmal- und Nutzungskonzeptionen, S. 24 bzw. 29 f.

13. Die Begründung lautet, dass die Maschinenhalle Heinitz nicht zu den Förderanlagen zu zählen sei (Bergbaudenkmale im Saarland. Supplement: Standortkonzeption, S. 58). Offenbar haben aber auch der Erhaltungsaufwand und die Beurteilung der Nutzungsmöglichkeiten zu der Entscheidung beigetragen (Vgl. Bergbaudenkmale im Saarland. Denkmal- und Nutzungskonzeptionen, S. 24).

14. Die Befürchtungen wurden durch Äußerungen von Seiten des Wirtschaftsministers, dass er »für den Großteil der Flächen nur eine gewerbliche Nutzung als realistisch an[sehe], bekräftigt« (*Saarbrücker Zeitung*, 28.8.2013). Zur Gefahr einer »Konzentration auf wenige

oder ein herausragendes Objekt« bei gleichzeitiger Notwendigkeit, eine Auswahl unter vergleichbaren Anlagen zu treffen vgl. Bergbaudenkmale im Saarland. Denkmal- und Nutzungskonzeptionen, S. 18. Ausführlich zum Bergbaugutachten siehe auch Arbeitskammer des Saarlandes (Hrsg.): Bericht an die Regierung des Saarlandes 2015, Saarbrücken 2015, S. 361-363.

15. Zu den Objekten, denen das Gutachten einen hohen Denkmalwert bescheinigt, zählen Maybach-Ostschacht, Alsbachschacht, Dellbrückschacht, Schacht Duhamel und Ney-Schacht. Bei der Maschinenhalle in Heinitz wurde die hohe Bewertung, wie erwähnt, durch den Hinweis auf die »komplizierte« Erhaltung und Neunutzung abgeschwächt.

16. Denkmalpflege im Saarland. Jahresbericht 2013, S. 134 f.

17. Koalitionsvertrag zwischen CDU Saar und SPD Saar für die 16. Wahlperiode 2017-2022, Saarbrücken 2017, S. 21.

18. Vgl. Denkmäler des Steinkohlenbergbaus im Saarland. Standorte und Entwicklung, Saarbrücken 2006 mit Nachträgen bis 2009. Die Bestandsaufnahme umfasst 38 Standorte, von denen 15 besondere Bedeutung zugesprochen wird.

19. Vgl. ebd., S. 31. Für die saarländische Bergbaugeschichte in ihren grenzübergreifenden Bezügen und im Spannungsfeld der deutsch-französischen Beziehungen stehen des Weiteren die Schächte St. Charles und Merlebach-Nord. Da das Gutachten ersteren als nicht unbedingt erhaltungswürdig einstuft, wäre die Erhaltung des letzteren umso wichtiger. Der Schacht Merlebach-Nord wurde indessen nicht erfasst, da er sich nicht im Eigentum der RAG befindet (Vgl. Bergbaudenkmale im Saarland. Denkmal- und Nutzungskonzeptionen, S. 7 f.). Die Bestandsaufnahme des Landesdenkmalamtes führt den Schacht Merlebach-Nord unter den Bergbaustandorten von besonderer Bedeutung auf (Denkmäler des Steinkohlenbergbaus im Saarland, S. 33). Den Schacht St. Charles bewertet das Bergbaugutachten ausschließlich nach bau- und technikgeschichtlichen Kriterien und misst ihm nur einen lokalen Wert zu. Der regionalgeschichtliche Entstehungszusammenhang wird nicht berücksichtigt (Vgl. Bergbaudenkmale im Saarland. Denkmal- und Nutzungskonzeptionen, S. 48). Das Denkmalamt sprach sich für den »Erhalt denkmalwerter Teile der Anlage«

aus (Denkmäler des Steinkohlenbergbaus im Saarland, S. 32).

20. Bergbaudenkmale im Saarland. Supplement: Standortkonzeption, S. 202.

21. »Eine solche Umwidmung der Anlage [für die Energiegewinnung aus natürlichen Ressourcen] erlaubt allerdings nur die ausschnittshafte Bewahrung von Denkmalbestand« (Ebd., S. 212).

22. Vgl. »Wir fangen dann schon mal an« Itzenplitz oder: Vom Frust, einen Bergbau-Prämiumstandort zu haben, *Saarbrücker Zeitung*, 13.8.2014.

23. Vgl. Bergbaudenkmäler zu verschenken? *Saarbrücker Zeitung*, 3.9.2014.

24. Bergbaudenkmale im Saarland. Supplement: Standortkonzeption, S. 201.

25. Bergbaudenkmale im Saarland. Denkmal- und Nutzungskonzeptionen, S. 5.

26. Vgl. aus Sicht der Denkmalpflege: Axel Böcker: Alte Liebe rostet nicht. Wie saarländische Denkmalschützer seit 15 Jahren die Völklinger Hütte erhalten und entwickeln. In: *Saargeschichte* | n 2/2010, S. 4-9; Norbert Mendgen: Präventives Monitoring Völklinger Hütte. In: ICOMOS LVII, 2013, S. 171-174.

27. Vgl. Hans Kania: »Was ist Zollverein?« In: Hartmut John; Ira Mazzoni (Hrsg.): Industrie- und Technikmuseen im Wandel. Standortbestimmungen und Perspektiven, Bielefeld 2005, S.109-142.

28. ICOMOS bemängelte des Weiteren das Fehlen einer Pufferzone und eines Managementplans und den schlechten Erhaltungszustand des Kraftwerks I. Vgl. ICOMOS Germany: Preventive Monitoring, Bonn 2015, www.icomos.de/01scripts/01files/dac9920c021033e.pdf; vgl. Norbert Mendgen: Präventives Monitoring Völklinger Hütte. In: ICOMOS LVII, 2013, S. 171-174. Hinsichtlich der Pufferzone bestehen Bemühungen, die bis 2017 umgesetzt werden sollen. Das Kraftwerk I, das sich bis vor kurzem noch im Eigentum der Saarstahl AG befand und durch die Unterlassung »einfachste[r] Reparaturmaßnahmen [...] fast bis zum vollständigen Ruin« gefährdet ist (Mariano, in: ICOMOS LVII, 2013, S. 130), wurde inzwischen von der Weltkulturerbe GmbH übernommen. Ein Managementplan soll seit 2009 in Vorbereitung sein, liegt aber bis heute nicht vor.

29. Vgl. Wachstumsschub für die Hütte. Der riesige Wasserhochbehälter wird zugänglich gemacht, *Saarbrücker Zeitung*, 9.2.2016.

30. Vgl. Silvia Buss: Peinlich missglückte Schau gerät zur Heldenverehrung der Unternehmerfamilie. In: *arbeitnehmer*, 7/2014, S. 16 f.
31. Vgl. Norbert Mendgen: Zur Erhaltung von Denkmälern der Schwerindustrie am Beispiel Eisenhütten. In: ICOMOS XLV, 2008, S. 141-147, hier S. 142.
32. MSP ImpulsProjekt: »Regionalwirtschaftliche Effekte«, UNESCO-Welterbe Völklinger Hütte. Ergebnisbericht, Breckerfeld, Juni 2015, S. 6, www.voelklinger-huette.org/fileadmin/pressebereich/2015/6_Juni/15_06_15_Regionalwirtschaftliche_Effekte_2014_kl.pdf.
33. Vgl. MSP ImpulsProjekt: »Regionalwirtschaftliche Effekte«, UNESCO-Welterbe Völklinger Hütte. Ergebnisbericht, Breckerfeld, Juni 2015, www.voelklinger-huette.org/fileadmin/pressebereich/2015/6_Juni/15_06_15_Regionalwirtschaftliche_Effekte_2014_kl.pdf.
34. Vgl. ebd., S. 4.
35. Marita Pfeiffer: Vom Umgang mit rostigen Riesen – Zu Bedeutung und Arbeit der Stiftung Industriedenkmalpflege und Geschichtskultur. In: Henry Keazor u.a. (Hrsg.): Genialer Schrott. Interdisziplinäre Studien zur Industriekultur, Saarbrücken 2014, S. 19-30, hier S. 29 f.
36. Saarland Staatskanzlei Stabsstelle Kultur: IndustrieKulturSaar. Bericht der Kommission »Industrieland Saar«, Saarbrücken 2000, S. 42.
37. Landesregierung und Tourismuszentrale bieten auf ihren Internetseiten eine unterschiedliche, aber gleichermaßen eingeschränkte Auswahl an. Vgl. www.urlaub.saarland/Reisethemen/Kultur/Industriekultur2; www.saarland.de/1963.htm.
38. Vgl. Landesdenkmalamt (Hrsg): Denkmalpflege im Saarland. Jahresbericht 2012, S. 139 f. Zur ehemaligen Glashütte von Vopelius und Wentzel in St. Ingbert vgl. Harald Glaser: Die Glasindustrie der Saarregion und die Zerstörung ihres bedeutsamsten Denkmals. Zum geplanten Abriß der Glashütte Vopelius & Wentzel in St. Ingbert. In: *Eckstein. Journal für Geschichte* Nr. 9, 2000, S. 42-55.
39. Vgl. Modernes Wissen in alten Mauern, *Saarbrücker Zeitung*, 16.4.2016; Auf der Alten Schmelz tut sich was. St. Ingberter Stadtrat verabschiedet entsprechende Sanierungssatzung, *Saarbrücker Zeitung*, 16.3.2016; Das Ziel des Vereins Mint-CAMPUS Alte Schmelz »ist die Einbindung von Lernstätten zur Vermittlung naturwissenschaftlicher Grundbil-
- dung in das historische Industriedenkmal Alte Schmelz. [...] Als erstes Startprojekt soll das ehemalige Laborgebäude zu einem Schülerforschungs- und -technikzentrum (SFTZ) umgebaut werden« (Weiterer Schritt in Richtung Technikzentrum, *Saarbrücker Zeitung*, 4.4.2015).
40. Armin Schmitt: Denkmäler saarländischer Industriekultur/Monuments de la culture industrielle en Sarre, Saarbrücken 1989; Anne Cook, Anne-Claire Hourte: Patrimoine et Culture Industrielle en Lorraine/ Denkmäler lothringischer Industriekultur, Metz 1996; Jean-Claude Schumacher: Monuments historiques de l'industrie luxembourgeoise/Denkmäler Luxemburger Industriekultur, Luxemburg 1996.
41. Andererseits wurde Göttelborn, wo kein festes Angebot für Besichtigungen besteht, in die Route aufgenommen, was die Frage aufwirft, wieso Itzenplitz, Reden und die Alte Schmelz fehlen. Im Übrigen befindet sich die Regionalroute, die von der Weltkulturerbe Völklinger Hütte GmbH betreut wird, nicht auf dem neuesten Stand: So ist die Schauglashütte in Wadgassen inzwischen einem »Outlet-Center« gewichen, und die als Ansprechstelle für das Bergwerk Göttelborn angeführte IKS Saar wurde 2013 aufgelöst. Vgl. www.erih.net.
42. Vgl. Eine Achse von der Kohle bis zum Stahl, *Saarbrücker Zeitung*, 12.10.2016; www.voelklingenimwandel.de/kooperationsvertrag-Weltkulturerbe-voelklinger-huette-und-parc-explor-wandel/. Außer gemeinsamen Marketingmaßnahmen sind organisierte Tagestouren, ein Antrag auf INTERREG-Fördermittel der EU, eine 3-D-Animation und weitere »innovative Tourismus- und Kulturangebote« vorgesehen. Außerdem soll die Geschichte der Region aufgearbeitet werden.
43. Arbeitskammer des Saarlandes: Bericht an die Regierung des Saarlandes 2016, Saarbrücken 2016, S. 403.
44. Vgl. Arbeitskammer des Saarlandes: Bericht an die Regierung des Saarlandes 2017, Saarbrücken 2017, S. 138-144. Ob durch die anstehende Neufassung des Denkmalschutzgesetzes eine Verbesserung zu erwarten ist, lässt sich derzeit nicht beurteilen.

Neue Bücher unserer Autoren



Bernd Nixdorf: Eine intime Vertraute
Topicana (Bd. 33) Edition Saarländ. Künstlerhaus,
Saarbrücken 2018
ISBN 978-3-945126-47-9
€ 12,00 | 115 Seiten



Hans Gerhard:
Mehr zuhause als ich
Conte-Verlag, St. Ingbert 2017
ISBN 978-3-95602-120-6
€ 17,00 | 208 Seiten



Jörg W. Gronius:
Daheim und wieder da draußen,
PoCul Verlag, Saarbrücken 2017
ISBN 978-3-929435-26-9
€ 17,00 | 172 Seiten



Andreas Dury:
Der Chor der Zwölf
Conte-Verlag, St. Ingbert 2017
ISBN 978-3-95602-121-3
€ 22,00 | 384 Seiten



Rezension: Eine Kapitulation – Johannes Hoffmann wird eingedeutscht

Gestier, Markus / Küppers, Heinrich / Steinle, Brigitte (Hrsg.), Johannes Hoffmann (1890–1967). Ein Lesebuch aus Quellen, Conte (aus der Reihe »Malstätter Beiträge« der *Union Stiftung*), Saarbrücken 2017.

Von Erich Später

Bis heute spielt der militante Antifaschist und erste Ministerpräsident der autonomen saarländischen Republik (1947–55) Johannes Hoffmann in der politischen Erinnerungslandschaft des Saarlandes keine Rolle. Er ist nach wie vor der Inbegriff des »Vaterlandsverrätters«, »Emigranten« und »Separatisten«. Keine saarländische Regierung hat es bis heute gewagt, den militanten katholischen Widerstandskämpfer und Gegner des deutschen Nationalismus an der Saar zu würdigen. Im Land der Franz-Josef-Röder-Verehrer und Röchling-Bewunderer, der »Straßen des 13. Januar«, der Hindenburg-Türme und Heldendenkmäler für Hitlers Wehrmacht ist die öffentliche Würdigung Hoffmanns schlichtweg politisch nicht durchsetzbar.

Sein Lebensweg steht für die wenigen Tausend Saarländer, die sich 1935 dem Anschluss an Adolf Hitlers Deutschland mit allen Mitteln widersetzen und dafür einen hohen persönlichen Preis zahlten. Hoffmanns moralische und politische Grundüberzeugung könnte man als katholischen Universalismus bezeichnen. Er glaubte an die Gleichheit der Menschen vor Gott und war von einer tiefen Abneigung gegen den extremen deutschen Nationalismus erfüllt, der 1933 unter Führung der NSDAP zur Staatsmacht wurde. Hoffmann kämpfte als Gründer des »Deutschen Volksbundes für christlich-soziale Gemeinschaft« mit den linken Antifaschisten zusammen einen aussichtslosen Kampf gegen Deutschlands Griff nach der Saar. Der freudig vollzogene Eintritt der übergroßen Mehrheit der saarländischen Bevölkerung in Hitlers Volksgemeinschaft am 13. Januar 1935 bedeutete für ihn den Beginn eines zehnjährigen Exils. Nach der deutschen Invasion Frankreichs konnte er sich nur durch eine abenteuerliche Flucht dem Zugriff der Gestapo entziehen. Eine Verhaftung hätte seinen sicheren Tod bedeutet.

Er kann nach Brasilien entkommen, wo er, als Helfer bei der kanadischen Botschaft angestellt, seinen kargen Lebensunterhalt verdienen kann. Über das Schicksal seiner in Luxemburg verbliebenen Familie ist er im Ungewissen. Einer seiner Söhne stirbt als Soldat von Hitlers Wehrmacht in der Sowjetunion. Den Sieg der Anti-Hitler-Koalition sehnt Hoffmann herbei. Der Bruch mit den mörderischen Traditionen des deutschen Nationalismus, der spätestens ab 1941 alle Bindungen an menschliche Normen aufkündigte, war für viele Mitglieder des saarländischen Widerstandes die richtige politische Konsequenz. Die am 15. Dezember 1947 verabschiedete saarländische Verfassung war die politische Antwort der katholischen und sozialistischen Widerstandskämpfer auf Deutschlands politischen und moralischen Bankrott. Ein Programm staatlicher Autonomie und die enge ökonomische, soziale und kulturelle Anlehnung an die Französische Republik spiegelten einen Geist radikalen politischen Neubeginns.

Dieser musste sich allerdings der grundlegenden Tatsache stellen, dass Hitler an der Saar nur militärisch und nicht politisch gescheitert war. Dieser Tatsache waren sich die Führungsgruppen in Hoffmanns CVP und die autonomen Sozialisten der SPS nur allzu bewusst. Für eine wirkliche politische und juristische Abrechnung mit dem Nationalsozialismus an der Saar fehlte den schwachen antifaschistischen Kräften die politische Schlagkraft. Ab 1948 wurde auf die juristische Ahndung und tiefere Auseinandersetzung mit den Ursachen der deutschen Verbrechen gegen die Menschheit verzichtet. Der Aufbau des autonomen antifaschistischen demokratischen Saarstaates, so die durchaus populäre saarländische Selbstentlastung, sollte schließlich die Lehre sein, die aus der Herrschaft der angeblich von Preußen und Pfälzern dominierten Nazis an der Saar zu ziehen war.

Die Aufnahme der politischen Werte der Französischen Republik förderten ein Selbstbild des Saarstaates, das republikanisch und europäisch definiert war. Dafür wurden Hoffmann und seine politischen Verbündeten und Anhänger von den deutschen Nationalisten aller Couleur gehasst. Seine Niederlage im Abstimmungskampf 1955 über das »europäische Saarstatut«, der »Saar-Exit«, bedeutete den Triumph einer Einheitsfront von ehemaligen Kadern der NSDAP und deutschen Nationalisten, vereint im sogenannten »Heimatbund«. Sein Nachfolger als Übergangsbundespräsident wurde dann Heinrich Welsch, der ehemalige Gestapo-Chef von Trier. Anders als Hoffmann, dessen Name keine Schule oder öffentliche Einrichtung im Saarland trägt, ist dieser bis heute Ehrensensator der Universität des Saarlandes. Diese kann sich damit rühmen als bundesweit einzige Hochschule einen Gestapo-Chef akademisch zu würdigen.

1955 war allerdings der Vernichtungswut der ehemaligen Nazis, die nun wieder zu Amt und Würden kamen, enge Grenzen gesetzt. Die Bundesrepublik selbst war in ihrer politischen Verfasstheit 1955 nicht Nazi-Deutschland. Der Hass gegen die »Separatisten« und »Vaterlandsverräter« war allerdings populär im wiedervereinigten Saarland. Hoffmann und seine Mitstreiter wurden zu öffentlichen Unpersonen und sind es bis heute größtenteils geblieben. Die antifaschistischen und demokratischen Traditionen sowie der Internationalismus der ehemaligen saarländischen politischen Elite wurden als »Vaterlandsverrat« in brutaler Art und Weise aus dem öffentlichen Erinnern ausgemerzt.

Dieser politische und menschliche Skandal, der in dieser Art und Weise wohl nur im deutschen Bundesland Saarland ab 1955 möglich war, wird seit etlichen Jahren von einer sich erinnernden kritischen Öffentlichkeit beklagt. Einen erfolgreichen Protest mit politischer Durchsetzungskraft zur Ehrung der saarländischen Demokraten und Antifaschisten hat es allerdings bis heute nicht gegeben. Das liegt nicht nur an der großen Mehrheit innerhalb der CDU des Saarlandes, die keinerlei Wert darauflegt, die militanten katholischen Antifaschisten und Internationalisten in ihre Parteitradition zu integrieren. Wobei man zugeben muss, dass dies

eine politische und mentale Überforderung für die Partei wäre, die leider überwiegend stolz auf die braunen Gründungsväter ihrer Organisation ist. Aus dem Vermächtnis Hoffmanns könnte die CDU zudem lernen, dass konservativ und christlich sein sich gut verträgt mit einem militanten Auftreten gegen Rassisten, Menschenfeinde und nationalistische Hetzer.

Auch von der SPD ist hier nichts zu erwarten. Ihr Umgang mit dem antifaschistischen Erbe ihrer Organisation unterscheidet sich kaum vom Brauchtum der CDU. Sie hat immerhin über siebzig Jahre gebraucht um Max Braun, ihren Vorsitzenden und Führer der saarländischen Antifaschisten im Abstimmungskampf 1935 zu ehren. Das hat funktioniert, weil Braun 1945 starb und die Gegnerschaft gegen Hitler seit einigen Jahren im Saarland als grundsätzlich legitim eingeschätzt wird. Und dann gibt es noch den saarländischen Weg der Versöhnung. Das heißt, die Täter und die Opfer werden zu ehrenwerten Leuten erklärt, die alle nur das Beste wollten.

Die 1959 von Hoffmann-Anhängern gegründete *Union Stiftung*, die rechtlich und politisch unabhängig von der saarländischen CDU ist und als »mittelbarer Gesellschafter« des Konzerns Saarbrücker Zeitung über erhebliche Finanzmittel verfügt, hat sich für diesen Weg entschieden, wohl in der Hoffnung, unter Preisgabe seiner politischen und moralischen Substanz, die öffentliche Ehrung und überfällige Anerkennung Hoffmanns endlich durchsetzen zu können. Das von Markus Gestier, Heinrich Küppers und der Hoffmann-Enkelin Brigitte Steinle herausgegebene »Johannes Hoffmann (1890–1967). Ein Lesebuch aus Quellen« ist ein Versuch, die herrschenden provinziellen Kleingeister im Land zu bewegen, Hoffmanns Lebenswerk doch endlich anzuerkennen. Hoffmanns beste politische Seite, sein Bruch mit Deutschland, der politische Austritt aus der deutschen Volksgemeinschaft, den er für einen winzigen Teil des christlichen Widerstandes vollzog, und der bedingungslose Kampf gegen diese, wird deswegen von den Herausgebern relativiert. Es scheint so, als ob man sich fast schäme, dass ein Christ und konservativer Politiker zu so etwas fähig war.

Die präsentierten 26 Quellen bestehen aus Artikeln des Journalisten Hoffmann, Reden und Korrespondenz politischer und privater Art. Sie umfassen die Zeit von Februar 1933 bis zu seinem Tod 1967. In vier Kapiteln, mit biographischen und historischen Erläuterungen, wollen die Herausgeber zum besseren Verständnis des Menschen und Politikers Hoffmann beitragen. Ergänzt wird das Ganze durch eine Zeittafel und Fotos zu Leben und Politik. Das Buch, so mein Fazit, ist von der politischen Absicht der Herausgeber bestimmt, Hoffmann mit seinen politischen Feinden, den deutschen Nationalisten, zu versöhnen. Der militante Antifaschist wird im Verlauf der Lektüre immer mehr zu einem guten Saarländer und Deutschen gemacht, der das Beste gewollt habe. Ähnlich zurechtfabuliert werden die Nazis an der Saar. Hier verläuft die historische Erkenntnisbewegung in die Gegenrichtung. 1935 votierten sie für Hitlers Deutschland im verständlichen Irrtum, »einer völkisch gebotenen Treuepflicht« (S. 20) unterworfen zu sein, mutieren aber dann im Verlauf der Geschichte zu ehrenwerten Nationalisten, die in der zweiten Abstimmung 1955, wie die Anhänger Hoffmanns, auch das Beste für das Land wollten. Aus diesem guten Willen beider Parteien sei schließlich das eigenständige deutsche Bundesland Saarland entstanden. »Zu den Besonderheiten«, meinen die Herausgeber, »gehören vor allem die hier erlebten Abstimmungskämpfe von 1934/35 und von 1955. Sie wurden in großer Leidenschaft ausgetragen. Diese geballten Emotionen haben aber letztlich eine identitätsstiftende Wirkung gehabt. Das heutige Saarland hat in der Tat aus den Tagen dieser geradezu dramatischen Abläufe das eigentliche Fundament seine heutige Existenz als Staat gefunden«. Wenn das Gauleiter Bürckel noch hätte lesen können.

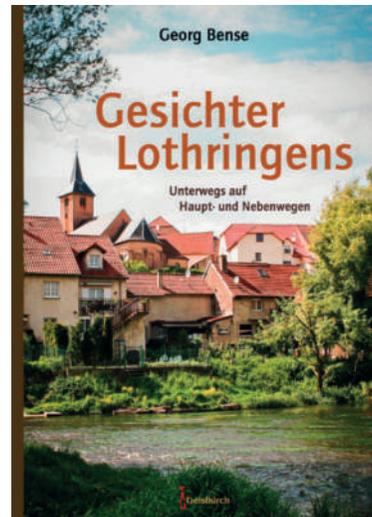
Kaum etwas erfahren wir daher über Hoffmanns dramatische Flucht durch Frankreich und sein politisches Exil in Brasilien (1941 bis 45). Er scheint sich in diesen Jahren, folgt man dem Buch, nicht mehr für Politik zu interessieren. Dabei führte Hoffmann ein umfangreiches Tagebuch in dieser Zeit. Dieses Dokument befindet sich im Archiv der *Union Stiftung* und wurde Heinrich Küppers, einem der Herausgeber, 2009 als wichtige Quelle für seine Hoffmann-Biographie zur Verfügung gestellt.

Warum daraus dann nur zwei dürre private Einträge aus dem Jahr 1943 zitiert werden, wird nicht erläutert. Die 2005 von der *Union Stiftung* im *Gollenstein Verlag* publizierten Tagebuchblätter von Hoffmann aus dem Jahr 1940 »Am Rande des Hitlerkrieges« zeigen seinen Hass auf Hitlers Deutsche und den siegreichen Nationalsozialismus in Frankreich. Auch diese wichtigen Aufzeichnungen werden aus unerklärlichen Gründen nicht berücksichtigt. So bleiben die Jahre der Verfolgung und des antifaschistischen Widerstandskampfes trotz reichhaltigen Quellenmaterials fast unerwähnt. Der Grund scheint darin zu liegen, dass der militante Antifaschist Hoffmann, der nichts mehr wünscht als einen Sieg der Anti-Hitler-Koalition, für das Programm der »Versöhnung« und der Rehabilitierung als letztlich doch »guter Deutscher« nicht geeignet ist. Die letzte Seite des Buches bestätigt diese Einschätzung. Es ist ein politisches Angebot der *Union Stiftung* an die *CDU Saar* zum historischen Schulterchluss. Überbracht wird dieses in Form einer Photographie anlässlich des 75. Geburtstages von Johannes Hoffmann im Jahr 1965. Der Schnappschuss zeigt den damaligen Ministerpräsidenten und CDU-Landesvorsitzenden Franz Josef Röder im freundlichen Gespräch mit Hoffmann. Hintergrund für den Besuch Röders sind die politischen Grabenkriege innerhalb der CDU. Er muss Rücksicht auf die zahlreichen Anhänger Hoffmanns in der Partei nehmen und ist deshalb zu dieser Geste bereit. Der heutige Leser allerdings weiß, im Gegensatz zu Hoffmann im Jahr 1965, um die NS-Vergangenheit Röders. Die Herausgeber, im Besonderen Heinrich Küppers, der sich durch eine skandalöse, die NS-Vergangenheit Röders verharmlosende Biographie hervorgetan hat (2015 publiziert von *Union Stiftung* im *Conte Verlag*), missbrauchen das politische und moralische Vermächtnis des toten Hoffmanns für die Verteidigung Röders, eines saarländischen SA-Mitglieds und NS-Aktivisten, der in den Jahren 1933 bis 1935 aktiv für die Errichtung der NS-Diktatur im Saarland gekämpft hat und damit politisch und moralisch eine Mitverantwortung für die brutale Verfolgung Johannes Hoffmanns trägt. Dieses Foto ohne Kommentar und Erläuterung der Rolle Röders während der NS-Zeit, ohne Bezugnahme auf die aktuelle Debatte in einem Hoffmann-Lesebuch als Abschluss zu präsentieren, ist selbst für saarländische Verhältnisse ein starkes Stück.

Neue Bücher unserer Autoren



Stefan Ripplinger:
Vergebliche Kunst. Essay
Reihe: Fröhliche Wissenschaft
MSB Matthes & Seitz, Berlin 2016
ISBN 978-3-95757-155-7
€ 10,00 | 107 Seiten



Georg Bense: Gesichter Lothringens
Unterwegs auf Haupt- und Nebenwegen
Geistkirch-Verlag, Saarbrücken 2017
ISBN 978-3-946036-73-9
€ 19,80 | 168 Seiten



Harald Glaser: »Ein langjähriger Wunsch der Arbeitnehmerschaft«
Die Arbeitskammer im Saargebiet und die Arbeitskammer
des Saarlandes bis zur Rückgliederung 1957
Röhrig Universitätsverlag, St. Ingbert 2017
ISBN 978-3-86110-643-2
€ 29,90 | 433 Seiten,

Autorinnen und Autoren

Maja Andrack, geb. 1971 in Skopje, Makedonien. 1990-1995 Studium der Malerei und Kunstgeschichte in Skopje Makedonien. 1995/96 DAAD Stipendium HBK saar. 1997-2002 Studium Freie Kunst Neue Medien. 2003-2005 Lehraufträge HBK saar / Videokulptur. Seit 2005 Gymnasiallehrerin im Schuldienst.

Georg Bense, geb. in Köln, aufgewachsen in Stuttgart, Fernsehjournalist, Autor, Regisseur und Kameramann zahlreicher Filme für ARD, ZDF und arte.

Julian Bernstein, geb. 1981 in Saarbrücken, Studium der Geschichte, der Interkulturellen Kommunikation und der franz. Literatur, M.A., als freier Journalist u.a. tätig für SR2, WDR, SRF, Die Zeit, NZZ.

Kajo Breuer, geb. (1948) und aufgewachsen in Mönchenglöblich. Studium der Soziologie, Politologie und Volkswirtschaft in Köln. Mitglied des Saarbrücker Stadtrates von 1984 bis 2001. Von 2002 bis 2013 Bürgermeister und Dezernent der Landeshauptstadt Saarbrücken. Politisch aktiv seit 1967 mit den Stationen Hamburg, Köln und Saarbrücken: Mitarbeit in diversen linken Gruppierungen, seit 1983 Mitglied der *Grünen*. Engagiert insbesondere in ökologischen, sozialen und kulturellen Initiativen, Vereinen und Verbänden sowie in der *Grünen*-nahen Heinrich-Böll-Stiftung.

Bernhard Dahm, geb. 1953, Rechtsanwalt mit Schwerpunkt Asyl- und Ausländerrecht.

Thomas Döring, Dr., geb. 1963, studierte Psychologie in Saarbrücken. Promotion in Frankfurt am Main. Er arbeitet am Adolf-Bender-Zentrum in St. Wendel und macht Veranstaltungen mit Horst Bernard als »Zeitzeugen«, in denen Bernard Schulklas-

sen und Jugendlichen über seine Lebensgeschichte und sein Engagement erzählt.

Hans Gerhard existiert seit 1973. Er stammt aus Braunschweig, hat an der Uni des Saarlandes Rechtswissenschaften studiert, eine Zeitlang als Rechtsanwalt gearbeitet, immer literarische Texte produziert und ist seit 2007 Vize des Verbands deutscher Schriftstellerinnen und Schriftsteller Saar und seit 2014 Vorsitzender des Saarländischen Künstlerhauses. Letzte Veröffentlichungen: *Alles was wir brauchen*. Erzählungen, PoCul-Verlag 2013. *Mehr zu Hause als ich*, Kurzgeschichten, Conte Verlag 2017.

Harald Glaser, Studium der Soziologie, Politikwissenschaft und Germanistik, Staatsexamen, M.A., historische und museumsdidaktische Projekte zur Völklinger Hütte und zur Alten Schmelz St. Ingbert, Veröffentlichungen und Ausstellungen zur Industriegeschichte, z.Zt. Wissenschaftlicher Mitarbeiter im Dokumentationszentrum der Arbeitskammer des Saarlandes.

Jörg W. Gronius, geb. 1952 in Berlin, studierte Theaterwissenschaften, arbeitete als Dramaturg und Regisseur. Er schreibt Texte über und für das Theater, vor allem Dramen und Libretti. Für die autobiographisch motivierte Romantrilogie *Ein Stück Malheur* (2000), *Der Junior* (2005) und *Plötzlich ging alles ganz schnell* (2007) erhielt er den Ben-Witter-Preis. Letzte Veröffentlichung: *Traumwohnungen & Götter. Gedichte & Anrufungen*, PoCul-Verlag, Saarbrücken 2014. Letzte Veröffentlichung: *Dabeim und wieder da draußen*, PoCul Verlag, Saarbrücken 2017.

Ludwig Harig, geb. 1927 in Sulzbach/Saar, gest. 2018 ebd., deutscher Schriftsteller und literarischer Übersetzer.

Christina Haubrich, geb. 1967 in Bernkastel-Kues, Studium der englischen und spanischen Sprach- und Literaturwissenschaft und Pädagogik in Trier, Saarbrücken und Valladolid. Im Schuldienst seit 2000, Weiterbildung zur Inklusionslehrerin 2012 bis 2014, Wechsel vom Gymnasium zur Gesamtschule 2014.

Sadija Kavgić, ist freiberuflich als Journalistin, Fotografin und Übersetzerin tätig. Sie wurde in Tuzla, Bosnien und Herzegowina geboren. Nach dem Journalistik-Studium an der Universität in Sarajevo arbeitete sie bei der Tageszeitung *Večernje Novine* in Sarajevo. In der Folge des Krieges in Jugoslawien kam sie 1993 nach Deutschland. Sie publiziert in Deutschland sowie in Bosnien und Herzegowina. Sie lebt in Saarbrücken.

Johannes Koll, geb. 1964. Studium der Mittleren und Neueren Geschichte, Musikwissenschaft, Philosophie und Politikwissenschaft an der Universität Köln. 1999 Promotion, danach Wissenschaftlicher Mitarbeiter, Lehrbeauftragter, Gastprofessor bzw. Postdoc an den Universitäten Köln, Münster und Wien sowie an der Wirtschaftsuniversität (WU) Wien. Als Stipendiat und Gastforscher an Forschungseinrichtungen in Deutschland, Polen und den Niederlanden. 2013 Habilitation an der Universität Wien. Seit 2015 Senior Scientist am Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte sowie Leiter des Universitätsarchivs der WU Wien. – Publikationen (Auswahl): Johannes Koll, Arthur Seyß-Inquart und die deutsche Besatzungspolitik in den Niederlanden (1940-1945), Wien/Köln/Weimar 2015; Johannes Koll (Hrsg.), »Säuberungen« an österreichischen Hochschulen 1934–1945. Voraussetzungen, Prozesse, Folgen, Wien/Köln/Weimar 2017. – Forschungsschwerpunkte: Nationalsozialismus, Biographik, Wissenschafts- und Universitätsgeschichte.

Heinz Monz, Dr. iur, Dr. phil., geb. 1929 in Trier, gest. 2012 ebd.. Studium der Rechtswissenschaften, Geschichte und Soziologie in Mainz und Saarbrücken. Seine juristische Doktorarbeit (»Die kommunale Neuordnung städtischer Ballungsräume«, 1960) lieferte die Grundlagen für Triers 1969er Eingemeindungen. 1963 verfasste er

auch eine in Philosophie. Titel: »Karl Marx und Trier – Verhältnisse, Beziehungen, Einflüsse«. Immer wieder Publikationen zu Marx (zuletzt die erweiterte Neuauflage von »Karl Marx – Trierer Reminiszenzen« (Wissenschaftlicher Verlag Trier, 2009). Außerdem Standardwerk mit Lebensbeschreibungen von 1.600 Persönlichkeiten aus und um Trier: »Trierer Biographischen Lexikon« (Wissenschaftlicher Verlag Trier, 2000). – nach diversen Tätigkeiten in der Kommunalverwaltung von 1975 bis 1988 Mitarbeiter des Bürgerbeauftragten von Rheinland-Pfalz, zuletzt Ltd. Ministerialrat a.D.

Stefan Ripplinger, geb. 1962 in St. Ingbert. Freier Autor. Im November erscheint von ihm der Essay *Mallarmés Menge*.

Erhard Schmied, Jahrgang 1957, aufgewachsen in der Nähe von Frankfurt, lebt als Autor in Saarbrücken. Drehbücher, Stücke fürs Kinder- und Jugendtheater sowie zahlreiche Hörspiele, so etwa für den SR-Radiotort, aber auch für andere deutschsprachige Sender. Lehraufträge für Hörspiel und für szenisches Schreiben an der Universität des Saarlandes sowie der Pädagogischen Hochschule Luzern.

Erich Später, geb. 1959, Buchhändlerlehre, Studium in Saarbrücken und Berlin, arbeitet für die Heinrich-Böll-Stiftung Saar. Er publiziert in der Monatszeitschrift *konkret* schwerpunktmäßig zu den Themen Massenverbrechen der Deutschen vor und während des Zweiten Weltkriegs, zu den sogenannten »Vertriebenenverbänden« sowie zur saarländischen Regionalgeschichte. – Letzte Buchveröffentlichungen »Villa Wagner. Hanns Martin Schleyer und die deutsche Vernichtungselite in Prag«, Konkret LiteraturVerlag Hamburg; »Der dritte Weltkrieg – die Ostfront 1941-45«, Conte Verlag St.Ingbert.

Herbert Temmes, geb. 1969, Geschäftsführer der Deutschen Multiple Sklerose Gesellschaft, Landesverband Saar e.V.

Arnfrid Astel: Der Tod

Der Tod, ein Greis,
wirft Münzen in das Wasser
des dunkeln Flusses
in der Unterwelt.
Er tilgt die Bilder
der Erinnerung.
Doch Schwäne gründeln sie
aus ihrem Schlamm
und retten sie
für die Unsterblichkeit.
Die Nymphe birgt
die so Geretteten
im nahen Tempel
der Erinnerung.
Des düstern Todes Schwingen
tilgt ein Lied.